鷗外
ZA
B422
東京大學圖書
0004804977
東京大学総合図書館

東京帝國大學圖書印

B 24186

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 175. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Sonnabend, 26. Juni.

Correspondenzen sind an die Redaction, **Inserate** dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73.* **Der Insertionspreis** ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Land und Volk der japanischen Inselkette. Von Dr. E. Naumann. (I.) — Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. v. Berlepsch. (V. Schluß.) — Frankreich. Paris: Zur Abreise der Prätendenten. Neue Regierungsmethode. Heilige und Könige. — Italien. Rom: Aus der Kammer. Interpellation Ferrari's betreffend die Wahl und die Verurtheilung Cipriani's. Erklärungen des Justizministers und des Ministerpräsidenten. — Verschiedenes.

☞ Telegraphische Berichte siehe sechste Seite.

Land und Volk der japanischen Inselkette.

Von Dr. Edmund Naumann.

I.

* Schon seit Jahrhunderten erfreut sich der Kranz gebirgiger Inseln, von dem aus im Norden die Kette der unwirthlichen Kurilen hinaufführt zu Kamtschatka, wo vulcanisches Feuer das Eis der Gletscher schmilzt, und der sich im Süden durch die Guirlande der Liukiu-Inseln mit Formosa verbindet, des Rufes bezaubernder Schönheit. Goldiger als bei uns glänzt dort die Sonne, an einer vielgestaltigen Felsenküste bäumen sich hochgehende Wellen, wenn der Frühling kommt, dann schmückt er das grüne Pflanzenkleid des Insellandes mit Blüthen ohne Zahl, in den Wäldern klettern Schlinggewächse an schlanken Stämmen oder steilen Felswänden hoch empor, um ihre Blumenglocken oder Blüthensträuße in luftiger Höhe anzuheften und im Herbst prangt das Laub in den herrlichsten Farben und bildet mit dem Immergrün einen Pflanzenteppich, der an Pracht in anderen Ländern seines gleichen sucht.

Die vier größten Inseln des japanischen Bogens, dem Areal nach Großbritannien ungefähr entsprechend, erstrecken sich durch nicht weniger als vierzehn Breitengrade, von der Breite von Alexandria etwa bis zur Breite von Venedig. Durch die weite Erstreckung von Süd nach Nord, durch die gebirgige Natur des Landes und durch die eigenthümliche Stellung zwischen der großen Continentmasse und dem Stillen Weltmeere werden außerordentliche Verschiedenheiten des Klima's bedingt. Im Norden der Hauptinsel gibt es Dörfer, die im Winter förmlich unter Schnee begraben werden; 25 Fuß ist keine Seltenheit. Auf Ooschima, einer Vulcaninsel am Eingange zum Golf von Jedo, stehen Mitte Februar die Camellienwaldungen in vollster Blüthe, während tief drinnen im Lande den 12 Kilometer langen See von Suwa noch eine dicke Eiskruste deckt. Beim Uebergange über den Gebirgspaß Mikunitoge, nach Durchmessung einer schon in Schnee und Winternebel gehüllten Landschaft, sah ich einst mit Staunen, wie sich vor der Höhe zu meinen Füßen ein von Sonnenglanz übergossenes, grünendes Land ausbreitete. Wenn im April auf der Kii-Halbinsel blühende Azaleenbüsche und -Bäume den Wanderungen einen unbeschreiblichen Reiz gewähren, jagen die Bauern in dem unter Schnee halb begrabenen, am japanischen Meere aufsteigenden Asahigebirge nach Bären.

Auf Yezo, der nördlichsten der vier großen Inseln, starren weite Strecken unter Schnee und Eis, während sich im Süden die Wälder und Wiesen mit Blumen schmücken. Die Rauheit des Klima's trägt Schuld daran, daß sich der Strom der Einwanderer nicht so weit nach Norden ergoß. Noch jetzt ist Yesso von den sogenannten Ainos, einem friedlichen, aber tief stehenden, von Jagd und Fischfang lebenden Volksstamme, bevölkert.

Die Ainos, welche sich vor allem durch starke Behaarung von den meist bartlosen Japanern unterscheiden, breiteten sich in vorgeschichtlicher Zeit über die ganze japanische Inselkette aus und wurden allmählich von den über Korea eindringenden Eroberern nach Norden zurückgedrängt. Vielfach erinnern die Namen von Ortschaften, Bergen, Buchten und Inseln an die Urbewohner des Landes. Selbst im äußersten Süden findet man Benennungen aus der Ainosprache. So liegt südlich von Kiuschiu ein langgestrecktes Eiland, Tanegaschima, das von Ainos getauft worden ist.

Tanegaschima hat für uns auch in so fern Interesse, als hier die ersten Europäer, die Entdecker der japanischen Inseln, im Jahre 1542 ans Land stiegen. Ein chinesisches Piratenschiff, auf welchem sich drei Portugiesen befanden, wurde durch einen Sturm hieher verschlagen. Die Fremden, die mit ihren Donnerbüchsen die Vögel von den Bäumen holten, erregten bei den Eingebornen nicht geringes Staunen. Schon im 13. Jahrhundert hatte man in Europa durch Marco Polo Kunde von dem Wunderlande Zipangu erhalten, und als sich Columbus auf seine Entdeckungsreise begab, geschah dieß in der Hoffnung, Japan zu finden. Zurückgekehrt von seiner weiten Reise, lebte er sogar in dem festen Glauben auf das Zipangu des Marco Polo gestoßen zu sein.

Den ersten Entdeckern der japanischen Inseln folgten bald gewinnsüchtige Abenteurer, und nicht lange dauerte es, so kamen die Missionäre. Die neue Lehre gewann bald Verbreitung, so daß in dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die Zahl der Christen nicht weniger als 600,000 betragen haben soll. Aber nur zu bald erkannte man in den allzueifrigen Glaubensboten Friedensstörer und Staatsfeinde. Die schrecklichsten Christenverfolgungen begannen und führten zur vollständigen Ausrottung des Christenthums. So gastfreundlich das Entgegenkommen gewesen, welches den ersten Ankömmlingen zutheil geworden, so grausam und unerbittlich war nun das Vorgehen gegen alle, die sich zum Kreuze bekannten. Mit eiserner Strenge wurde das Land von allen Spuren der abendländischen Religion gesäubert. Aber nicht nur die Pfaffen, die Fremden überhaupt mußten weichen. Nur die Holländer und Chinesen erhielten das Privilegium, mit den Eingebornen Handel treiben zu dürfen, doch konnte dieß nur unter den denkbar größten Beschränkungen geschehen. Die Vertreibung der Fremden und die Abschließung des Landes gegen die äußere Welt fand im Jahre 1624 gesetzliche Bestätigung. Es folgten nun 250 Jahre ununterbrochenen Friedens, in welchen beständig zwei Kaiser neben einander an der Spitze des Staates standen, der Mikado, welcher der angestammte rechtmäßige Herrscher war, und der Shogun, der Kriegsherr oder Militärkaiser. Die Shogune waren die Usurpatoren. In ihren Händen lag die ganze Macht. Das Land war in eine Unzahl kleiner Fürstenthümer zersplittert, aber die Herren dieser Ländereien, die sogenannten Daimios, standen im Lehnsverhältnisse zu dem Shogun, dem Feudalherrn, der eine wunderbar organisirte und strenge Controle über das Staatswesen übte. Die Abgeschlossenheit des Landes und ein Buch weiser Gesetze, von denen Kämpfer sagt, er wünsche von Grund seines Herzens, daß wir Europäer ebenso wenig hätten, gewährten die Bürgschaft des Friedens. Es ist ein hochinteressantes Denkmal, das unser Landsmann (der sich in den Jahren 1690 bis 1692 in Japan aufhielt und als ebenso fleißiger wie geschickter Beobachter erwies) den Zuständen jener Zeiten gesetzt hat, und geradezu glänzend muß das Zeugniß genannt werden, welches er den Bewohnern des Landes ausstellt. Er sagt von ihnen, daß sie unter sich einig und ruhig seien, den Göttern Verehrung und den Gesetzen Gehorsam zollen, er nennt sie unterrichtet, höflich, verbindlich und tugendhaft, unübertroffen in den Künsten und Proben ihres Fleißes. Niemals, sagt Kämpfer, ist das Land in einem glückseligeren Zustande gewesen, als jetzt, da es von einem unumschränkten und nach Gutdünken herrschenden Monarchen regiert wird und vor allem ausländischen Handel und Gemeinschaft verschlossen und verwahret ist.

Wenn das Kreuz, das heilige Zeichen der Christen, Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem harten Stahl japanischer Schwerter zersplitterte, wenn es hier dem Vordringen abendländischer Cultur und Civilisation nicht als Wegweiser dienen konnte, vielmehr die Entfremdung der Völker des Ostens und Westens bedingte, so liegt der Grund in der Begegnung mit einer ebenso alten, wie kerngesunden Cultur, von deren tiefem Gehalt wir uns später überzeugen werden. Es darf nicht wundernehmen, daß die christliche Lehre in der fünfzigjährigen Zeit von der Entdeckung Japans bis zur Abschließung des Landes so viele Erfolge verzeichnen konnte; denn bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts war das Land von den schwersten Kämpfen erschüttert. Die Fackel des Bürgerkrieges brannte die Dörfer nieder, Mord und Todschlag waren an der Tagesordnung, und selbst wer ein Schwert führen durfte und es verstand, dasselbe mit kräftigem Arm zu schwingen, war in Gefahr, sein Leben durch schleichende Mörder zu verlieren. Da ist es erklärlich, daß so manches von der unerfüllbaren Sehnsucht nach friedvollen Zeiten erfüllte Herz Trost und Stärkung in der neuen Lehre suchte und fand. Aber Ruhe und Ordnung kamen wieder, und ein großer Staatsmann, Iyeyas mit Namen, der sich in heißen Schlachten bereits den Ruhm eines Helden gesichert, nützte die Kraft vaterländischer Cultur, um den Frieden dauernd zu wahren.

Als die ersten Entdecker im südlichen Japan überall eine gastliche Aufnahme fanden, erwiesen sich die Wunder, welche das Schießpulver verrichtete, als nutzbringende Fürsprecher. Im Jahre 1853 geschah es, daß der amerikanische Gesandte Perry in Uraga anlangte, um den Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages zu übergeben. Ein Jahr später kam er wieder und imponirte den Japanern mit Dampf und Elektricität. Telegraph und Eisenbahn machten nicht weniger Effect, als seinerzeit Mendez Pinto's Arkebusen; aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, die Japaner hätten sich durch den Eindruck der neuen Erfindungen derart überwältigen lassen, daß sie aus innerem Bedürfnisse unserer Civilisation näher getreten wären. Allerdings schloß Perry einen Vertrag mit der Regierung des Schoguns ab, aber es war derselbe nur ein Signalruf zur Entzündung des Bürgerkrieges. Schon seit langem hatte sich der Stolz der Fürsten mit Unwillen unter das Joch der Feudalherren gebeugt und jetzt kam es zu offener Fehde. Die Mehrzahl der Daimios fiel vom Schogun ab und setzte schließlich im Jahre 1868 den Mikado als Alleinherrscher wieder in seine vollen Rechte ein. Mit dem Feudalherrn fiel nun auch das Feudalsystem. Die Fürsten legten ihre Herrschaften freiwillig in die Hände ihres Kaisers und die Eintheilung des Volkes in die abgabenfreie, consumirende, kriegspflichtige der Samurai und in die abgabenpflichtige, producirende der Heimin hörte auf. Die sociale Umwälzung, welche mit dem Sturz des Feudalsystems Hand in Hand ging, war also eine der tiefgreifendsten, die man sich denken kann. Dem Umstande, daß die Widerstandskraft des Volkes durch die inneren Zerwürfnisse und Entwicklungsvorgänge geschwächt war, ist der Abschluß der Verträge hauptsächlich zuzuschreiben, durch welche eine Anzahl Häfen dem fremden Handel und Verkehr geöffnet wurden. Als Frucht selbständiger Entwicklung ist der Anschluß an die europäische Civilisation nicht zu betrachten. Ohne den fortwährenden Druck von außen wären die Verträge gewiß nicht zu Stande gekommen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Japaner sich uns als den Ueberlegeneren im Bewußtsein eigener Unvollkommenheit genähert hätten, und pflegt man diese Annäherung als einen Beweis für die guten Eigenschaften und die Intelligenz des Volkes hinzunehmen. Aber diese Anschauung trifft nicht das Rechte. Das Land ist nicht von innen her geöffnet, sondern von außen erschlossen worden. Die Japaner folgten nur dem immer intensiver hervortretenden Verlangen fremder Mächte, mit ihnen in Verkehr zu treten, und es geschah dieß keineswegs ohne Blutvergießen. Als die Mikadoherrschaft wieder hergestellt war, stand man der Nothwendigkeit einer neuen Organisation des Staatswesens gegenüber. Was war da bequemer als westländische Einrichtungen zu copiren? Das Princip kritikloser Nachahmung ist noch jetzt gang und gäbe. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschichte neben unläugbaren Fortschritten so manchen Mißgriff, den Schiffbruch so mancher Unternehmung verzeichnet.

Die japanischen Inseln ragen als Theile eines großartigen, aus tiefen Abgründen aufsteigenden Gebirges über die Meeresfluth empor. Breites, von gewundenen Thälern viel zerfurchtes Bergland fügt sich mit scharfen Ketten zusammen. Zwischen diesen Gebirgsgliedern verlaufen große Längsthäler, denen aus zahllosen, lustig rauschenden Sturzbächen die Wasser zuströmen, oder es schieben sich Ebenen ein, auf denen die Bevölkerung dicht zusammengedrängt dem Boden so viel als möglich abzugewinnen bestrebt ist. Nur wenige Flüsse sind in ihrem Unterlaufe auf kurze Strecken für größere Fahrzeuge schiffbar, kleine Boote aber wagen die Fahrt über schäumende Stromschnellen, mitten durch die Felsanhäufung reißende Flüsse, und wenn nach einer pfeilschnellen Fahrt das ruhige Fahrwasser erreicht ist, dann schleppen die unverdrossenen Schiffer ihr Fahrzeug mit unsäglicher Mühe wieder stromaufwärts.

Hoch über das chaotisch erscheinenden Gewirr von Bergen und Rücken erheben sich die Vulcane. Unter all diesen Feuerbergen, deren das Land einen großen Reichthum besitzt, ist der Fujisan[1]) der höchste. Er steigt bis zu einer Meereshöhe von 3800 Meter an und ist zugleich der höchste Berg des ganzen japanischen Archipels. Ich lade den freundlichen Leser ein, mich auf einer Wanderung nach dem Gipfel des berühmten Berges zu begleiten und dort eine sich über nicht weniger als 13 Provinzen erstreckende Rundschau zu halten.

Tokio, der Ausgangspunkt unseres Streifzuges, eine Stadt von nahezu 900,000 Einwohnern, ist seit 1869 Sitz der Regierung. Es liegt am Rande der größten Ebene des Landes, dort, wo der Golf von Yedo in großem flachen Bogen abschließt. Zwischen Alt- und Neustadt führt der Sumidagawa, ein aus dem nahegelegenen Berglande von Kuanto heraustretender Fluß, zum Meere. Aus dem unabsehbaren Häusermeere tauchen buschige Schollen auf und im Westen und Norden umschließt ein flacher Hügelkranz die niedere Stadt. Hie und da überragt ein großer Tempel mit seinem mächtigen Dache die ringsum liegenden kleinen hölzernen Wohnhäuser. Im Centrum der Stadt, auf der Westseite des Flusses, liegt die großartige, Anfangs des 17. Jahrhunderts erbaute Festung. Ein riesiger Doppelgraben mit gewaltigen Mauern umgibt dieses unvergängliche Denkmal des berühmten Erbauers der alten Schogun-Residenz.

Wir miethen eine jener zweirädrigen, von Menschen gezogenen leichten Karren, die man Djinrikisha[2]) nennt und lassen uns nach Westen entführen. Wie im Fluge geht es auf der schlechten Straße vorwärts und nach vier bis fünfstündiger Fahrt (nach Durchmessung der von Reisfeldern eingenommenen Ebene von Yedo) langen wir in dem 46 Kilometer von Tokio entfernten, gegen 8000 Einwohner zählenden lebendigen Städtchen Hachuoji[3]) an. In der Nachbarschaft wird viel Seidenzucht getrieben, wie überhaupt in den Randgebieten der Ebene. Der Weg führt nun über eine Bergkette weg, ist aber nicht mehr für Djinrikishas passirbar; denn die Kulis können die starke Steigung nicht überwinden. Wer schlecht zu Fuße ist, kann sich ein träges Packpferd miethen und sich's auf dem hölzernen hohen Sattel bequem machen, wenn solches überhaupt möglich ist, oder er kann sich, wenn er im Stande ist, seine Glieder wie ein Taschenmesser zusammenzuklappen oder sich zu einem möglichst kleinen Klumpen zusammenzuballen, in eine „Sänfte" hineinzwängen, in der er weniger sanft vorwärts bewegt werden dürfte, als dieß in den für schöne Toiletten berechneten Portechaisen des Elb-Florenz der Fall ist. Nach Ueberschreitung der Bergkette (die von ihrer Höhe aus einen reizenden Blick auf den hinter zahllosen runden, dicht aneinander gedrängten Bergen aufsteigenden Fuji gewährt, während unten in der Tiefe zwischen senkrechten Terrassenufern ein vielfach gewundener Fluß auf uns zuströmt) geht es bergauf und bergab durch viele ansehnliche Dörfer, bis wir zur Sarhashi, der Affenbrücke, kommen. Hier überschreitet man eine prachtvolle, enge und tiefe Felsenschlucht. Bald wendet sich der Weg nach Südwesten, ein Thal hinauf, und ehe wir nach dem am Fuße des Fuji gelegenen Pilgerdorfe Kamiyoshida gelangen, verräth sich die Nähe des Vulcans bereits durch einen wildzackigen großartigen Lavastrom, der vor undenklichen Zeiten das Thal hinabgeflossen. Die Reise von Tokio bis Kamiyoshida kann in 2½ bis 3 Tagen ausgeführt werden.

Von Kamiyoshida aus geht es zunächst nur sanft bergan, gleich hinter dem Dorfe durch einen lichten Forst hoher knorriger Kiefern, in deren Zweigen die Uguisu, die japanische Nachtigall, ihre entzückenden Lieder ertönen läßt. Auf den melodienreichen Kiefernwald folgt steinige Wüste. In einer Theeschenke wird für wenige Minuten Halt gemacht. Hier will das wiehernde Gelächter der Gäste lauten Streit übertönen. Ein Träger macht den Versuch, die Bezahlung seiner Zeche bis zur Rückkunft vom Berge zu verschieben, aber der knöcherne, grauhaarige, krummrückige Wirth läßt sich so etwas nicht gefallen und sucht sein gutes Recht durch ebenso hitzige wie flüssige Rede zu vertheidigen. Da, wo der steilere Anstieg beginnt, liegt eine Gruppe von Theehäusern. Der Ort heißt Magayeshi, d. h.: Schicke das Pferd zurück. In den Sommermonaten herrscht an dieser Stelle ein ebenso reges wie buntes Leben. Gleich hinter Magayeshi geht es in den Bergwald hinein. Bis zum Gipfel sind acht Ruhestationen angelegt. Sie bestehen aus höhlenartigen, in künstlichen Steinhaufen freigelassenen Räumen und bieten bei sehr primitiven Einrichtungen Gelegenheit zum Uebernachten, so daß man die Besteigung nicht nothwendig in einem Tage auszuführen braucht. Wenn man zwischen 6 und 7 Uhr Morgens von Kamiyoshida aufbricht, kann man ohne besonders große Anstrengung um 5 Uhr Nachmittags auf dem Gipfel sein. Die Verdünnung der Luft in der großen Höhe ruft zusammen mit der nach den Beschwerden der Besteigung eintretenden Erschöpfung und sehr bedeutenden Temperaturerniedrigung bei vielen Personen Fieber und Schüttelfrost hervor.

Wir quartiren uns in einer der aus Steinen sehr roh, aber massiv gebauten Hütten ein, die in langer Reihe an einer geschützten Stelle des Kraterrandes erbaut sind und zur Unterkunft der Pilger dienen. Gegen halb 4 Uhr Morgens rührt sich's in der Behausung; draußen ist's schon lebendig. Die Thüren werden geöffnet und ein schwacher, stumpfer Silberlichtschein fließt herein und lockt hinaus ins Freie. Oben im Zenith glänzt die fast volle Mondscheibe, die Quelle des Silberlichtes; unten ein unabsehbares Meer von Schatten, auf dem die Seen Yamanaka und Kawaguchi in traumhaftem Glanze wie Inseln schweben. Nach und nach legt sich ein dunkelindigovioletter Gürtel um den Horizont. Ueber ihm entzündet sich die erste zarte Morgenröthe, der erste Gruß des nahenden Tages; in dem Roth schwimmen flache Wolkenstreifen violetter Färbung. Bald beginnt sich das große Gewölbe mit mattem Lichtglanz zu erleuchten, Gold legt sich über die Wolkenstreifen, Blau übergießt den Himmel, die Schatten entschweben. Zwischen Ost und Nordost schwimmt hoch oben über Licht und Farben eine finstere riesenhafte Wolkenmasse, einem gewaltigen Fische gleich, der den spitzen Rachen aufsperrt. Feierlich ernst ziehen langsamen Schrittes unter dem Geläute ihrer Glöckchen die Pilger an unserer Hütte vorüber. Ihre Gestalten heben sich schwarz ab von der Farbenpracht des Morgenhimmels. Feurig roth glüht es dann im Osten und die Gluth fließt weiter nach Norden und Süden, lebhafter werden die goldenen, die grünen, die blauen Farbentöne, und langsam steigt aus der finsteren Tiefe das Bergland auf. Zuerst taucht hie und da ein Gipfel auf, dann heben sich die Körper aus dem Schattenmeere, zuletzt reiht sich Berg an Berg: und ein unabsehbares Gebirgsland, von einigen rauchenden Kegeln gekrönt, ist hervorgewachsen. Erst in weiter, weiter Ferne dehnt sich nach Ost und Südost zu das Meer.

Auf dem Wege nach der Spitze, die dem Sonnenaufgange gegenüberliegt, lagern Pilgerschaaren, in ihre Matten gehüllt, auf grobem Schutt und nacktem Lavagefels. Die malerischen Gestalten mit ihren weißen und blauen Gewändern, mit den von Sonne und Wetter gebräunten markigen Gesichtern, wie sie auf der farbenreichen Wüste des Kraterrandes lagern, unter den bunten, lustig flatternden Fahnen der Steinhütten verleihen dem großartigen, überwältigenden Naturschauspiel des Sonnenaufgangs auf dem Gipfel des Fuji einen eigenartigen poetischen Reiz, einen lebensvollen Vordergrund.

Jetzt ruft ein greller Lichtstrahl aus Osten die starren Gestalten der Pilger zum Leben. Die Sonne steigt empor. Alles neigt sich zum Gebet, Jeder legt die flachen Hände zusammen, und das leise, ehrfurchtsvolle Flüstern der frommen Wallfahrer verschmilzt zu einem tiefen, schwingenden Tone, den der Wind hinausträgt dem Morgen entgegen. Wie die Sonne voll am Himmel steht ist die Feier zu Ende. Die Wallfahrer sind freudig erregt und geben sich ganz der Bewunderung des großartigen Bildes hin, das sich zu ihren Füßen entrollt. Sie suchen den Thalschatten, in dem ihr Heimathdorf liegt, versuchen es, den Weg zu verfolgen, den sie durchmessen, und geben sich Auskunft über die Namen der Gipfel und Flüsse.

Es würde zu langer Weile bedürfen, wollte ich den freundlichen Leser vom Gipfel aus durch die zu Füßen des Fuji liegenden Länderstrecken geleiten. Ich werde es daher versuchen, von dem einmal gewonnenen Standpunkte aus den Weg zu zeigen, den wir verfolgen müßten, um nach einem anderen Theile des Landes zu kommen. Jenseit des den Vulcan im Nordwesten umkränzenden Gebirgswalles liegt eine blühende Ebene, rings von hohen Bergen umgeben. Im Herzen dieses grünenden Beckens ist Kofu, eine besonders durch ihre Seidenindustrie hervorragende Stadt von 16,000 Einwohnern, gelegen. Das Gebirge läßt im Nordwesten dieser Stadt eine Lücke erkennen. Eine ziemlich belebte Straße führt hier durch, und man gelangt in einem Tage von Kofu aus an Bord einer fortwährend zum Scheitern neigenden Kutsche nach dem See von Suwa. Dieser See schüttet seine Wasser in das Bett des nach Süden fließenden Tenriugana, der auf der Westseite des Akaishi-Gebirges einer gewaltigen, spitzdreieckigen Masse hinunterzieht nach dem Meere. Eine wilde Fahrt führt den reißenden Fluß hinunter bis zur Küste, wo eine große von Tokio nach der westlichen Hauptstadt Kiyoto führende Straße gen Westen führt. Von Kiyoto aus gelangen wir leicht per Bahn an das Ufer des an Inseln und Naturschönheiten überreichen langgestreckten Binnenmeeres, das zwischen der Insel Shikoku und dem westlichen Lappen der Hauptinsel durchzieht. Mit Shikoku nun wollen wir uns etwas näher befreunden.

Anfangs des vorigen Jahres unternahm ich eine Reise nach der eben genannten Insel. Hauptsächlich zog mich das wissenschaftliche Interesse dahin, doch übte dieser Theil des Landes auch in so fern eine gewisse Anziehungskraft auf mich aus, als ich bei Gelegenheit früherer Reisen eine besonders freundliche Aufnahme gefunden hatte. Kleine Dampfschiffe vermitteln den Verkehr zwischen den zahlreichen Häfen des Binnenmeeres. Als Passagier erster Classe wird man in einem viereckigen Käfig untergebracht, an dessen Wänden die Rudimente von Bänken hinlaufen, auf denen selbst ein zum Gerippe abgemagerter Mensch schwerlich zu ruhigem Sitzen kommen dürfte.

Vielleicht ist es die magere japanische Kost gewesen, die mich gelegentlich meiner Reisen durch das Binnenmeer immer von neuem veranlaßt hat, Betrachtungen darüber anzustellen, ob es im Falle eines Schiffsbruches wohl möglich sein würde, durch die sehr bescheiden angelegten Luken hinaus ins freie Meer zu schlüpfen. Einmal, vor zwei Jahren, fand ich sogar Veranlassung, den Käfig eines solchen dampfenden Schiffes mit einem schwimmenden Sarg zu vergleichen. Einer jener furchtbaren Stürme, die man Taifune nennt, es war einer der schrecklichsten, die in den letzten Jahrzehnten vorgekommen, überraschte uns auf der Rückreise nach Kobe und fiel mit einer so furchtbaren Gewalt über unser kleines Fahrzeug her, daß ich mich heute noch wundere, wie wir damals der Wuth der Wellen entgehen konnten.

Unter den volkreichen Städten der Nordküste von Shikoku ist Marugame vielleicht die am meisten besuchte, da in ihrer Nähe, 12 Kilometer südlich, die weit berühmten Tempel von Kompira gelegen sind. Zu gewissen Zeiten geht es hier sehr lebhaft zu. Am 10. jeden Monats ist Fest. Eine breite, mit großen Theehäusern besetzte Straße führt zu einer prächtigen Treppe aus Granit, die weit den Berg hinauf und zu den in verschiedener Höhe liegenden Tempeln führt. Die Tempel sind unter anderem deßhalb von Interesse, weil sie eine ansehnliche Sammlung von Kunstschätzen bergen. Anfangs dieses Jahrhunderts hielt sich hier Okio, ein bedeutender Künstler, auf, um die Hauptsäle des Tempels mit einer Reihe schöner Gemälde zu zieren. Okio war der Gründer einer naturalistischen Schule, die sehr viele namhafte Maler zählt und zu der phantastischen Richtung einer früheren Zeit in schroffen Gegensatz trat.

Von Kompira aus verfolgen wir die südliche Richtung weiter, überschreiten einen Hügelrücken und finden uns zuletzt am Fuße eines hohen und breiten, quer vor uns liegenden Bergzuges. Hier machen wir Halt, nehmen unser aus Reis, Fisch und etwas Kraut, sowie aus heißem Sake, d. i. ein aus Reis gebrautes Getränke, bestehendes Mittagsmahl ein und lassen uns von einem Saimon, einem fahrenden Sänger, etwas vorsingen. Der nach japanischen Begriffen stutzerhaft gekleidete Künstler begleitet seinen Singsang mit einer Klapper aus Holz. Die Saimons verdienen 30—40 Pfennig pro Tag. Als Lohn für ein Lied erhalten sie 1—2 Pfennig. Für Nachtlager und Verköstigung haben diese Leute so gut wie gar nichts zu zahlen. Die Kurzweil, die sie gewähren, gilt an Zahlungsstatt.

Der breite Sandsteinbergrücken, den wir nun überschreiten, ist auffallend steril. Um so fruchtbarer ist das geräumige Längsthal des Yoshinogawa, das auf der Südseite des Rückens von Westen nach Osten zieht. Dieses Thal bezeichnet den Nordrand eines sehr wichtigen Gebirgstheiles, der mit dem sogenannten Centralmassiv unserer Alpen wie anderer großer Gebirge verglichen werden kann. Auf einer Terrasse am rechten Ufer, ungefähr in der Gegend,

[1]) Spr. Fudschisan. [2]) Spr. Dschinrikscha. [3]) Spr. Hatschuodschi. (Die Vocale werden wie im Deutschen ausgesprochen, ch, sh und j wie im Englischen.)

wo wir in das große Thal niedersteigen, liegt das Städtchen Ikeda. Anhaltender Regen zwang mich seinerzeit, mehrere Tage hier zuzubringen. Der Ort ist ein Sammelpunkt für Händler, die in den Gasthäusern lärmende Conferenzen halten. Das Gespräch dreht sich dann um Tabak, der in den nahen Bergen von Awa producirt wird, Holz, Fische, Salz und Baumwollstoffe. Während der Regentage betrieb ich Unterhandlungen mit Schiffsleuten, die sich denn schließlich bereit erklärten, mich gegen einen allerdings sehr theuren Fahrlohn die Stromschnellen des Flusses hinauf bis zu dem etwa 16 Kilometer weiter stromaufwärts gelegenen Kawaguchi zu bringen. Zwischen Ikeda und Kawaguchi macht der Fluß ein Knie und führt dann quer durch das Gebirge durch, bis das Thal von neuem in die Längsrichtung des Gebirges einlenkt. Die Durchbrechung des Centralmassivs durch den Yoshinogawa gehört zu den herrlichsten Partien, die ich in Japan kennen gelernt habe. Es lag mir viel daran, zwischen den jäh ansteigenden Felswänden des Thales flußaufwärts zu gelangen, um einen gründlichen Einblick in das Mark des Gebirges gewinnen zu können.

Ich habe mich auf meinen Reisen von so manchem reißenden Flusse thalab tragen lassen. Das waren lustige Fahrten; aber ich muß gestehen, daß es unendlich mehr Reiz hat, einen schäumenden Wasserberg nach dem anderen zu erklettern. Zu den interessantesten Stromschnellen gehört die Kawagase genannte. Hier wird das 6 Meter lange Boot erst an langen Seilen von vier Schiffern, die in etwa 200 Meter Entfernung auf einem spitzen Felsen Posto gefaßt haben, langsam an der steilen Felswand der linken Thalseite hinbewegt. Die beiden Männer im Boot suchen das Fahrzeug möglichst dicht am Ufer zu halten, um zu verhindern, daß es von den Strudeln in die tobende Fluth hineingezogen werde. Dieß bewerkstelligen sie, indem sie ihre Stangen in die Klüfte der Schiefer stecken, ihr Gewicht an die Stange hängen und das Boot gegen die Felsen drücken. Dabei passirt es nicht selten, daß einer von ihnen rücklings ins Boot fällt. Nach Ueberwindung der schwierigen Stelle lassen wir uns an den Ziehseilen pendelnd nach der rechten Seite schwingen. Hier ist das Ufer flach und das Wasser ruhiger. Wenig weiter oben aber stürzt uns ein neuer Wasserschwall entgegen, der eigentliche Kawagase. Die Bedeutung des Wortes, „Flußsturm," der zum Sturm entfesselte Strom, gibt einen Begriff von dem Ungestüm, mit welchem die Wasser ihren Sprung über die Thalstufe ausführen. Durch diesen Wassersturm nun müssen wir hindurch. Dicht am Fuße des Kawagase, von seinem Schaum bespritzt, machen wir Halt, bis die Schiffer am steilen Hange des anderen Ufers genügend weit stromaufwärts geeilt sind. Dann werden die Seile drüben an Felsköpfen befestigt, die Taue, die das Boot auf unserer Seite halten, werden gelöst und mit Blitzesschnelle geht es durch den Wassersturm in das Gewoge des anderen Ufers hinein.

Von wilder Schönheit ist die Felsenschlucht bei Kawaguchi. Zu beiden Seiten steigt es verworren brüchig auf, Wasserfäden gleiten aus der Höhe zur Tiefe, vielorts gähnen finstere Schlünde. Im Sonnenschein glänzen die blanken Flächen des Glimmerschiefers wie das reinste Silber neben den tiefschwarzen Schatten der Spalten und Höhlen, und kein Edelstein zeigt schönere Farben als die in Smaragdgrün prangenden Wassergründe. Oben krönen Kiefern die rissigen Gipfel, zwischen den bemoosten Pfeilern und Pyramiden aus Schiefergestein lugen Cedernhaine in die Schlucht herein, und wenn das Rauschen und Brausen der Wasser entschwebt, wenn das Boot in eine ruhige Grotte lenkt, dann tönen vom buschigen Thalhange herab die sanften Triller der Uguisu.

Auf der Reise von Ikeda bis Kawaguchi hatte ich das Unglück gehabt, mir bei Gelegenheit einer Excursion in ein Seitenthal hinein den Fuß zu verletzen. Die Schiffer weigerten sich, mit Hinweis auf die Gefahren der Stromschnellen, weiter stromaufwärts zu gehen, und ich war genöthigt, da ich nicht im Stande war, zu marschiren, und da der Pfad durch das Querthal des Yoshinogawa für Pferde ungangbar ist, meine Zuflucht zu einem Beförderungsmittel zu nehmen, das ich Niemand empfehlen möchte, nämlich zu einem Kago. Ein solcher mußte nun erst gebaut werden, was der sehr einfachen Construction wegen nur kurzer Zeit bedurfte. Ein dickes rechteckiges Brett wurde mit Hülfe gespaltener Bambuse an einem dicken Tragbalken aufgehängt und der Apparat, der mich die geringe Summe von 80 Pfennigen kostete, war fertig. Ich setzte mich auf das Brett, klappte meine Glieder ein, die Träger stemmten ihre schwieligen Schultern gegen den dicken Balken, hoben die Last mit einem kräftigen Ruck, und es ging weiter.

Man wird schwerlich irgendwo in der Natur schönere Farben finden, als die, welche der Yoshinogawa aufweist. Oft traut man seinen Augen kaum, wenn durch das im Frühjahr noch lockere Laub das herrlichste Smaragdgrün aus der Tiefe heraufleuchtet. Der schmale Pfad führt an steilen Felswänden hin, und so tief ist der Fluß eingeschnitten, daß man ihn oft fast senkrecht 300 Fuß tief unter sich sieht. Thalauf und thalab entrollen sich die entzückendsten Bilder. Den Schlangenlauf des grünen oder weißschäumenden Wassers begleiten ununterbrochen groteske Felspartien. Dann verliert sich der Fluß allmählich zwischen den ineinandergeschobenen Bergrippen. Wo Wald und Busch und Fels einer flachen Lehne Platz machen, da liegen freundliche Gehöfte, von wohlgepflegten Feldern umgeben. Halsbrecherisch wird die Reise, wenn der gewundene Pfad an steiler Böschung hinab zum Thalgrunde führt, und an solchen Stellen lernt man verstehen, warum die Japaner ihre Tragsessel nicht bequemer eingerichtet haben; denn je länger der Tragbalken, um so schwerer sind die steilen Stellen zu überwinden, um so schwerer sind die scharfen Biegungen der Gebirgspfade zu nehmen. Eine starke Vertrauensseligkeit gehört auch dazu, sich im Kago über einen reißenden Seitenfluß wegtragen zu lassen, der nur von roh behauenen, von Block zu Block gelegten Balken überbrückt ist. Wer hier irgendwie nervenschwach ist und an der Zuverlässigkeit der Träger zweifelt, muß schon vor Angst ins Wasser fallen.

Nach zweitägiger Reise kommen wir zur Gränze der Provinz Tosa und schlagen unser Nachtlager in dem Bancho, dem alten Wachthause auf. In früheren Zeiten gab es solche Gränzwachen in einigen Provinzen, ganz besonders in Tosa und Satsuma, in großer Zahl. Jeder, wer es auch sein mochte, der die Provinz verlassen oder in dieselbe eintreten wollte, mußte sich bei der Wache legitimiren. Für die Vasallen des Fürsten bestand ein strenges Verbot, sich ohne Erlaubniß oder Befehl ihres Herrn außer Landes zu begeben.

Nahe beim Bancho endet die quere Durchbrechung des Yoshinogawa und wir gelangen zum oberen Laufe des Flusses, der in sehr geräumigem Längsthale zwischen hohen Gebirgen hinzieht. Die Landschaft hat an Wildheit verloren, aber an Liebreiz gewonnen. In ruhigem Wasser spiegelt sich der herrlichste, durch Vogelsang belebte Baumschlag von Cedern, Eichen und Bambus. Sturzbäche durchbrechen das Dickicht der Ufer und öffnen dem Blick die Aussicht auf ferne Gipfel. Der obere Theil des Yoshinogawa ist reich an Fischen. Es wird hier ein eigenthümlicher, auch in verschiedenen anderen Theilen des Landes üblicher Sport betrieben, der darin besteht, die Forellen mit Hülfe gefiederter Fischer, nämlich von Cormoranen, zu fangen. Ein Freund von mir betreibt dieses Vergnügen mit solcher Leidenschaft, daß ihn die ärgsten rheumatischen Schmerzen nicht abschrecken, immer von neuem ins Wasser zu steigen. Er fischt am liebsten bei Nacht, mit U und Feuer. U ist der Cormoran, der an einen Strick befestigt wird und in das Wasser taucht, um den Fisch herauszuholen.

Vom Bancho nach dem südlich, nahe der Hauptstadt Kochi gelegenen Riosekimusa (welch letzteres das vorläufige Ziel meiner Reise bildete) ist es noch zwei Tagereisen. Meine Kagoträger brachten mich — am letzten Tage unter strömendem Regen — ohne Schaden über die vor der Ebene von Kochi gelegenen Ketten. Meine Ankunft war bereits gemeldet und Abends saßen wir im Hause des Arztes Otska in Gesellschaft vieler Freunde aus der Nachbarschaft bei Sake und japanischen Leckerbissen, als da sind: gerösteter Fasan, Fisch, Krebse, Pilzsuppe und andere Herrlichkeiten, die unsere liebenswürdige Wirthin, die Mutter meines Freundes, zubereitet hatte. Wir gedachten der Zeit, wo ich — Jahre früher — in Riosekimusa anlangte. Damals war Fest im Dorfe, damals trank man den Sake im Freien und die Sonne sah dem munteren Treiben zu. Hübsch geputzte Mädchen lachten über die Scherze lustiger Burschen und auf einer Bühne vor dem kleinen Dorftempel, im Schatten einer riesigen Ulme, tanzten maskirte Spaßmacher.

Als ich am andern Tage mit meinem Wirth beim Frühstück saß, machte ich ihm im Scherz den Vorschlag, mir den Kago abzukaufen, denn es gefällt mir, sagte ich, bei Euch so gut, daß ich hier warten werde, bis ich wieder auf den Beinen bin. Ich biete 12 sen, gab er zur Antwort, und hoffe, daß Ihr nicht mehr bezahlt habt. Bis dahin war ich stolz darauf gewesen, den Apparat für ein sehr billiges Geld erstanden zu haben. Da ich aber 20 sen bezahlt hatte, empfand ich das Gefühl des blamirten Europäers.

Einen Begriff von der Wohlfeilheit der Lebensmittel in der Provinz Tosa möge die Angabe der Auslagen geben, die mein Wirth bei Gelegenheit des erwähnten Festes, das Jinji heißt, hatte. In seinem kleinen Hause fanden sich an einem Tage nicht weniger als 200 Gäste ein. Das Fest dauerte zwei Tage. Dabei wurden für 8 Yen = 30 Mark Fische verzehrt und für 30 M. Sake getrunken, so daß die Gesammtausgaben nicht mehr als 80 M. betragen haben dürften. Den Sake brauen die Hausfrauen von Tosa selbst, nur in den Städten und Marktflecken gibt es Brauereien. Das Fest findet nie in zwei benachbarten Ortschaften gleichzeitig statt, sondern geht in den Dörfern eines Districtes reihum. Die Einladungen ergehen nur an gute Bekannte der Nachbardörfer, die guten Bekannten bringen aber ihre guten Bekannten mit, da jeder Eingeladene das Recht, sogar gewissermaßen die Pflicht hat, Fremde einzuführen. Dabei ist eine Einführung nicht einmal Erforderniß. Jeden heißt man willkommen. Die Damen bedienen, und wo die schönsten Frauen sind, da sammeln sich die meisten Gäste, comme chez nous.

Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg.

Von H. E. v. Berlepsch.

V.

(Schluß.)

* Eine ganz reizende, überaus zierliche Arbeit und der besten Zeit des 16. Jahrhunderts angehörend ist Nr. 1840, der sogenannte Georgilöffel, im Besitze Sr. Durchl. des Fürsten Fugger. Es ist ein in drei Theile zerlegbares Object, das einen Löffel, dazu die Gabel und eine Schreibfeder enthält. An dem köstlich gearbeiteten Stiele des Löffels, en miniature natürlich, befindet sich das Figürchen des Ritters, der gegen den Drachen anreitet, auf dem breiten Ende des Stieles, der feine Perl- und Emailverzierung hat, ist die Jungfrau angebracht, welche aus des Drachen Gewalt befreit wird. Ganz originell ist die Art, wie das Figürchen auf der Rückseite des schmalen Stiel-Endes den Uebergang zu der elliptischen Löffelhöhle bildet und gleichzeitig, wenn das Besteck zusammengelegt ist, die beiden Zacken der Gabeln umfaßt. Das ganze ist ein wahres Meisterstück.

Dem beginnenden 17. Jahrhundert gehören sodann einige außerordentlich schöne Becher an, so Nr. 1486, Pocal der Ulmer Kaufmannsgilde, derselben verehrt im Jahre 1607 von Herzog Friederich zu Württemberg, Ulmer Arbeit. Man möchte eher glauben, einen Jagdpocal zu sehen, denn um den Fuß herum liegen, ganz frei, starkgehörnte Hirsche, und die Reliefs der Friesdarstellungen zeigen ebenfalls allerlei Wild, sowie Scenen aus dem Jägerleben; Nr. 1685, Zunftpocal der Ulmer Feingoldschläger, in Silber und vergoldeter Treibarbeit, Augsburger Marke, datirt 1600. Um den Rand der Cuppa sind eine Menge von Denkmünzen, meist niederdeutschen Ursprunges, befestigt, die ebenfalls von Goldschlägern geschenkt sind. Die älteste derselben ist 1602 datirt. Monogramm am Becher: G. S. (vielleicht Georg Siebenbürger, welcher zu Augsburg in den Jahren 1597—1616 als Hausbesitzer aufgeführt wird.)

Von einem sehr tüchtigen Augsburger Meister des 17. Jahrhunderts enthält der Schrank mit den fünf gothischen Monstranzen (2. Saal r.) einige gute Arbeiten (Nr. 1568.) Es ist Jacob Jäger (1623—1673), die beiden Arbeiten datiren von 1667, enthalten mythologische und allegorische Figuren (die eine) und die Flucht der Medusa auf dem Drachenwagen (die andere). Mit J. L. (Joh. Georg Lang?) bezeichnet (Johann oder Hans Lenker) ist eine Trinkkanne mit getriebenen Kinderfiguren (Nr. 1532). Andere bisher unbekannte Bezeichnungen tragen Nr. 1529: M. S. (Trinkkanne), Nr. 1530: H. W. (Trinkkanne), Nr. 1531: F. B. (Friederich Breyer?) (Trinkkanne), alle etwa derselben Zeit, Mitte des 17. Jahrhunderts, angehörend und mit Augsburger Marke versehen.

Das Hauptstück der ausgestellten Augsburger Goldschmiede-Arbeiten ist der schon mehrmals erwähnte Pocal von Johann Andreas Tehlott (bei Stetten Thelott geschrieben). Stetten berichtet über ihn (Kunst-Gewerb und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg): Er war selbst ein vortrefflicher Zeichner und reich an den schönsten Erfindungen, besonders aber dazu mit Kenntniß der alten Geschichte, der Fabel, der heidnischen Götterlehre und der Allegorie bestens ausgerüstet. Sein Meisterstück, welches ich selbst besitze und welches, nach der Gewohnheit der Silberarbeiter, in einem Deckelbecher besteht, ist ein sehr schätzbares Kunststück (es ist das Ausstellungsobject). Es ist darauf die Geschichte des Oedipus, des Jason, Verschiedenes aus der Geschichte des Herkules, mit

wälzenden Charakters dieser modernen Verkehrsstraßen läßt sich die Raschheit und Genialität der Auffassung des Staatsmannes schließen, welcher, wie wir so eben gesehen, die materiellen Bestrebungen zwar erst in zweiten Rang des Völkerlebens stellt, damit aber ihre absolute Nothwendigkeit nicht verkennt.

Einen höchst interessanten Gegensatz, welcher das Wesen der modernen von Cavour gegründeten Schule gegenüber der alten Doctrin und Hofpolitik treibenden und in Phrasen sich ergehenden Kathederstaatsweisheit in helles Licht stellt, gibt uns ferner der Vergleich zwischen den ersten Eindrücken von Cavour und Thiers. Während der berühmte Publicist und Redner in den vierziger Jahren der französischen Kammer orakelmäßig deducirt, die Eisenbahnen werden wohl den Sonntagsvergnügungen der Pariser dienen, aber nie den großen Waarenverkehr vermitteln,[1]) sendet Cavour begeisterte Berichte über die Schienenwege, welche er in England im Werden und im Stadium der raschen Entwicklung angetroffen hatte.... „Diese herrliche Errungenschaft des 19. Jahrhunderts," schreibt er, „steht in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung ganz ebenbürtig da mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung von Amerika...." Wir haben bereits erwähnt, daß er sich schon bei Beginn seiner zweiten englischen Reise mit dem Gedanken trug, zu Gunsten einer Schienenverbindung im Thal der Isère und der Rhône zu wirken, jener Gedanke, welcher später in der Verwirklichung des Alpendurchstichs am Mont-Cenis seine so glänzende Ergänzung fand. Nach Piemont zurückgekehrt, beschäftigt ihn die Frage mehr und mehr und führt zu einer im Mai des Jahres 1846 in der „Revue nouvelle" in Paris erschienenen glänzenden Abhandlung. Diese ergeht sich namentlich in einer Erörterung des allgemeinen Einflusses, welchen die neuen Verbindungen auf die Geschicke der Menschheit überhaupt und besonders auf den Entwicklungsgang Italiens auszuüben bestimmt sind.

„Der Einfluß der Eisenbahnen" — so lesen wir — „wird sich auf den ganzen Erdball erstrecken. In denjenigen Ländern, welche bereits sich auf einem höheren Stande der Civilisation befinden, werden sie der Industrie den mächtigsten Aufschwung verleihen, ihre ökonomischen Ergebnisse werden von allem Anfang an erstaunlich sein. Allein noch größer müssen sich die moralischen Einwirkungen geltend machen, und zwar namentlich bei solchen Nationen, welche im allgemeinen Emporstreben der Völker bislang im Rückstande geblieben sind. Für diese werden die Eisenbahnen noch mehr sein, als ein Mittel zur Bereicherung, nämlich eine mächtige Waffe, vermittelst welcher sie den Sieg erringen werden über alle jene finsteren Kräfte, welche sich bestreben, sie im traurigen Zustande wirthschaftlicher und politischer Kindheit zurückzuhalten. Die Locomotive — dieß ist unsere feste Ueberzeugung — ist dazu bestimmt, die demüthigende Inferiorität zu mindern oder zu verwischen, in welcher mehrere Zweige der großen christlichen Familie anderen gegenüberstehen. Von diesem Standpunkte aus wird sie so zu sagen ein Werk der Vorsehung sein. Vielleicht sieht man sie deßhalb so rasch und so sicher die Hindernisse bewältigen, welche geeignet schienen, ihr Eindringen in gewisse Gegenden in Frage zu stellen.

„Wenn das was wir behaupten wahr ist, wenn wir uns nicht unter dem Eindruck einer verhängnißvollen Illusion befinden, so hat kein Land mehr als Italien von dem Einflusse der Eisenbahnen zu hoffen. Die Größe der politischen und socialen Resultate, welche für unsere schöne Heimath entstehen werden, dürften besser als jedes anderweitige Beispiel die Macht des Einflusses bezeugen, welchen die Eisenbahnen auf die künftige Weltgestaltung zu nehmen berufen sind."

Nachdem der Artikel mit begeisterten Worten von der Möglichkeit einer Durchbohrung der Alpen an ihrer Basis am Mont-Cenis gesprochen, an jenem Werk, „welches berufen ist, die Mont-Cenisstraße, eines der Ruhmesdenkmäler Napoléons, zu verdunkeln, das Meisterstück der modernen Industrie zu bilden und den Triumph der Dampfkraft, welche, nachdem sie die wildesten Ströme und die Macht des Oceans gebändigt, nun noch die Eisfelder und Firnen besiegen wird, die sich noch als Riesenwall zwischen den Völkern erheben,".... ergeht er sich in einer Besprechung der bescheidenen Anfänge des Netzes in Italien und selbst in einem Lobe Oesterreichs, welches, in den Anfängen einiger Linien begriffen, wenigstens in dieser Richtung verstehe, dem Geist der Zeit zu huldigen und den Interessen der Italiener entgegenzukommen. Die Nothwendigkeit einer Linie von Wien nach Triest wird ebenfalls betont und von jenen prophetischen Worten begleitet: „Wenn in nicht allzu ferner Zukunft Beziehungen der Gleichstellung und der Freundschaft an Stelle der Eroberung getreten sein werden, so wird diese Linie unserem Lande unendliche Vortheile bieten, indem sie nicht nur den materiellen, sondern auch den geistigen und moralischen Verkehr entwickelt, den Niemand mehr als wir den Wunsch hat, zwischen dem so intelligenten Italien und dem so ernsten und gründlichen Deutschland anzubahnen."

Nachdem die Abhandlung die verschiedenen mehr oder minder nothwendigen Einzelglieder eines italienischen Schienennetzes erörtert hat, wird sie am Schluß bei nochmaligem Ueberblick der Gesammtfrage durchaus politischer Natur. Die namhaftesten moralischen Vortheile des neuen Verkehrsmittels — demonstrirt sie — werden sich in zweierlei Richtung geltend machen. Indem die geplanten Linien die Einzelstämme der großen italienischen Familie näher verbinden, einen steten Austausch der Beziehungen bewerkstelligen, werden sie mehr und mehr den Geist der Zusammengehörigkeit fördern, den kleinlichen Leidenschaften der Kirchthumspolitik entgegentreten, in welche bereits die Bestrebungen so vieler erleuchteter Männer in Italien eine Bresche gelegt haben. Das zweite und wichtigere Resultat wird sich in der Stellung nach außen ergeben. Der Wiener Congreß in seiner vollständigen Principienlosigkeit hat mit der Annexion von Venedig und Genua weder die Rechte der Legitimität geachtet, noch den nationalen Bestrebungen und den Wünschen der Völker, noch den geographischen Verhältnissen Rechnung getragen, noch auch die Privatinteressen berücksichtigt, welche eine 20jährige Revolution geschaffen. Einzig vom Recht des Stärkeren ausgehend, hat er einen politischen Bau aufgethürmt, welcher jeder moralischen Grundlage entbehrt.... Dieses System hat seitdem die bittersten Früchte in Italien getragen. Die unruhigen und unzufriedenen Elemente ergingen sich in traurigen Putschversuchen und diese wiederum haben die nationalen Fürsten gegen ihre Völker mißtrauisch gemacht, einen Antagonismus hervorgerufen, der durch die Ereignisse nach der Juli-Revolution noch gestärkt und genährt wurde. Dieser Antagonismus ist jedoch im Schwinden begriffen und alles deutet allmählich eine bessere Zukunft an. „Diese Zukunft, welcher unsere heißesten Wünsche entgegenstreben, kann keine andere sein, als das Erringen der nationalen Unabhängigkeit, jenes höchsten Gutes, welches Italien nur vermittelst der Vereinigung aller seiner Kinder erreichen kann und ohne welches weder eine wirkliche und dauernde Verbesserung seines politischen Zustandes, noch ein Beschreiten socialfortschrittlicher Bahnen möglich ist. Indem wir mit dieser Behauptung und mit unserer schwachen Stimme die beredten Worte unseres Freundes Cesare Balbo unterstützen, glauben wir weder einem Traumgebilde, noch dem unüberlegten Gefühle einer exaltirten Phantasie zu folgen. Es handelt sich hier um eine Wahrheit, welche einer strengen Demonstration fähig ist.

„Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß kein Volk auf hoher geistiger und moralischer Stufe anlangen kann, ohne daß das Bewußtsein seiner Nationalität ein stark entwickeltes ist. Diese bemerkenswerthe Thatsache ist eine nothwendige Folge der Gesetze, welche die menschliche Natur beherrschen. In der That, das geistige Leben der größeren Massen bewegt sich in einem ziemlich engen Kreis der Gedanken. Unter denjenigen, welche ihm zugänglich sind, erscheinen als die edelsten mit der Religion die Gefühle des Vaterlandes und der Nationalität. Wenn nun die politischen Verhältnisse es hindern, daß solche Bestrebungen im edleren Sinne sich geltend machen, so muß das geistige Leben eine falsche Richtung annehmen und die betreffenden Völker auf einer bedauernswerth tiefen Stufe zurückhalten. Dieß ist aber noch nicht alles. Bei einem Volke, dem die Möglichkeit des nationalen Stolzes versagt ist, wird auch das Gefühl der persönlichen Würde nur auf eine geringe Zahl Auserwählter beschränkt bleiben. Die zahlreichen Classen, welche die schlichteren Stellungen der Gesellschaft einnehmen, haben das Bedürfniß, sich als Nation groß zu wissen, um zum Bewußtsein ihrer eigenen persönlichen Würde zu gelangen. Dieses Bewußtsein aber, wir stehen nicht an es zu behaupten, selbst auf die Gefahr hin, einem zu gestrengen Publicisten zu mißfallen, dieses Gefühl bildet für die Völker wie für die Einzelnen ein wesentliches Element der Moralität.

„Wenn wir derart mit solcher Sehnsucht die Emancipation Italiens erwünschen, wenn wir erklären, daß vor dieser großen Frage jede andere, die uns theilen könnte, in den Hintergrund zu treten, jedes Privatinteresse zu schweigen hat, so geschieht es nicht allein, um unser Vaterland nach außen einmal ruhmvoll und mächtig zu sehen, sondern namentlich, um es auch in geistiger und moralischer Beziehung auf die Höhe der fortgeschrittensten Völker zu heben."

Die Abhandlung ergeht sich zuletzt in einer beredten Ansprache an die italienischen Fürsten, deren Einigkeit mit dem Volke nothwendig sei, „um das Land in die Lage zu setzen, die Fremdherrschaft abzuschütteln, wozu die günstigen politischen Constellationen zu benützen seien, welche die Zukunft doch einmal Gelegenheit bieten müsse." Sie enthält am Schlusse einen besonderen Appel an den König von Sardinien, „den erhabenen Monarchen, welcher mit so viel Glanz das Königreich beherrscht und welcher entschlossen scheint, jene glorreiche Politik aufrechtzuerhalten, die in der Vergangenheit aus seinem Hause die erste italienische Dynastie gemacht habe und bestimmt scheine, in der Zukunft zu noch weit erhabeneren Zielen zu gelangen." — Fürwahr ein höchst seltsamer Eisenbahnartikel!

Predari erzählt, die Nummer der „Nouvelle Revue," welche Cavours Artikel enthielt, sei in die Hände Karl Alberts gespielt worden, dem die ihm zugedachte Rolle nicht ohne Befriedigung gelassen habe und in dem bereits die Anfangssymptome des zweiten Umschwungs seines Lebens in liberaler und nationaler Richtung zu Tage traten. Sicher ist, daß Karl Albert kurz nachher in einem Schreiben vom 25. Juli an den Minister Villamarina sich folgendermaßen ausdrückte:

„Was mich anbelangt, so bin ich, unbeachtet der kleinen, sehr kleinen österreichischen oder rückschrittlichen Partei, fest entschlossen, in die Bahnen des Fortschritts einzulenken, in allem, was dazu beitragen kann, das Glück des Volkes und unseren nationalen Geist zu heben.... Im übrigen, wenn man aus unserem Lande die anti-österreichischen Gesinnungen beseitigen wollte, so müßte man zunächst mit meiner eigenen Verbannung beginnen...." Predari behauptet jedoch andrerseits, man habe auch Cavour damals in freundlicher Weise den Rath gegeben, eine kurze Reise zu unternehmen... um österreichischen Reclamationen aus dem Wege zu gehen. Bei der schwankenden Sinnesart des Königs ist diese Version nicht ausgeschlossen, doch findet sie keinerlei Anhaltspunkte in Cavours Correspondenz, obschon dieser im Herbst wirklich nach Genf ging, „um ein Freiheitsbad zu nehmen," wie er seinen Verwandten schreibt. Der dortige Aufenthalt führte zu einer neuen schriftstellerischen Arbeit, dießmal in italienischer Sprache, und zwar über den Einfluß, welchen die neue englische Handelspolitik bestimmt sei, auf die ökonomische Weltlage und auf die Verhältnisse Italiens auszuüben. Der Artikel erschien in der „Nuova Antologia," jedoch erst im Monat März 1847. Wie kommt es, fragte damals die geistreiche Engländerin, Frau Marcet, den Marchese Alfieri, daß Cavour, der ja alles bei euch macht, nicht im Ministerium sitzt? Die vorläufige Antwort bestand dazumal in einem Lächeln, so drollig schien der Gedanke, aus Hrn. v. Cavour einen Minister zu machen. Die wirkliche Antwort hat die Weltgeschichte der neugierigen Tochter Albions drei Jahre nachher gegeben.

* * *

Wir stehen nun in der That sehr nahe an jenem Wendepunkt, wo der allseitig wirkende, aber bislang in keinerlei officieller Stellung befindliche Patriot einen entscheidenden politischen Einfluß und zuletzt die ganze großartige Leitung der Geschicke seines Vaterlandes erlangt. Es wird mir gestattet sein, hier, wo sich die „Vorlaufbahn" des großen Mannes abschließt, noch einen Augenblick stille zu stehen. Die 15 Jahre, welche seit Cavours Austritt aus dem Militärdienst verflossen waren, bilden, wie wir gesehen haben, eine Periode reicher — rastloser und allseitiger — Thätigkeit, wie sie die Schule des Lebens kaum besser zu bieten vermag. Cavour war damals 36 Jahre alt und stand in seiner vollsten physischen und geistigen Kraftentwicklung. Sein Ruf ging schon weit über die Gränzen des sardischen Staats, allerdings war er im Ausland noch mehr auf engere, immerhin aber einflußreiche und selbst maßgebende Kreise beschränkt. Seine Vermögensstellung hatte sich nach einer Reihe von glücklichen Operationen zu einer höchst unabhängigen gestaltet.[1])

[1]) „Je n'ai jamais partagé pour mon compte," sagte Thiers bei anderer Gelegenheit, ... „l'engouement qu'on exprimait, il-y-a quelques années, pour les chemins de fer..... Je ne suis pas de ceux qui croient que les chemins de fer rendront en temps de guerre tous les services qu'on en attend.... Je ne sais pas si, en France, les ouvriers s'en serviront, mais je sais bien que les paysans ne s'en serviront pas beaucoup," fürwahr ein komischer Orakelspruch!! Guizot bezeichnete die Eisenbahnen als eine verführerische Modesache oder Narrheit: „une manie qui entraîne."

[1]) Cavour hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von nicht ganz zwei Millionen Francs, dessen Erwerb namentlich auf die Periode vor seinem Eintritt in den Staatsdienst zurückzuführen ist. Sein väterliches Erbe war ein verhältnißmäßig geringes. Ein Vermächtniß, welches ein als Lieutenant im Gefecht von Goito erschossener, mit unendlicher Liebe an dem Oheim hängender Neffe testamentarisch verfügt hatte, wurde nicht angenommen. Cavour begnügte sich damit, den durchschossenen

Sein Wissen war ein außerordentliches, sein Charakter und Wesen zeigten den schönsten Einklang zwischen den Gaben des Verstandes und des Herzens, so wie es sich nur in ganz bevorzugten Naturen, wie z. B. in Goethe, findet. Geistreich und gütig zugleich, stets nachsichtig gegen die Fehler der Anderen und streng gegen sich selbst, ernst und ausdauernd in der Arbeit, liebenswürdig und heiter im geselligen Umgang, entgegenkommend namentlich für die Kleinsten der Gesellschaft, die[1]) sich vertraulich bei ihm Raths erholten, rasch in der Auffassung und besonnen in der Entschließung, verehrt und bewundert von Allen, und namentlich seiner Familie, waren die herrlichen Anlagen, welche die Natur ihm verliehen, in harmonischer Entwicklung zur Blüthe und Frucht gelangt. Der Mann stand da, befähigt Großes zu thun. Noch fehlte ihm die Scene seines Handelns, welche ihm die Vorsehung und der gute Genius seines Vaterlandes bereits zugewiesen hatten. Bevor wir auf den zweiten Act dieses großen Lebensdrama's eingehen, liegt es uns ob, in einem folgenden Artikel diese Scene, d. i. die allgemeinen Verhältnisse zu schildern, welche der Entwicklungsbahn der Emancipation Italiens vorangingen.

Land und Volk der japanischen Inselkette.

Von Dr. Edmund Naumann.

II.[2])

* Tosa ist ein gesegnetes Land. Ich habe unter den Bauern nirgends größeren Wohlstand und größere Ehrlichkeit gefunden als hier. Oft sieht man an der Seite des Weges kleine Körbchen oder Kästchen ausgestellt, wo weit und breit kein Haus und kein menschliches Wesen zu sehen ist. In dem Körbchen liegen Früchte oder Kuchen, bei schlechtem Wetter schützt ein festgemachter Regenschirm die verkäuflichen Gegenstände vor dem Naßwerden. Der Vorübergehende versäumt nicht, für die etwa herausgenommenen Gegenstände den Kaufpreis einzulegen. Die große Ehrlichkeit auf dem Lande schließt nicht aus, daß man in der Stadt zuweilen geprellt wird. Als ich mich vor Jahren in Kochi (der Hauptstadt von Tosa) in einem mir von der Localregierung empfohlenen Gasthause acht Tage aufgehalten hatte, entblödete sich der Wirth nicht, mir eine Rechnung im Betrage von mehr als 300 M. in die Hand zu drücken!

In der Nähe von Riosekimusa gibt es einige finstere Schluchten. Zwischen eng aneinander tretenden Felswänden stürzt das Wasser in eine von Bäumen beschattete Grotte. Diese Schluchten heißen Jabuchi. Sie sind, wie der Volksmund erzählt, Heimath der Jas, fabelhafter Wesen von Schlangengestalt. Nur schöne Frauen werden zu Jas, aber nicht alle. Man soll sich hüten, wo die Jas wohnen Metall zu zeigen; denn darauf folgt Krankheit oder Tod, Sturm erhebt sich, Regen strömt nieder.

Die schönen Frauen von Tosa scheinen mir nicht an die Sage zu glauben. Auch will ich gestehen, daß sie nicht so schön sind, um eine so traurige Strafe zu verdienen. Daran trägt zum Theil eine eigenthümliche Sitte schuld, nach welcher sich Frauen bei der Verheirathung, in manchen Gegenden des Landes auch Mädchen, wenn sie sich zu einem Liebhaber bekennen oder wenn sie aus den jungen Jahren herauskommen, die Augenbrauen abrasiren und die Zähne schwarz färben. Das Gesicht wird durch diese Procedur dermaßen entstellt, daß man glauben könnte, der Ehemann oder Liebhaber stipulire diesen Eingriff in die Geschenke der Natur als Garantie der ehelichen Treue. Dagegen ist zunächst geltend zu machen, wie sehr das Auge des Japaners durch die Macht der Gewohnheit mit Blindheit geschlagen wird. Vor allem aber weiß man bestimmt, daß die Sitte zu Anfang des 12. Jahrhunderts aufkam, und zwar zuerst von Männern geübt wurde. Das Schwarzfärben wird mit Hülfe von Galläpfeln und Eisenoxyd, also mit Tinte vorgenommen. Das Präparat ist angeblich ein gutes Mittel für Erhaltung der Zähne und ganz besonders gegen Zahnschmerz.

Eine jener Frauen, die es am ehesten verdienen dürften, Jas zu werden, war die schöne Kaiyo von Kiyoto, die seinerzeit, d. h. als sie noch jung war, so manchem Japaner das Herz verwundete. Kaiyo war eine berühmte Gesha; ihr Beruf bestand also darin, bei großen Dîners und Zechgelagen mit zarten Händen Speise und Trank zu credenzen und die Gäste durch Saitenspiel, Sang, Tanz und witzige Rede zu ergötzen. Dem früheren Fürsten von Kawanoye, einem hohen und reichen Herrn, bei dem die langen, süßen Kartoffeln sehr gut gerathen, hatte die schöne Kaiyo das Herz gestohlen. Er zahlte dem Unternehmer, der Kaiyo erzogen, das Lösegeld, eine ziemlich hohe Summe, und trat mit der kostbaren Beute die Heimreise an. Nach kurzen Flitterwochen entspannen sich häusliche Zwiste, und gar bald fand sich Kaiyo in den alten Kreisen wieder. Die Geschichte machte natürlich Aufsehen und ging durch die Zeitungen, und in einem dieser Blätter war zu lesen: die Lotosblume sei zwar tadellos schön, aber sie wachse im Sumpf, und wenn man sie in reines Wasser setze, wolle sie nicht gedeihen. In der Maru Maru Shimbun, dem japanischen Kladderadatsch, erschien bald darauf das Bildniß der schönen Kaigo mit zwei langen und vermuthlich süßen Kawanoye-Kartoffeln als Schmachtlocken.

Ich will es versuchen, Ihnen mit Hülfe eines anderen Sittenbildes zu zeigen, welche Eigenschaften der Japaner an der Gattin schätzt. Ein hochstehender Beamter in Tokio hat das Glück, eine tugendhafte Frau zu besitzen. Das Familienleben ist ein durchaus ungetrübtes, obwohl der Hr. Gemahl nur allzu häufig gegen die Ehe sündigt. Eines Tages kommt er in Gesellschaft einer jungen Dame nach Hause, die er als Nebenfrau vorstellt. Die Frau des Hauses empfängt die neue Gefährtin auf das liebenswürdigste und trägt nicht nur keine Spur von Kränkung zur Schau, sondern müht sich ab, unter Wahrung ruhiger Würde der verblüfften Concurrentin den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Gar bald ist letztere durch diese leidenschaftslose Behandlung so zerknirscht und beschämt, daß sie ihrer Wege geht.

Wenn wir den Fall aus dem Kreise unserer heimathlichen Anschauungen beurtheilen, so werden wir uns geneigt finden, das Verhalten der Frau auf Gefühllosigkeit zurückzuführen. In der That verhält sich die Sache anders. Das Gefühl spielt eine große Rolle, das Gefühl der Kränkung besteht, aber es wird nicht an den Tag gelegt. Die Japaner werden daraufhin erzogen, in Fällen, wo der Ernst des Lebens an sie herantritt, die Stimmungen des Herzens zu verbergen. Man verlangt ganz besonders vom Mann, daß er eine vollkommene Herrschaft über sich selbst übe. Von der Frau wird eine solche Selbstbeherrschung gewünscht, aber nicht verlangt. Jene Frau, von der ich erzählt habe, erkannte es als erste Pflicht, sich den Verfügungen ihres Mannes unterzuordnen. Sie war im Stande, den Schmerz in ihrer Brust zu verschließen, und ward nicht müde in dem Streben, sich der, die keinen Vorwurf verdiente, als Freundin zu zeigen.

Obwohl die Gesetze des Iyeyas den Fürsten und Fahnenträgern das Recht sichern, nicht weniger als acht Nebenfrauen zu halten, während der Samurei nur zwei haben durfte, ist die Polygamie in Japan keineswegs allgemeine Sitte. In den großen Städten kommt es allerdings nicht selten vor, daß sich reiche Herren mit einer Concubine, vielleicht auch mit mehreren versehen, aber es können diese Beispiele doch nur als Ausnahmen gelten. Auf jeden Fall gibt es nur eine Herrin des Hauses. Der gewöhnliche Staatsbürger führt ein geordnetes Familienleben, und die Sitte verlangt, daß man der Frau mit Achtung begegne. Um das Familienleben zu verstehen, müssen wir die Grundlagen der gesammten japanisch-chinesischen Cultur etwas näher ins Auge fassen.

Auf chinesischen und japanischen Gemälden findet man nicht selten drei gemüthlich aussehende alte Herren dargestellt, die vor einem großen mit Brei gefüllten Topfe stehen, aus dem sie naschen. Es wird uns der Augenblick vergegenwärtigt, wo sie sich gegenseitig ihre Ansicht über den Geschmack des Breies zu erkennen geben. Aus der Interpretation dieser Darstellungen lernen wir, daß die drei Alten keine Anderen sind als Lauts, Buddha und Confucius — jene drei Männer, die noch jetzt einen großen Theil der Welt bewegen. Weiter erfahren wir, daß der Eine den Brei sauer findet, während sich der Andere, der doch von genau demselben Brei geleckt hat, für süß und der Dritte für bitter entscheidet. Die vergnügten Gesichter drücken vielleicht aus, daß sich die drei Alten trotz der Verschiedenheit ihrer Resultate nicht böse sind, oder verrathen sie, daß der Brei einem Jeden nach seiner Art schmeckt? Selbst der sonst so ernste Buddha zeigt unverkennbares Wohlbehagen. Eine etwas andere Auffassung desselben Gedankens bietet ein Gemälde meiner Sammlung. Hier sind die Köpfe der drei Weisen zu einem Kopfe verschmolzen, alle schmunzeln und heben den Zeigefinger, um anzudeuten, daß sie etwas entdeckt haben, jeder etwas besonderes, und schließlich kommt doch Alles auf Eins heraus. Erinnern diese Bilder nicht an die Geschichte Nathans des Weisen von den drei Ringen?

Lauts, der alte Knabe, so genannt, weil er als altes Kind geboren worden sein soll, der Begründer des Taoismus, der die Welt verachtete und die Rettung in Selbsterkenntniß suchte, hat für uns wenig Interesse. Seine Lehren haben in Japan keinen Eingang gefunden, und er hat auch keine so große culturhistorische Bedeutung, wie die beiden anderen Philosophen.

Buddha war der grasseste Pessimist, den man sich denken kann. Das größte Glück, sagt er, besteht darin, nicht geboren zu werden, das nächstgrößte für die, die geboren worden sind, bald zu sterben. Die menschliche Existenz ist nothwendig und untrennbar dem Elend angetraut. Daher soll der Buddhist, wenn ihm am Heil seiner Seele etwas gelegen ist, allen Freuden der Welt entsagen, und sein ganzes Streben soll darauf gerichtet sein, die Lust zur Sünde zu unterdrücken. In Cölibat und Mönchthum sucht er Rettung. Sünde und Strafe verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Nach dem Tode erscheint die Seele vor dem Gericht der Unterwelt und kehrt dann in die Welt zurück, um in Gestalt eines thierischen oder menschlichen Wesens die Schule der Läuterung durchzumachen. Aus der Transmigration geht sie gereinigt in das Nirwana ein. Darüber, was Nirwana ist, hat man sich viel gestritten. Nach der Auffassung vieler buddhistischer Secten ist es das Paradies. Buddha selbst hat darunter wohl das ewige Nichts verstanden. Die Beweglichkeit der grundlegenden Lehrsätze hat nicht wenig dazu beigetragen, der Religion Shaka's, zu der sich über 500 Millionen Menschen, d. i. ein Drittel der ganzen Menschheit bekennen, Sieg auf Sieg zu sichern.

Dem Chinesen sowohl als dem Japaner gilt die Familie als heilig.

Waffenrock des geliebten Jünglings zu behalten, der dann auch, stets in einem Glasschrank seines Schlafzimmers aufgehängt, vor seinen Augen blieb. Es ist nicht anzunehmen, daß sich sein Vermögen seit dem Jahre 1848 namhaft vermehrt habe. Sein Ministergehalt war ein äußerst mäßiger. Seine absolute Integrität wurde von seinen unerbittlichsten Widersachern anerkannt. Die Erträgnisse seines Privatvermögens dienten oft zur Aushülfe, wo die öffentlichen Mittel nicht ausreichten oder schicklicherweise zu den politischen Zwecken nicht benützt werden konnten. Während des Pariser Congresses machte er großen Aufwand, den er für geboten und nützlich hielt, und er soll, wie mir aus glaubwürdiger Quelle versichert worden, über 100,000 Francs von seinen Privatmitteln zugesetzt haben... Daß er seine officielle Stellung nie zu Speculationen mißbrauchte, geht gerade aus seinen Scherzen hervor. Eines Tages soll er Hrn. v. Rothschild folgenden Vorschlag gemacht haben: „Sie kaufen piemontesische Rente, ich gebe meine Dimission, die Rente wird, wenn einmal der Störenfried fort ist, um fünf Franken steigen und wir theilen den Gewinn...." Nach Cavours Tod haben sich zahllose Beweise seiner Wohlthätigkeit gefunden, die er auch gegenüber politischen und klerikalen Gegnern ausübte. Es ist nicht unwahrscheinlich, aber auch nicht erwiesen, daß bei Garibaldi's sicilianischer Expedition Privatmittel Cavours mit hergehalten haben.

[1]) Es ist vielleicht schon im Geiste unserer Leser und mehr noch in dem unserer Leserinnen (wenn wir das Glück haben sollten, solche zu besitzen) der Gedanke aufgestiegen, warum Cavour nicht die Fackel Hymens angezündet habe. Es wird in Turin erzählt, er habe eine Jugendneigung gehabt, sei aber auf eine Abweisung gestoßen, da die „blonde Schöne" dem damals aussichtslosen jüngeren Sohn eine reiche Partie vorgezogen habe. Französische Blätter und die geistreiche Anekdotenerzählerin Gräfin d'Agoult haben an diese Geschichte Weiteres angereiht und uns noch in späteren Jahren den im Stillen vergrämten Cavour vorgestellt. Es ist dieß höchst unwahrscheinlich, da unser Held zu der Rolle eines Werther oder zu der einer italienischen Nachbildung, des Jacopo Ortis, sicher die allergeringsten Anlagen hatte. Daß es dazumal Cavour ein Leichtes gewesen wäre, eine seinen Wünschen entsprechende Verbindung einzugehen, scheint außer Zweifel. Sein Aeußeres, nicht schön, aber geistvoll und im Auftreten bestechend, hatte ihn längst schon zum Liebling mancher Salons gemacht, und die Frauen, die ihn jetzt wie später stets leidenschaftlich in Schutz nahmen, waren ihm sicher nicht abhold, da ihnen ja gerade in Bezug auf wirklichen Männerwerth die größere Feinheit der Beobachtung zu Gebote steht. Dieß gilt namentlich von den Italienerinnen, die später, als das Befreiungswerk gelang, Cavour wahrhaft vergötterten — Beweis jene lombardische Jungfrau, die ihn beim Einzug in Mailand so zärtlich umhalste.... Man wird viel sicherer schließen, wenn man annimmt, Cavour sei der Ehe aus dem Weg gegangen, weil er sie für seine großen Zwecke weniger dienlich hielt. Diese Auffassung findet ihre spätere Bestätigung in einem scherzhaften Wortwechsel zwischen dem König Victor Emanuel und ihm. Als der Verlobungsact zwischen der Prinzessin Clotilde und dem Prinzen Napoléon vor sich ging, überreichte der König Cavour einen prächtigen Ring. „Ma, Vostra Maestà sa che non ho moglie; nè la prenderò," Ihre Majestät weiß, daß ich keine Frau habe, noch eine solche zu nehmen gedenke, sagte in scherzendem Danke Cavour.... „La sua sposa è la patria" — Ihre Gefährtin ist das Vaterland — antwortete der König, dem es bei aller militärischen und waidmännischen Derbheit an Raschheit und Feinheit der Auffassung nicht mangelte.

[2]) Siehe „Allg. Ztg." Nr. 175 B.

Der Gedanke an die Vorfahren verläßt ihn nie; er fühlt ihre Nähe und lebt mit ihnen. Seit uralten Zeiten wird auf beiden Seiten des japanischen Meeres mit den Ahnen ein Cultus getrieben. Wie kam es nun, daß eine Lehre, die den Weg zum Heil in Cölibat und Mönchthum suchte, ein williges Gehör bei Völkern fand, denen es als größtes Unglück galt, keinen Sohn zu haben — wie konnten die Chinesen sich einreden lassen, daß die Frau ein seelenloses Wesen sei, wo sie doch den Vorfahren beiderlei Geschlechts in ihren Ahnenhallen eine tiefe Verehrung zollten, und erscheint es nicht wie ein Räthsel, daß eine Religion voll Schwermuth und Hoffnungslosigkeit sich in das Gemüth eines lebenslustigen, kriegerischen Volkes, wie die Japaner es sind, einzudrängen vermochte?

In Glanz und Farbenpracht gehüllt, schritt der Buddhismus vorwärts. Durch Wirkung auf die Sinne suchten die Missionäre den Weg zum Herzen. Phantasie und Aberglauben der Orientalen fanden willkommene Nahrung. Auf den unbestimmten, negirenden Hintergrund des Nirwana wurden mit leuchtenden Farben die Freuden des Paradieses gemalt. Der Glaube an Hölle und Paradies brachte das beängstigte Gewissen ins Gleichgewicht. Und wo heimische Götter vorhanden waren, da fanden diese in dem Himmel der Buddhisten ein gastliches Unterkommen. So wurde die Religion Shaka's das Bindeglied zwischen großen Volksmassen. Das prachtvolle Kleid, in dem sie sich vorstellte, verschaffte ihr Ansehen, und als sie im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den japanischen Archipel eintrat, da brachte sie den Insulanern die Sprache, Literatur, die Wissenschaften und Künste der continentalen Nachbarn als Geschenk. Jahrhunderte vorher hatte der Zauber chinesischer Weisheit das japanische Culturleben berührt, aber zu anspruchslos in seinem Auftreten war er wie ein Hauch daran vorübergegangen.

Aelter als die japanische Geschichte, älter wohl als das japanische Volk ist die nationale Religion des Insellandes, der Shintoismus, der Weg zu den Göttern. Ursprünglich bestand sie in Anbetung der Himmelskörper und Naturkräfte, dann kam dazu die göttliche Verehrung der Geister hervorragender Männer des Volkes und der Ahnen. Während sich die Buddha-Tempel durch Glanz und Pracht hervorthun, zeichnen sich die Tempel des reinen Shinto-Dienstes durch große Einfachheit aus. Solche reine Shinto-Tempel gibt es aber sehr wenige im Lande. Es trat nämlich um das Jahr 800 eine Verquickung mit dem Buddhismus ein, durch welche die alten Göttermythen der Japaner zu buddhistischen Legenden umgestempelt wurden. Die nationalen Götter traten nun als Erscheinungsformen buddhistischer Gottheiten auf, und in keineswegs seltenen Fällen geschah es, daß in demselben Tempel buddhistische und shintoistische Priester friedlich neben einander hausten. Die Verschmelzung der beiden Religionen war dazu angethan, die Zahl der Secten um Erhebliches zu vermehren.

Ein frischer Quell von Kraft und Leben ergoß sich in den Shintoismus, in den chinesischen Ahnencultus, in die ganze ostasiatische Cultur durch die Lehren jenes großen chinesischen Philosophen, dem seinerzeit nicht weniger als 3000 Schüler lauschten. Confucius ist ein praktischer Kopf. Er kümmert sich wenig um die Ewigkeit. „Ihr wollt etwas über den Tod wissen," sagte er einst, von seinen Schülern befragt, „und kennt das Leben nicht!" Er lehrt die Menschen gut zu sein, die Tugend um ihrer selbst willen zu üben, ohne Hoffnung auf Belohnung und ohne Furcht vor Strafe. Unter hundert Tugenden ist Pietät gegen die Eltern die höchste, unter 10,000 Verbrechen ist Ehebruch das größte. Aber auch das Verhältniß zum Staat wußte er zu regeln, und man kann es sogar gewissermaßen das Ziel der confucianischen Ethik nennen, dem Staate auf der Grundlage einer reinen Sittenlehre den Bestand auf weit hinaus zu sichern. Der Anhänger des Confucius ist nicht nur guter Sohn und treuer Gatte, sondern auch loyaler Unterthan.

Während bei den Chinesen die buddhistischen Priester eine fast verachtete Stellung einnehmen, stehen sie bei den Japanern in hohem Ansehen. Die Lehren des chinesischen Weisen sind für den gemeinen Mann zu hoch, der Shintoismus verspricht zwar Lohn für große Thaten, und seine Geister können gegen Unglück schützen, aber nur der Buddhismus gewährt Trost und Seelenruhe. Vor etwa 15 Jahren brannte in Kiyoto der Higashihonganji, einer der größten und schönsten Tempel des Landes, in der kurzen Zeit von 15 Stunden nieder. Mit dem Wiederaufbau des Gotteshauses hat man schon längst begonnen. Ein mächtiges Gerüste von 130 Fuß Höhe verräth sich schon aus weiter Ferne. Der Bau soll im ganzen 60 Millionen Mark kosten und beschäftigt nicht weniger als 1000 Arbeiter. Zum Aufziehen des Gebälks bedient man sich faustdicker Seile aus Menschenhaar. Die Gesammtlänge der Haarseile, die ich im vorvorigen Jahre in Augenschein nehmen konnte, belief sich auf nicht weniger als 750 Fuß. Wie viele gläubige Frauen müssen ihren Haarschmuck geopfert haben, um die Herstellung solcher Taue zu ermöglichen! Das sind wohl Beweise für die Religiosität des Volkes — aber den Ahnencultus hat der Buddhismus trotz alledem nicht zu verdrängen vermocht. Dieselben Bauern, die für den Bau des Higashihonganji große Summen opfern oder die (wenn sie es nicht erschwingen können, durch Geldbeiträge zu nützen) ihre physische Kraft daran setzen, beten doch zu ihren Kamis und halten ihre Ahnen heilig.

Das goldene Sittengesetz der Liebe zu den Eltern liegt der ganzen ostasiatischen Cultur zu Grunde. Gibt es auch nur zu viele im Lande, welche die bewundernswerthen Schriften des chinesischen Weisen und seiner Schüler nicht zu entziffern vermögen, seine Lehren sind in das Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Auch bei uns ist das Band zwischen Eltern und Kindern stärker als jedes andere. Aber wir legen auf die Liebe der Eltern zu den Kindern mehr Gewicht, als auf die Liebe zu den Eltern. Darin beruht der fundamentale Unterschied zwischen unserer Cultur und der der Ostasiaten. Hier im Abendlande baut der Mensch sein Glück in der Sorge für seine Kinder, dort im fernsten Morgenlande kennt er keine höhere Pflicht als die, für seine Eltern zu sorgen, bis sie eines ruhigen Todes sterben, um ihnen nach dem Tode ein treues Andenken zu bewahren.

Die japanische Bühne verherrlicht in der berühmten Masaoka eine Frauengestalt, die als Dienerin am Hofe des Fürsten von Sendai das Leben ihres eigenen Kindes opfert, um den jungen Prinzen vom Tode zu retten. Keiner unserer Dichter dürfte es wagen, ein solches Räthsel so zu lösen und wollte er es versuchen, für die schaurige That des selbstlosesten Heroismus um den Preis zu werben, weder Gefühl noch Verstand würden ihm Beifall spenden. Die japanische Geschichte erzählt von der edlen, unglücklichen Tokiwa, des Helden Yoshitomo Gemahlin. Fliehend irrt Tokiwa mit ihren drei Kindern durch Schnee und Wintersturm. Da hört sie, daß ihre Mutter im Gefängniß schmachtet. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilt sie zu Kiyomori, dem Mörder ihres Mannes, dem Todfeind ihrer Familie, um zu seinen Füßen Gnade für die Mutter zu erflehen. Die Leidenschaften verlöschen; Stolz und Haß gehen unter in der Kindespflicht; die Freiheit der Mutter gilt höher als die eigene, ja höher als das eigene und der drei Kinder Leben!

Die Pflicht der Liebe zu den Eltern und der Ahnencultus geben der Familie und der Gesellschaft einen festen Halt. Die Familie ist kein in sich abgeschlossener Kreis, sondern ein Sproß in der Entwicklung. Der Einzelne lebt in und mit seinen Vorfahren; das Volk lebt in seiner Geschichte. Wie verschieden ist es bei uns bestellt: Unser ganzes Sein und Denken ist auf die Zukunft gerichtet und schlägt keineswegs so feste und tiefe Wurzeln in die Vergangenheit, wie bei den Ostasiaten. Wie viele Menschen gibt es denn hier, die ihre Vorfahren nur bis ins dritte und vierte Glied zurück zu nennen vermöchten? Mit der Bildung einer neuen Familie ist in der Regel die Lostrennung vom Elternhause und von der Vergangenheit verbunden. Durch Schließung der Ehe wird ein neues selbständiges Centrum in der Gemeinschaft der Menschen gebildet. Mit diesem Verhältniß der Familie ist eine rasch fortschreitende Entwicklung verbunden, während die conservative Ethik des Ostens als eine wichtige Ursache der Stagnation chinesischer und japanischer Cultur angesehen werden muß.

Mit der politischen Umwälzung der neuesten Zeit vollzog sich die Zerstörung der alten Wartburgen des Feudalismus. Nur wenige Fürstenschlösser sind diesem Schicksale entgangen und schauen traurig von Bergeshöhe herab auf Stadt und Land. Die Erinnerung an das Alte schien Gefahren zu bergen, und wo Denkmale der Vergangenheit an das Shogunat erinnerten, da glaubte man sie tilgen zu müssen. So erwuchs eine Scheidewand zwischen Sonst und Jetzt, dem nationalen Bewußtsein wurde eine schwere Wunde geschlagen. Man schickte sich an, den uralten Stamm der eigenen Entwicklung auszurotten, um an seine Stelle etwas Neues zu pflanzen, anstatt den alten Baum durch Aufpfropfen frischer, geeigneter Zweige zu veredeln. Aber der alte Baum wurzelt tief und fest und ist nicht so leicht zu beseitigen. Freilich, wenn ihm für allzu lange Zeit die Pflege fehlen würde, dann müßte er wohl zuletzt erkranken und sterben.

Aus den nur allzu skizzenhaften Darlegungen dieses Aufsatzes dürfte zu ersehen sein, daß die japanischen Sittenzustände in gar vieler Beziehung das Umgekehrte der unseren sind, aber auch, daß sie ein hohes Maß von Achtung verdienen. Sollen die Errungenschaften westländischer Civilisation in Japan Einführung finden, so ist es weder nothwendig noch möglich, daß damit zugleich die Erbschaft westländischer Cultur angetreten werde. Das Lob, welches Kämpfer den Japanern Ende des 17. Jahrhunderts zutheil werden ließ, paßt noch heute auf die breite Masse des Volkes, aber nicht auf diejenigen, die mit Geringschätzung auf die leuchtenden Gestalten ihrer Geschichte und mit Eitelkeit und Mißachtung auf das Fremde blicken. Neue Einrichtungen werden nur zu oft ins Leben gerufen, weil sie Mode sind, ohne daß durch ein ernstes und tiefes Studium ihre Zweckmäßigkeit erwiesen worden wäre. Die von der Regierung berufenen Fremden müssen in der Mehrzahl der Fälle die Rolle „gemietheter" Berather spielen. Wenn schon das Rathen als ein Privilegium gilt, kann vom Helfen natürlich nicht die Rede sein. Aus diesen wenigen Bemerkungen wird hervorgehen, daß die ganze neue Bewegung eine sehr oberflächliche ist. Wohin sie führen wird, das ist ein schwer zu lösendes culturhistorisches Problem. Jedenfalls würden die Japaner gut daran thun, sich mit größerem Ernst durch physische und geistige Stärkung für bevorstehende Kämpfe zu rüsten. Die Gefahren, welche zu überwinden sein werden, müssen um so größer erscheinen, als das Land gerade da liegt, wo sich Slawenthum und Germanenthum in der Umarmung Asiens begegnen.

Der Blick in die Zukunft ist etwas trüb geworden. Deßhalb möge zum Schluß ein heiteres Geschichtchen folgen. In den Jahren der Restauration hatten sich die Japaner ein hübsches Dampfschiff gekauft. Dasselbe wurde durchweg mit Eingebornen bemannt, denen in der Kunst der Schifffahrt eine etwas oberflächliche Lection zutheil geworden war. Die Probefahrt wurde angetreten und unter lustig flatternden Wimpeln dampften die kühnen Schiffer stolz hinaus ins weite Meer. Als sie zurückkamen, ergab sich, daß man wohl wußte, wie die Maschine in Gang zu setzen war, den Kunstgriff des Abstellens aber nicht kannte. So blieb den nichts übrig, als im Hafen von Yokohama im Kreise herum zu fahren, bis die Maschine von selbst aufhörte zu gehen.

Ich hoffe, der freundliche Leser wird mit mir in dem Wunsche übereinstimmen, daß das japanische Staatsschiff vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleiben möge, vor dem Schicksal nämlich, im Kreise herumfahren zu müssen bis das Feuer ausgeht.

Deutsches Reich.

⊃ **München**, 28. Juni. Der 17. Ausschuß der Abgeordnetenkammer hat heute Abend über den Gesetzentwurf, betreffend den Vollzug des §. 18 Tit. II der Verfassungsurkunde (hinsichtlich der provisorischen Ernennung von Beamten, Einführung neuer Aemter, Veräußerung von Krongut beziehungsweise Staatsgut) berathen und mit allen Stimmen der Rechten gegen die der Linken (7 gegen 7) durch den Stichentscheid des Vorsitzenden Ruppert beschlossen: dem Plenum zu empfehlen, diesem Gesetzentwurf die Zustimmung zu versagen. Die Redner der Rechten schützten für ihr ablehnendes Votum vor, daß der Gesetzentwurf kein dringlicher sei, beziehungsweise, daß ihre politische Stimmung die Annahme eines Gesetzentwurfes verbiete, welcher nicht dringlich ist. Der Staatsminister der Finanzen, Dr. v. Riedel, wurde in seiner Vertheidigung der Vorlage insbesondere durch die Abgeordneten Dr. Frankenburger und Dr. Frhrn. v. Stauffenberg, welchen die übrigen zur Linken zählenden Ausschußmitglieder secundirten, unterstützt.

× **München**, 28. Juni. In der heutigen Sitzung des Finanzausschusses der Abgeordnetenkammer kam der Gesetzentwurf über den Vollzug des Titels II §. 20 der Verfassungsurkunde (Vorsitzender Walter, Referent Dr. Frankenburger) zur Berathung. Zufolge obiger Verfassungsbestimmung hat der Reichsverweser die Wohnung in der Residenz, ferner aus der Staatscasse seinen gesammten Unterhalt und einen Betrag von 200,000 Gulden zu beziehen. Durch Artikel VIII des Civillistengesetzes vom 1. Juli 1834 ist vorgeschrieben, daß im Falle einer Minderjährigkeit des Königs obige Leistungen nicht aus der Staatscasse, sondern aus der Civilliste zu bestreiten seien. Nun kann man fragen, ob diese Bestimmung bloß für den Fall der Minderjährigkeit und nicht auch für den Verhinderungsfall der vorliegenden Art gelten solle, da doch der innere Grund für beide Fälle der gleiche sein dürfte, der nämlich, daß die Bedürfnisse der Civilliste beträchtlich geringer sind als gewöhnlich. Aber das Gesetz spricht eben von der Minderjährigkeit allein; die Gesetzesmotive enthalten hierüber nichts, bloß ein Abgeordneter (Schwindel) äußerte, daß durch

das Civillistengesetz die Staatscasse von jener ganzen Last befreit werde, wogegen kein Widerspruch erhoben wurde; jedoch kann diese vereinzelte Aeußerung nicht maßgebend sein, da eben das Gesetz anders lautet; im Gegentheil wird anzunehmen sein, daß die Bestimmung des Civillistengesetzes als eine für die Minderjährigkeit zu beschränkende Ausnahme gelte. Referent will aber einer künftigen Kammer in dieser Beziehung nicht vorgreifen und beantragt, dem Gesetzentwurfe zuzustimmen, wonach jene 200,000 fl. aus der Staatscasse bestritten und vorläufig aus der Erübrigung des Jahres 1884 gedeckt werden sollen, bezüglich des sonstigen Unterhaltes aber es dabei belassen bleibe, daß die Staatsregierung diese Kosten vorbehaltlich aller Rechte aus den Ersparnissen der Hofstäbe zu bestreiten beabsichtige. Der Hr. Finanzminister erklärt, der Prinz-Regent fordere nichts aus der Staatscasse für seinen Unterhalt; überdieß gehe man von der Annahme aus, daß Kosten für Repräsentation unter allen Umständen nicht aus der Staatscasse, sondern aus der Civilliste zu bestreiten seien, hiefür seien die Hofstäbe da, dieselben bilden eine gesetzliche Last der Civilliste, und deßhalb sei der Regent befugt, sie für diese Zwecke in Anspruch zu nehmen. Der Gesetzentwurf wurde einstimmig angenommen.

⁰₀ **Berlin**, 27. Juni. Ueber den Zwischenfall in der gestrigen Sitzung des Reichstags, welcher den Schluß der Session in Frage stellte, erfährt man aus guter Quelle Folgendes: Anstatt der seitens des Staatssecretärs des Innern nachgesuchten Ermächtigung zum sofortigen Schlusse der Session war gestern früh eine Depesche des Reichskanzlers eingetroffen, des Inhalts, daß der Schluß noch nicht erfolgen könne, weil es die Absicht sei, dem Reichstage noch weitere Vorlagen zu machen. Auf die Branntweinsteuer sollten sich dieselben anscheinend nicht beziehen, ebensowenig sollte es sich um sonstige wichtigere Dinge handeln. Die Absicht konnte also nur sein, den Reichstag noch länger, jedenfalls bis zu der gestern Abend erfolgten Rückkehr des Reichskanzlers, zusammenzuhalten. Anscheinend hatte der Reichskanzler darauf gerechnet, daß die Branntweinsteuerberathung erst am Montag stattfinden und daß er dann Gelegenheit finden werde, mit der parlamentarischen Vertretung, welche sich seinen Intentionen so wenig anzupassen verstand, öffentlich abzurechnen. Es war alles Ernstes davon die Rede, daß der Präsident nach erfolgter Erledigung der Branntweinsteuervorlage sich vom Hause die Ermächtigung erbitten werde, selbständig die nächste Plenarsitzung anzuberaumen. Inzwischen entschloß sich der Präsident des Reichstags, eine telegraphische Benachrichtigung an den Reichskanzler abzusenden, in welcher er darauf hinwies, daß die Branntweinsteuervorlage alsbald erledigt werde und man alsdann bei der jetzigen Lage der Geschäfte nicht wisse, was auf die Tagesordnung gesetzt werden könnte. Nach Verlauf einiger Stunden traf von dem bereits auf der Reise begriffenen Reichskanzler die Nachricht ein, daß er den Staatssecretär v. Bötticher ermächtigt habe, die Session zu schließen. Daß Fürst Bismarck sich von dem persönlichen Eintreten für die Scholz'sche Branntweinsteuervorlage eine besondere Wirkung versprochen hätte, ist um so weniger anzunehmen, als er von Anfang an die Vertretung derselben ausschließlich dem Finanzminister überlassen hatte. Wie nachträglich verlautet, hatte der Scholz'sche Consumsteuerantrag schon im preußischen Staatsministerium lebhaften Widerspruch seitens des Landwirthschaftsministers Dr. Lucius erfahren. Hr. v. Scholz war aber mit seinem Antrage nach hartem Kampfe durchgedrungen. Daraus erklärt sich auch die rückhaltlose Opposition, welche die Consumsteuervorlage seitens der conservativen Parteien in der Commission des Reichstags gefunden hat. Den Sieg, den Minister v. Scholz am grünen Tische des Staatsministeriums erfochten hatte, konnte er auf dem parlamentarischen Gebiete nicht festhalten, und so bedeutet das Scheitern der Vorlage im Reichstage einen Erfolg des landwirthschaftlichen Ministers Dr. Lucius oder, um es klarer auszudrücken, der agrarischen Tendenzen. Dieser Umstand ist für die Frage, welcher Art die für die nächste Session angekündigte neue Vorlage sein wird, nicht ohne Interesse. Möglicherweise war es gerade die Absicht des Reichskanzlers, in dieser Richtung die Branntweinsteuerfrage im Reichstage noch zu besprechen. Um so weniger wird man eine der Parteien des Reichstags für die Resultatlosigkeit der Berathungen verantwortlich machen können.

Frankreich.

⊥ **Paris**, Ende Juni. Nachdem die dießjährigen Waffenübungen der zur Territorial-Garde gehörenden Militärdienstpflichtigen ihren Abschluß gefunden — nur die Uebungen der Territorial-Garde-Cavallerie sollen noch abgehalten werden, und zwar erst im Herbst — stellt der „Avenir Militaire" über die Eindrücke und Ergebnisse dieser Einziehungen Betrachtungen an, welche zur Beurtheilung der französischen Heeresverhältnisse auch für uns von hohem Interesse sind. In Folgendem mögen die Auslassungen des Blattes flüchtig skizzirt werden: Bei einer Kritik über unsere Armee der zweiten Linie soll man zuvörderst nicht übersehen, daß die Regimenter der Territorial-Garde unter sich sehr verschieden sind, und zwar bis zu einem Punkt, welchen man sich bei Betrachtung des stehenden Heeres gar nicht vorzustellen vermag. In letzterem befinden sich alle Officiersstellen besetzt, und zwar durch Officiere, welche durchschnittlich von ziemlich gleichem Werth sind. Für die Territorial-Regimenter ist die Zahl der vorhandenen, bezw. fehlenden Officiere ganz außerordentlich verschieden. So haben die Regimenter in den Territorial-Bezirken des nördlichen wie des östlichen Frankreich und die 4 in Paris zusammenstoßenden Armeecorps ihre Officiersstellen fast vollzählig besetzt; während im Gegensatz dazu man in den Bezirken der Mitte, des Westens und des Südens eine beträchtliche Zahl von Regimentern findet, in denen das Element der Hauptleute vollständig fehlt. Hier gibt es zur Instruction der Truppe nur Stabsofficiere, fast ausschließlich solche, welche aus dem stehenden Heere verabschiedet worden sind, und daneben junge Unterlieutenants, welche aus der Kategorie der Einjährig-Freiwilligen hervorgegangen sind und sich für die ihnen theilweise zufallende Aufgabe der Compagniechefs als sehr ungeeignet erweisen... Man würde sich einem groben Irrthum hingeben, wollte man die ganze Territorial-Armee nach dem Eindruck eines der Bataillone der in Paris zusammentreffenden Corpsterritorialbezirke beurtheilen. Diese sind von allen im Bestande und in dem Werth ihrer Officiere die bevorzugtesten. Die folgenden Betrachtungen beziehen sich nur auf diese letzterwähnte Kategorie von Territorialtruppen. Sie können also nicht auf die anderen gänzlich übertragen werden, haben dafür aber das für sich, daß sie völlig zutreffend sind. Was ganz besonders auffällt, weil es eine materielle Thatsache und sehr sichtbar ist, das ist die stets abnehmende Stärke der Uebungsbataillone. Jedes Jahr erscheinen die Territorialbataillone in einer geringeren Ausrückestärke, als im Vorjahre! Seit einigen Jahren hat diese Stärkeabnahme eine gewisse Gleichmäßigkeit angenommen. Regimenter, deren Compagnien anfänglich zu 180 Mann auf den Uebungsplätzen erschienen, kamen jetzt nur noch mit 100 oder 115 Köpfen per Compagnie. Diese Herabminderung ist nicht plötzlich gekommen. Sie fiel allmählich auf 160, dann auf 140, 125 Mann u. s. f. Wenn das in der Weise fortgeht, so wird man im nächsten Jahre auf 100 Köpfe per Compagnie angekommen sein. Es wird aber so fortgehen, denn die Ursache hievon ist eine lediglich politische. Man treibt Mißbrauch mit den Dispensen und mit der Bewilligung von Aufschubsfristen. Diese Stärkeverminderungen sind weit entfernt, sich nur auf eine einzelne Waffengattung oder auf einzelne Regimenter zu beziehen; wäre dem so, so müßte man nach zufälligen, bezw. localen, Ursachen forschen. Es ereignet sich hier nur, was sich gegenwärtig in allen Zweigen der Regierung ereignet: die Gunst macht alles! Wiewohl das Gesetz, d. h. also ein Parlamentsbeschluß, gültig für alle Staatsbürger, vorschreibt, daß letztere gewisse militärische Waffenübungen abhalten, sind es gerade Deputirte, Senatoren, Wahlcomité-Mitglieder u. dgl., welche die Minister um Dispense für ihre Leute angehen. Die Minister beeifern sich, die Dispense zu bewilligen, bald unter der Form definitiver Entbindungen, öfter noch unter derjenigen von Dienstaufschiebungsfristen. Das will aber dasselbe sagen, denn der Mann, welchem die letztere Vergünstigung gewährt ist, kommt das nächste Jahr zur Uebung auch nicht heran, er hat also erreicht, was er wollte, d. h. er hat sich von einer Waffenübung gedrückt. Heute geht man jedoch schon weiter. Man greift das System der Waffenübungen der Territorialarmee überhaupt an. Nachdem man die Gewohnheit angenommen hat, von den Einziehungen seine Freunde und die Freunde seiner Freunde zu dispensiren, handelt es sich nunmehr darum, auch seine Wähler davon zu befreien. Wir drücken uns absichtlich so deutlich aus, weil die Dsipensfrage thatsächlich zu einer in die Wahlinteressen eingreifenden Frage geworden ist. Schon hat man übrigens die Gewohnheit angenommen, die Leute der Territorialarmee oder der Reserve der Territorialarmee nur ein einziges Mal zur Uebung einzuziehen. Sie während 11 Jahren Dienstzeit 13 Tage bei den Fahnen versammelt zu halten, ist schon an sich äußerst wenig. Und doch ist dieß den Leuten, welche an der Regierung sind, noch zu viel. Sie vermehren die Dispense immer mehr und mehr. Zu den persönlichen Befreiungen hat man nun begonnen, auch Collectivbefreiungen zu bewilligen. Zuerst wurden dieselben dem Instructionspersonal der Schüler-Bataillone ertheilt, jetzt ist der Vorschlag gemacht worden, die Vergünstigung der Befreiung von Waffenübungen auch den Pompiers, d. h. den Mitgliedern der ländlichen Feuerwehren, zu bewilligen. Natürlich wird dann jedes winzige Dörfchen seine Feuerwehr haben und jeder Territorialgardist Mitglied derselben werden.

= **Paris**, 27. Juni. Der vom Justizminister Demôle gestern in der Kammer eingebrachte Gesetzentwurf, die Bestrafung aufrührerischer Placate betreffend, enthält außer der bereits gestern mitgetheilten, ziemlich milden Strafbestimmung einen zweiten Artikel, welcher zur Aburtheilung der betreffenden Vergehen die Schwurgerichte für zuständig erklärt. Die „Républ. Franç." erklärt heute, dieser Gesetzentwurf könne auf die Billigung der ungeheuren Mehrheit der republicanischen Partei und aller aufrichtigen Freunde der Freiheit rechnen. Sodann fügt das opportunistische Blatt folgende Bemerkung hinzu: „Dieser Gesetzentwurf konnte nicht zwischen den Urhebern aufrührerischer Zettelanschläge eine Unterscheidung treffen, denn das Vergehen besteht nicht in der Unterschrift, sondern in der Thatsache selbst, daß man sich gegen das Gesetz empört. Die Regierung hat dieß vollkommen begriffen und wird fortfahren, es zu begreifen. Es sind nicht bloß die Prinzen allein, die unter der Republik aufrührerische, für die Republik gefährliche Acte begehen können — Acte, die keine regelmäßige und auf ihre eigene Erhaltung bedachte Regierung dulden kann. Verblendet die Republicaner, welche darauf verharren würden, dieß nicht einzusehen." Diese Bemerkung ist gegen einen vom Abgeordneten Dreyfus Namens der äußersten Linken eingebrachten Abänderungsantrag gerichtet, mit dessen Grundsatz die Regierung sich bereits einverstanden erklärt haben soll und nach welchem das neue Strafgesetz nur auf diejenigen Schriften Anwendung fände, die von den Angehörigen der früheren Regentenfamilien ausgehen. In dieser Beschränkung hat sich auch Clémenceau gestern in der Kammer zur Annahme der Vorlage bereit erklärt, wir lassen den bezüglichen Theil seiner Rede im Wortlaut nach dem stenographischen Bericht folgen: „Wenn die ausgewiesenen Prätendenten glauben, sie könnten den Umstand, daß sie im Auslande sind, dazu benützen, um direct Kundgebungen in Frankreich zu machen, und die Regierung der Meinung ist, sie müsse diese Versuche bestrafen, wenn sie von der republicanischen Partei etwelche Maßregeln gegen die Prätendenten zu verlangen hat, so bin ich für meine Person bereit, Ihnen dieselben zu bewilligen, weil sie mir das Zubehör des Verbannungsgesetzes zu sein scheinen. (Beifall links.) Ich glaube, die republicanische Partei wird Ihnen die Genehmigung eines solchen Gesetzes nicht versagen, denn dasselbe ist die nothwendige Folge des von uns angenommenen Gesetzes. Wenn sich aber die Regierung weiter fortreißen ließe und einen Gesetzentwurf einbrächte, auf Grund dessen ein anderes Ministerium später, in einer Zukunft die ich nicht vorhersehen will, in die Freiheit der Bürger eingreifen könnte, so würde ich mich genöthigt sehen, eine solche Vorlage entschieden zurückzuweisen. An dem Tage, wo wir für die Verbannung der Prinzen stimmten, haben wir es Denjenigen erklärt, die uns beschuldigten, die öffentlichen Freiheiten beschränken zu wollen. Wir haben ohne Unterlaß die Gesammtheit der französischen Bürger, welcher Partei sie auch angehören mögen, im Vollbesitze ihrer Rechte zu erhalten. Die Freiheiten sind die Ehre der Republik. Die republicanische Freiheit, welche die Monarchisten benützen und sogar mißbrauchen können, gereicht der republicanischen Partei zur Ehre und zur Stärke. (Beifall links.)" Die Regierung ist zur Einbringung ihrer Vorlage, dem „XIX. Siècle" zufolge, durch die zahlreichen Anschlagzettel auf gelbem Papiere veranlaßt worden, welche gestern Mittag vor der Sitzung im Vorsaale der Kammer von Hand zu Hand gereicht wurden und unter dem Titel „Journal-Affiche" (Placatzeitung) den Wortlaut des vom Grafen von Paris erlassenen Manifests brachten. Der Hauptvertreter des Grafen von Paris, Lambert Sainte-Croix, schloß, wie das genannte Blatt erfährt, vor einigen Monaten mit einer Annoncengesellschaft einen Vertrag, durch welchen die letztere sich verpflichtete, allwöchentlich in allen Gemeinden Frankreichs eine Art von „royalistischem Gemeindebulletin" anschlagen zu lassen. Die Ausführung des Unternehmens, durch die früheren Ausweisungsanträge (vom Febr. d. J.) unterbrochen, sollte nunmehr vor sich gehen und mit der Anklebung des Manifests beginnen, das durch besondere Boten ballenweise in alle Departements gebracht worden ist. Gegen dieses Unternehmen, auf welches Hr. de Freycinet in der Kammer anspielte, ist die Vorlage gerichtet.

Lesch & Weil, Bankgeschäft, München, 3 Maximiliansplatz 3, neben dem engl. Café, empfehlen sich bestens zur Vermittelung von Capital-Anlage, übernehmen die Ausführung von Speculations-Aufträgen für die hiesige Börse, wie für alle auswärtigen Börsen, zu den **denkbar billigsten** Conditionen. [8315]

Deutsche Grundschuld-Bank.

Berlin W., Behrenstrasse Nr. 55.

Actiencapital: 3 Millionen Mark voll eingezahlt.

Die Bank, deren Geschäftsbetrieb wir heute eröffnet haben, gibt auf städtischen und ländlichen Grundbesitz Darlehen in Form von **Grundschulden,** bei denen in Gemässheit der Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 die persönliche Verbindlichkeit des Darlehnsnehmers und seiner Besitznachfolger ausgeschlossen ist, und deren Rückzahlung in ungetrennter Summe oder in Raten oder mittelst Amortisation bedungen werden kann.

Die Grundschuld-Darlehen werden in der Regel zur ersten Stelle gegeben, und es erfolgt deren Auszahlung, ebenso wie die Rückzahlungen in Baargeld.

Der Schuldner ist berechtigt, das Darleben, sei es nach dem Vertrage in ungetrennter Summe oder in Raten oder mittelst Amortisation rückzahlbar, jederzeit nach vorausgegangener dreimonatlicher Kündigung ganz oder auch theilweise zurückzuzahlen, auch, sofern die Grundschuld durch Amortisation rückzahlbar ist, jederzeit — also auch im Verkaufsfalle — zu verlangen, dass für die amortisirte Summe die Löschung bewilligt und der verbleibende Capitalsrest als neues Capital mit neu beginnender Amortisationsperiode behandelt werde.

Die Bank übernimmt die Umwandlung eingetragener Hypotheken und deren event. Zusammenlegung in Grundschuld-Darlehen.

Die Grundschuld-Darlehen erhöhen durch den Wegfall der persönlichen Verbindlichkeit des Besitzers und seiner Rechtsnachfolger den Werth und die Verkäuflichkeit des beliehenen Grundbesitzes.

Die Werthsermittelung der zur Beleihung mit Grundschuld-Darlehen offerirten Grundstücke erfolgt nach bewährten, soliden Grundsätzen, und ertheilt die Bank mündlich und schriftlich auf gefällige Anfragen eingehende Auskunft.

Berlin, den 28. Juni 1886.

Die Direction.
Sanden. Schmidt.

[8609]

Griechische Weine

1 Probekiste mit 12 ganzen Flaschen 12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras u. Santorin. Flaschen u. Kiste frei. Ab hier zu 19 M. 50 Pf.

1 Postprobekiste mit 2 ganzen Flaschen herb und süss. Franco nach allen deutschen u. österr.-ungar. Poststationen gegen Einsendung von 4 Mk.

J. F. Menzer, Ritter d. K. Griech. Erlöserordens. Neckargemünd. [1424]

Hôtel garni Pension Simmen, München, Salzstrasse, vis-à-vis dem Centralbahnhof. [13336]

Neu.
Zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns etc.:

Die schweizerische Militärmission nach dem

Serbisch-bulgarischen Kriegsschauplatze.

Aus dem Berichte an den schweizer. Bundesrat von
H. Hungerbühler,
Oberstlieutenant und Kommandant des 27. Infanterieregiments.

12¼ Bogen gr. 8° mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes, fünf Plänen von Gefechtsfeldern, zwei Tafeln Befestigungsdetails und andern Beilagen.
Preis 5 Mark.

Nach eigenen Aufnahmen auf dem Kriegsschauplatze, sowie mündlichen Mittheilungen hervorragender Offiziere *beider* gegnerischen Armeen bearbeitet.

(8557) **Die Verlagshandlung,**
J. Huber in Frauenfeld.

Kunst-Auction.

Geehrtem Auftrage gemäß versteigert der Unterzeichnete
am 30. Juni und 1. Juli ds. Jahres
die Antiquitäten-Sammlung des verstorbenen Freiherrn v. Mortefeld,
bestehend aus Fayence-, Porzellan-, Silber-, Kupfer- und Zinnwaaren, Waffen, Holz-, Elfenbein- und Emailgegenständen, Möbeln u. dergl.
im Kunst-Auctionshaus zu München, Rindermarkt 2,
Kataloge auf Verlangen gratis und franco
[8292—6] **Georg Mößel,** Rindermarkt 2.

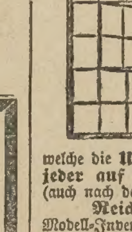
Neues Abonnement. [8596]
1886, 3. Quartal.
Auf das:
Erste politische Witzblatt Deutschlands:
Kladderadatsch.
Humoristisch-satirisches Wochenblatt.
Preis pro Quartal **2 Mark 25 Pf.** bei allen Postämtern und Buchhandlungen.
Die Verlagshandlung A. Hofmann & Co.
in Berlin, Kronenstrasse Nr. 20.

Eisenfreier alkalischer Lithion-Sauerbrunn

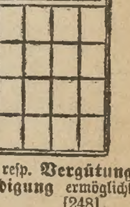
Salvator [6857]

Bewährt bei Erkrankungen der **Niere** u. der **Blase, harnsaurer Diathese,** bei **catarrh. Affectionen** der **Respirations- u. Verdauungsorgane.**
Käuflich in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Salvator Quellen-Direction, Eperies (Ungarn.)

Billiger als hölzerne und schmiedeeiserne Fenster sind die



gußeisernen Fenster
der
Isselburger Hütte
zu
Isselburg
am Niederrhein.
Vorzüge
garantirte Haltbarkeit,



welche die **Uebernahme fracht- und bruchfreier Lieferung,** resp. **Vergütung jeder auf dem Bahn-Transporte entstehenden Beschädigung** ermöglicht (auch nach dem Auslande hin). [248]
Reichhaltigste Auswahl durch ein über 5000 Fenstersorten zählendes Modell-Inventar, wodurch jeder Auftrag **ohne Berechnung von Modellkosten** in außergewöhnlich niedrigen **Stückpreisen** in kürzester Zeit ausgeführt werden kann.

Weber's
Carlsbader
Kaffee-
Gewürz

in Portionsstücken, einziges Mittel, dem Kaffee-Getränk einen gleich pikanten Geschmack und dieselbe schöne Farbe, wie ihn der weltberühmte Karlsbader Kaffee besitzt, zu verleihen, ist in renommirten Colonialwaaren-Handlungen in Cartons à 50 Pf. zu haben.

Ernst Aigner,
J. Arnsberger,
Valentin Barbarino, Hofl.
Birzer & Liebl,
Max Cammerloher, Hofl.,
Consumverein München,
A. Dallmayer, Hofl.,
Ferdinand Dallmayer,
Georg Demmel,
Ludw. Findel,
Friedr. Flad, Hofl.,
Sebast. Frankl,
J. Gollwitzer,
Friedrich Hahn,
Ludwig Hurst,
Ludwig Hübler,
Karl Kapfer,
Ben. Käsbohrer,
J. Kauth,
Josef Kleiber,
J. M. Laufer,
Vitus Papp,
Fr. Xav. Piller,
A. Randlkofer,
F. A. Ravizza,
Alois Reiter,
J. M. Riederer,
Heinr. Rüth,
Heinr. Rupp,
Heinr. Ries, vorm. J. J. Pasch's Nachfolger,
L. Schäfer,
Gebr. Schimpfle,
Simon Schiestl,
Gebr. Schneider,
M. Schneider, Hofl.,
Geschw. Schultheiß vorm. Lipp,
Emil Schumann,
Eduard Seiler,
Georg Sieber,
G. Stolz,
Georg Vogl,
Frz. Wilhelm,
F. X. Winhard. (6848)

Akademie der Tonkunst,
München,
Hochbrückenstraße 17,
Ecke der Hildegardstraße.
Ausbildung von Sängern, Sängerinnen, Schauspielern, öffentlichen Rednern, Virtuosen, Lehrern u. Lehrerinnen. Einzellectionen u. Curse. Behandlung v. Stotterern, Stammlern, Lispler n ꝛc. Aufnahme jederzeit. Anfänger vom 7. Lebensjahre an. Beste Erfolge, günstigste Bedingungen! Ausführliche **Prospecte** gratis! (4315)
Leonhard Engelhardt, Director.

Bisher unerreicht in seiner Heilwirkung gegen Lungen- und Halskrankheiten ist der seit Jahren erprobte
Homeriana-Thee,
welcher mit dem denkbar grössten Erfolge, selbst von medicinischen Autoritäten gegen **Schwindsucht, Asthma** und **Kehlkopfleiden** angewendet wird. Die geradezu überraschenden Heilresultate sind in einer Broschüre zusammengestellt, welche in mehrfacher Auflage bereits erschienen und durch das Central-Dépôt dieser Heilpflanze, von Herrn **A. Wolffsky, Berlin N.,** Weissenburgerstr. 79, unentgeltlich zu erhalten ist. (7472—76)

Kreuzigung Christi.
Panorama, Goethestraße 45,
tägl. geöff. von 8 U. V. bis zur Dämmerung.
Entrée 1 M. Kinder unt. 12 J. 50 Pf. (7625)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entrée **1 Mk.,** Sonn- u. Feiertage **50 Pf.**

☞ Fortsetzung des Inseratentheils in der zweiten Beilage. ☜

Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. **Nr. 179.** (Früher in Augsburg erschienen.) München, Mittwoch, 30. Juni.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München.

Bayerische Chronik.

München, 29. Juni.

† (Genehmigung einer Titelverleihung.) Das Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 28 gibt bekannt: Se. Maj. der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden, unterm 1. Juni d. J. die Allerhöchste Genehmigung zu ertheilen, daß der Leibarzt J. kgl. Hoh. der Prinzessin Louise von Bayern, Gemahlin Sr. kgl. Hoh. des Herzogs Maximilian in Bayern, Dr. Anton Mayer, den ihm von Sr. kgl. Hoh. dem Herzoge Maximilian verliehenen Titel eines herzoglichen Hofrathes führe.

* (Ordensverleihungen.) Das „Gesetz- und Verordnungsblatt" Nr. 28 gibt bekannt: Se. Maj. der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden, unterm 26. April d. J. dem Ober- und Geheimen Regierungsrathe Dieck bei der kgl. preußischen Eisenbahndirection Frankfurt a. M. und dem Oberregierungsrathe Wehrmann bei der kgl. preußischen Eisenbahndirection Erfurt das Comthurkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael, dann den Eisenbahndirectoren Lehmann bei der kgl. preußischen Eisenbahndirection Frankfurt a. M. und Scholtz bei der kgl. preußischen Eisenbahndirection Erfurt das Ritterkreuz erster Classe desselben Ordens zu verleihen.

* (Errichtung eines Bezirksamtes in Ludwigshafen.) Das Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 28 enthält folgende allerhöchste Verordnung: „Im Namen Seiner Majestät des Königs. Luitpold, von Gottes Gnaden königlicher Prinz von Bayern, Regent. Wir finden uns bewogen, im Hinblick auf die kgl. allerhöchste Verordnung vom 3. Juni l. J., die Errichtung eines Bezirksamts in Ludwigshafen a. Rhein betreffend, entsprechend dem Antrage des kgl. Staatsministeriums der Justiz, zu verordnen was folgt: §. 1. Die durch die allerhöchste Verordnung vom 7. September 1820, das Notariatsinstitut im Rheinkreise betreffend, für den Umfang des bisherigen Bezirksamtes Speier begründete Zuständigkeit der Notare erleidet durch die Errichtung eines Bezirksamts in Ludwigshafen a. Rh. keine Aenderung. §. 2. Gegenwärtige Verordnung tritt gleichzeitig mit der allerhöchsten Verordnung vom 3. Juni l. J., die Errichtung eines Bezirksamtes in Ludwigshafen a. Rh. betreffend, in Kraft. Gegeben zu München, den 26. Juni 1886. Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser. Dr. v. Fäustle."

* (Vollzug des Unfallversicherungsgesetzes.) Das Staatsministerium des Innern gibt bekannt: Nachdem mit 1. Juli d. J. das in Ludwigshafen a. Rh., dem Sitze der Schiedsgerichte für den V. Schiedsgerichtsbezirk der Privateisenbahn-Berufsgenossenschaft und für den IV. Schiedsgerichtsbezirk der Straßenbahn-Berufsgenossenschaft, neu errichtete Bezirksamt seine Thätigkeit beginnt, wird von diesem Tage an der kgl. Bezirksamtmann Emmerich v. Mörs in Speier der Function als Vorsitzender dieser Schiedsgerichte und der kgl. Bezirksamtsassessor Ludwig Wagner in Speier der Function als Stellvertreter des Vorsitzenden enthoben und zum Vorsitzenden der genannten Schiedsgerichte der kgl. Bezirksamtmann Max Schmid in Ludwigshafen a. Rh., zum Stellvertreter desselben der kgl. Bezirksamtsassessor Ludwig Glaser dortselbst ernannt.

α (Anthropologische Gesellschaft.) Die letzte Sitzung des laufenden Geschäftsjahres am 25. Juni eröffnete Hr. Prof. Dr. Rüdinger mit einem tiefempfundenen und warm aufgenommenem Nachrufe an Hrn. Prof. Dr. v. Gudden, der als Opfer der erschütternden Katastrophe zu Berg in der Fülle seines geistigen Schaffens und auf der Höhe seiner Kraft hinweggerissen wurde. Der Vorsitzende gab einen Ueberblick über dessen literarische Leistungen, schilderte sein Wirken und bezeichnete ihn als exacten Forscher auf dem Gebiete der Hirnmorphologie. Die Gesellschaft erhob sich zur Ehrung seines Gedächtnisses von ihren Sitzen. — An Hrn. Prof. Dr. Bastian zu Berlin ergeht ein Glückwunsch zur Feier seines 60. Geburtstages. — Hierauf sprach ein alter Bekannter und Mitarbeiter der Gesellschaft, Hr. Dr. Naumann, von welchem die Schilderung der Fauna in Hrn. v. Schabs „Pfahlbauten am Würmsee" im ersten Bande der Beiträge zur „Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" herrührt, über „Japan und die Japanesen" in einem fast zweistündigen, durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit sich auszeichnenden Vortrage, zu dem er um so eher berufen war, als er 10 Jahre in hoher amtlicher Stellung in Japan verweilt hatte. Er wendete sich zunächst gegen die vielen Unrichtigkeiten, welche von mangelhaften Kennern dortiger Zustände verbreitet werden; während die Volkszahl z. B. auf 18 Millionen angegeben wurde, beträgt sie das Doppelte. Die Geschichte Japans ist weniger alt, als man vermuthet, sie beginnt erst mit dem 8. Jahrhundert n. Chr., ins 3. reicht der Verkehr mit den Chinesen, ins 6. die Bekanntschaft mit dem Buddhismus zurück. Aus vorgeschichtlicher Zeit finden sich zahlreiche Spuren, Kjökkenmöddinger in auffallend großer Verbreitung, Artefacte aus Stein, Dolmen, Hügelgräber mit Steinkammern. Sie rühren von den Aïnos her, die noch bis vor kurzem einen großen Theil der Hauptinsel innehatten und einst die gesammten Inseln bevölkerten; jetzt sind sie ein Fischer- und Jägervolk. Auch vielfache Ortsbenennungen stammen von ihnen, und die Bauern schreiben entweder ihnen oder geschichtlichen Helden (diesen fälschlich) die zahlreichen Höhlenwohnungen zu, welche bereits alle geleert sind und keine Ausbeute mehr geben; besser steht es in dieser Beziehung mit den Hügelgräbern. Nur die großen, 50 Fuß hohen, flach ansteigenden „Kaisergräber" bei Ohasaka, die tief in die geschichtliche Zeit bis zum Jahre 1000 reichen, werden durch Umfriedungen und Wächter geschirmt und gelten als heilig. Aus verschiedenen Gräbern erhob Redner eiserne Schwerter, bronzene Ringe, Urnen u. dgl.; auf Kiusiu fand er glatte, auf der Drehscheibe gefertigte Urnen, nirgends Skelette. Aus der physischen Beschaffenheit der Einwohner lassen sich geringe Schlüsse auf die Vorgeschichte ziehen. Der Körperbau der unteren Volksclassen ist äußerst kräftig und musculös, beim Adel gewahrt man in Folge der Inzucht häufig krankhafte Gestalten; der Oberkörper der Frauen ist meistens schön und gut entwickelt. Die Hautfarbe ist gelb mit einem dunklen Schimmer, bei Frauen mitunter fast weiß, die Haare sind häufig braun, die Augen selten tiefschwarz, meist dunkelbraun; die Haare straff, dicht und nicht selten lockig. Das Gesicht ist oval mit sich verschmälernder Stirne und geschlitzten Augen. Die Frauen entstellt das Schwärzen der Zähne, außerdem altern sie durch das bis zum sechsten Lebensjahre fortgesetzte Stillen der Kinder. Sicher sind die Japanesen ein Mischvolk aus äußerst heterogenen Elementen bei sehr nahen Beziehungen zu den Mongolen, auf welche das Auge deutet: charakteristisch ist die herabhängende Falte am oberen Augenlid, hervorgerufen durch die Flachheit des Nasensattels. Fels unterscheidet zwei Typen, den mongolischen bei den höheren, dolichokephalen, schlanken, eleganten Ständen, den malayischen bei dem niederen Volke mit untersetztem Körperbau, platten Nasen und stark hervortretenden Backenknochen. Bestimmt haben zwei über Korea gegangene Invasionen des Landes stattgefunden, gegen eine malayische bestehen jedoch erhebliche Zweifel, und Untersuchungen, die sich nicht bloß auf sociale Verhältnisse, sondern auch auf geographische Verbreitung erstrecken, werden zweifellos noch mehr Typen ergeben. Einen derartigen, zu manchen Täuschungen verführenden bilden z. B. die Kreuzlinge zwischen Portugiesen und Chinesen, die als Kaufleute in untergeordneten Stellungen eine große Rolle spielen und sich durch Fleiß und Zuverlässigkeit auszeichnen. Erfreut sich die Ansicht einer Mischung der Japanesen aus Mongolen und Malayen in der Literatur einer großen Verbreitung, so wurde von anderer Seite wieder die Reinheit ihrer Race oder deren Ursprung von den Mongolen, sogar von Semiten und Feuerländern behauptet; nahe liegt der Gedanke einer Vermischung der Eroberer mit den Aïnos, ungeachtet davon keine deutlichen Spuren zu finden sind. Denn bei den Japanesen sind die letzteren verachtet und leben als Halbwilde nahezu in Gefangenschaft. Auf der Insel Jezo beträgt ihre Zahl 17,000; ihr Ursprung gilt als Räthsel, um so mehr, als eine gewisse Verwandtschaft mit den Kaukasiern nicht geläugnet werden kann. Die Sprache der Japanesen gehört zum ural-altaischen Stamme, weist also auf mongolischen Grundstock des Volkes. Vielleicht kommt aus China noch genaue Kunde! Bei der großen körperlichen Kraft und Ausdauer der Japanesen fällt ihre nach unseren Begriffen schlechte Nahrung auf: Reis spielt die Hauptrolle, dazu treten Eier, Fische, Rüben, Kartoffeln. In neuerer Zeit nimmt der Fleischconsum zu und beginnt die Viehzucht aufzublühen. Oel und Fett werden verabscheut, weßhalb die europäische Kost als ungenießbar gilt. Kleidung und Wohnung sind ausschließlich für den Sommer eingerichtet; im Winter hockt die ganze Familie um Kohlenbecken und steckt die Beine unter eine warme Decke, so daß von Arbeit um diese Zeit keine Rede ist. Die Kleider werden aus Baumwolle und Seide gefertigt, im Innern des Landes geht man fast nackt. Die Häuser erheben sich einen Stock hoch über den Boden, zweistöckige sind selten, schwere Ziegeldächer verleihen ihnen Schutz bei Stürmen und Erdbeben. Geräumigkeit, Gärten und Verwendung von kostbaren Holzarten zieren die Wohnungen der Reichen. Oftmaliges heißes Baden (bei einem Maximum von 49° Celsius!) dient der Reinlichkeit des Körpers, mit deren Pflege die Unsauberkeit von Wäsche und Kleidung in so großem Contraste steht, daß ansteckende Krankheiten und Ungeziefer in Menge vorkommen. Früher, ehe Impfung eingeführt war, richteten die Pocken große Verheerungen an, sehr verbreitet ist eine Lähmung der Extremitäten, die jedoch Europäer fast nie ergreift. Die größten Segnungen für das Land und eine Umwälzung früherer Zustände brachte deßhalb die Einführung der modernen Heilkunde. Blinde gibt es in großer Zahl und sie üben auffallenderweise die Massage meisterhaft. Der Kaiser besaß früher zwei deutsche Leibärzte, die aber keinen Einfluß gewinnen konnten. Mancherlei alte Sitten und Gebräuche haben sich in einzelnen Landestheilen erhalten. Den Gipfel der Wünsche eines Japanesen bildet ein ruhiges Leben im Alter innerhalb seiner Familie, weßhalb Kinderlose gern Kinder adoptiren. Pietätvoller Ahnencultus trägt zu dieser Wohlthätigkeit bei, von welchem ausgehend ein musterhafter Gehorsam im Blute des Volkes steckt. Der Charakter zeigt Licht- und Schattenseiten: Anspruchslosigkeit und Kunstsinn stehen der Vergnügungssucht und dem Mangel an Beharrlichkeit entgegen. Die oft debattirte Frage nach der Zukunft Japans möchte der Redner mit dem japanesischen Sprichworte vom Frosche im Salzwasser beantworten. Nach einem Hinweise auf die hohe Stufe des Kunstgewerbes, welche namentlich die Nürnberger Metallarbeitenausstellung zeigte, erläutert er dieß durch eine eingehende Schilderung der japanesischen Malerei, die in ihrer Eigenart Ausgezeichnetes leistet, aber wegen der Verfolgung anderer Ziele in keinen Vergleich mit der europäischen Kunst zu stellen ist, die Oelmalerei würde ihren Verfall bringen. Kurz läßt sich sagen: die reine Annahme der europäischen Cultur würde die Japanesen schwächen statt stärken und den Untergang des Volkes herbeiführen.

= (Hoftheater.) Die Wiederaufnahme der Vorstellungen im k. Hof- und Nationaltheater brachte als erste derselben die neueinstudierte Aufführung von Martin Greifs „Prinz Eugen." Mit Befriedigung ist zu constatiren, daß das Werk des einheimischen Dichters ein volles und zum Beifall geneigtes Haus gefunden hat, welches die unbestreitbaren Vorzüge des fünfactigen Schauspiels, wie den geschickten Ausbau und die kraftvolle, eines echten Dichters würdige Sprache, auf das lebhafteste anerkannte. Die Mache des Stückes verräth die bühnenkundige Hand: die nicht allzu bedeutende dramatische Handlung und der eigentliche Mangel an Verwicklung wird durch eine Reihe von Scenen paralysirt, deren Wirksamkeit, zumal bei so glücklichem Arrangement, wie an unserer Hofbühne, jede neue Aufführung bewährt. Der thatsächliche Mangel an neueren bühnenfähigen historischen Stücken dürfte die häufigere Wiederholung von Martin Greifs „Prinz Eugen" nicht weniger rechtfertigen, als die Rücksicht auf den einheimischen Dichter, dessen Name unter den besten der Jetztzeit mit Ehren genannt wird. Hoffentlich wird das Stück, das nach längerer Ruhe im Theaterarchiv wieder zum Lampenlicht erwacht ist, nicht wieder einer periodischen Vergessenheit anheimfallen. Die Aufführung war eine vorzügliche. Die HH. Possart (in der Titelrolle) Richter, Rohde und Schneider, dieser auch als Regisseur, theilten sich mit Frln. Dandler in die Ehren des Abends. Hr. Possart zeichnete sich überdieß durch prächtige Maske aus.

× (Trauerfackelzug.) Gestern Abend brachten die sieben Corps des Universitäts-S.-C. dem verstorbenen Professor Dr. v. Gudden einen imposanten Fackelzug, der sich beim Akademiegebäude aufstellte, zum östlichen Friedhof bewegte und bei der Rückkehr durch die Baaderstraße auf dem Isarthorplatze sein Ende nahm. Drei Musikcorps, sieben umflorte Fahnen, die Senioren zu Wagen, die übrigen Chargirten in Wichs mit den Schlägern brachten Abwechslung in die lange Reihe der Fackelträger. Um 10 Uhr wurden am Isarthorplatz unter Absingung des „Gaudeamus igitur" die Fackeln zusammengeworfen.

w. (Beerdigung.) Samstag Nachmittag 5 Uhr wurde auf dem nördlichen Friedhof ein hochverdienter Beamter und Jurist, der Oberappellgerichtsrath a. D. Joseph Bauer, unter zahlreicher Betheiligung von Leidtragenden zu Grabe getragen. Seinem Sarge folgten u. a. außer den nächsten Anverwandten verschiedene hervor-

ZA
B422

Fragmente aus d. allg. Zeitung 1886.

Register.

Maehly, Johannes Scherr. 1. 10.

Riezler, Ortsnamen d. Münchner Gegend. 17.

Zenger, Karl Maria von Weber. 21. 33.

Destouches, Brief v. Weber's. 29.

Meyer, Engel's Reisewerk über Griechenland. 41.

v. Weber's Werke. 49.

Greif, Prolog zur Weber-feier. 52.

Euryanthe. 53.

Biedermann, Ueber Kephalonia u. Ithaka. 53.

Morf, Voltaire in Genf. 57.

Correspondenz Cavours. 59. 66.

Evans, Agassiz. 65. 74. 81.

Mori, die Wahrheit über Nipon 90.

Emin Bey 96.

Das russische Universitätswesen 98.

Paul Lindau's Roman 106.

鷗外藏書

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 348. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Donnerstag, 16. December.

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73.* Der Insertionspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Johannes Scherr. (Nekrolog.) Von J. Mähly. — Französische Literaturgeschichte.
Neueste Posten. Berlin: Die bulgarische Deputation und die deutsche Politik. Paris: Der neue Minister des Aeußern. — Verschiedenes.

Telegramm des Wolff'schen Bureau's in Berlin.

* **Berlin,** 15. Dec. Das unter dem Commando des Contre-Admirals Knorr stehende Kreuzergeschwader, zu welchem auch die Kreuzercorvette „Sophie" gestoßen, ist gestern in Sansibar eingetroffen.

☞ Weitere telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Johannes Scherr.

Incorrupta fides nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

* Mit Scherr ist einer von den Männern zu Grabe gegangen, welche die Natur dem ganzen Menschengeschlechte schenkt, und wir müssen der „gütigen Mutter" um so dankbarer für dieses Geschenk sein, als sie keine Verschwendung damit treibt, wenn sie auch ihre Lieblinge selber mit ihren Gaben verschwenderisch ausstattet. Ein solcher Liebling ist Johannes Scherr gewesen, zu kurz gekommen ist er nur in einer Hinsicht: er ist nicht geboren im Schoße der Fülle und des Glücks, aber dieser Mangel ist reichlich aufgewogen, mehr als ersetzt worden durch die Schätze, welche die durch die Entbehrung geweckte und gestählte Kraft gehoben und ans Licht gefördert hat. Hätte schon dem Kind oder auch dem zum Manne Herangereiften die Sonne des Glücks gelächelt, diese Kraft wäre zwar höchst wahrscheinlich nicht latent geblieben, aber sie hätte sich schwerlich zu solcher Energie angespannt und mit solcher Wucht entladen. Eine Natur wie die seinige, die so mühelos aus dem Vollen schöpfte, würde unter allen Umständen aus den Geleisen des Mittelmäßigen und Alltäglichen herausgetreten sein, aber die harte Schule des Lebens, der Kampf ums Dasein haben sie dermaßen gestärkt, daß sie sich an das Höchste wagte und das Schwerste leistete. Sie hätte später, als Scherr schon ein Leben voller Arbeit, und ruhmvoller Arbeit, hinter sich und eine sorgenfreie Zukunft vor sich hatte, sich Ruhe gönnen dürfen, wenn Scherr ein anderer gewesen wäre, als er war. Aber die Ader dieser Kraft strömte zu voll und zu reich, als daß sie hätte still stehen können. Es war nicht Ehrgeiz, wenn Scherr bis zu seinem Tode rastlos und in gleichem Tempo wie in den Zeiten des schönsten Mannesalters weiter arbeitete und der staunenden Mitwelt Buch um Buch schenkte; es war der Drang, sich selber und der Mitwelt in steigendem Maße zu genügen. Weit entfernt zwar von jener falschen Bescheidenheit, die uns „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl" vorlügt, that er sich doch selber nie ein Genüge und sah in jedem neuen Erfolg einen neuen Sporn zu weiterem, reiferem Schaffen. Man mag dieser Natur nahe kommen, wo man will, sie prüfen und sondiren, wie man will, überall stößt man auf Gediegenes, nirgends tönt es hohl; man mag den Charakter, das Talent, das Wissen und Können auf die Wage legen: es zieht alles schwer, und es ist nicht leicht, zu sagen, auf welcher Seite ihre eigentliche Stärke liege, ob im Herzen oder im Hirn, im Menschen, im Schriftsteller oder im Gelehrten, aber Kern war alles an ihr, nirgends Hülle, nirgends Schein. Er war ein deutscher Mann im besten Sinne; „einzelne wunderliche und wilde Wucherungen freilich muß man dieser deutschen Eiche, die draußen im Freien, von Wind und Wetter umdroht, steht, nachsehen." Scherr war ein überlegener Geist, und solchen ist es gegeben, originell zu sein. Die Originalität war bei ihm die gute deutsche „Ursprünglichkeit," d. h. naturwüchsig, angeboren, nicht künstlich anerzogen und mühsam gepflegt. Seine Feinde — er hatte und hat jetzt noch solche, wie jeder echte Mensch, welcher die Wahrheit über alle Rücksicht stellt — seine Feinde also wollen wissen, jene Originalität sei keine echte gewesen, Scherr habe sie nur als Maske getragen, um zu imponiren. Wir aber möchten den Künstler kennen, der eine solche Maske zu fertigen vermöchte: unsere höchste Bewunderung sollte ihm nicht fehlen, und wir möchten seinen Gegnern und Neidern zurufen: Schafft euch auch eine solche an, drapirt euch „nach berühmten Mustern," und wenn's euch gelingt, so wollen wir euch noch höher stellen als Scherr, denn dann seid ihr vollendete Künstler! — Nein, die Kunst steht diesseit einer Gränze still; was darüber ist, gehört zum Bereich des Genie's. Scherrs Freunde wissen, wie wahr und treu der Mann auch gegen sich selber war; wer ihm nicht näher stand, darf getrost seine Bücher für den Spiegel seines Wesens halten und seine Züge darin erblicken; sie und er sind eins.

Diese Bücher! Es ist ihrer eine stattliche, eine ungewöhnliche Zahl. Wer will ihnen gerecht werden? Wer das Vergängliche ausscheiden vom Bleibenden? Ein staunenswerther Fleiß im Bunde mit einer nicht minder staunenswerthen Belesenheit und Vielseitigkeit hat sie geschaffen, aber auch diese drei hätten nicht ausgereicht, ohne die vierte und größte seiner Gaben: die wunderbare, spielende Leichtigkeit, die Gegenstände, so verschieden sie auch sind, zu beherrschen, zu durchdringen, darzustellen. Er hat die nie ruhende Feder niedergelegt, nicht weil er müde, sondern weil er krank war. Jetzt ruht auch er; am 24. November haben sie ihn in Zürich, seiner zweiten Heimath, begraben. Alles in allem gilt von ihm, was Strauß in seiner berühmten Vorrede zu „Hutten" sagte: „Wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum (wir dürfen hinzusetzen: gegen die Verkehrtheit und Dummheit in jeder Gestalt) eine Schlacht gewonnen wird, da ist sein Geschoß dabei gewesen."

Sein Leben, besonders der Sturm- und Drangperiode, liegt nicht so durchsichtig vor uns, als wir es wünschen; er hat nicht den Drang in sich verspürt oder, wie mancher tief unter ihm stehende „Geistesheld", die Eitelkeit besessen, seine Memoiren zu schreiben. Nur gelegentlich und andeutend spricht er von sich. So im „Haidekraut" (1883) S. 2: „Am Fuße des Burghügels (vom Stammschloß derer von Rechberg, in dem „Hohenrechberg" genannten Weiler) lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. October im Theuerungsjahre 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und fern hinüber auf die vorspringenden Gipfel der „Schwäbischen Alp" ... Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von Jugend auf etwas in der Seele geblieben." In der Nähe lag die alte Reichsstadt Gmünd, allwo „der Weihwedel die Bibel endgültig in die Flucht geschlagen," und der junge ebenfalls katholische Johannes wanderte tagtäglich aus seinem dörflichen Heim dorthin, als Schüler des Gmünder Untergymnasiums. Was aus den neun Geschwistern geworden ist, wissen wir nicht, außer von dem einen, dem berühmt gewordenen Pädagogen Thomas Ignaz (begraben in Tägernweiler, Canton Thurgau), der im Leben des jungen Johannes keine unwichtige Rolle spielt. Vater Scherr ist, nach dem Zeugniß des Sohnes, ein sehr begabter Mann gewesen, hat aber auf die Entwicklung des psychischen Lebens in seinem Sohn Johannes weniger bestimmend eingewirkt als die Mutter. Diese hat, wie wir es so oft bei Müttern bedeutender Männer finden, auf das Gemüth ihres Sohnes durch vortreffliche Eigenschaften einen nachhaltigen Einfluß geübt. Scherr, der ihr Andenken zeitlebens hoch und heilig gehalten hat, nennt sie seine „fromme Mutter, fromm nicht allein im kirchlichen, sondern auch im besten und schönsten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann." In der Vorrede zu „Schiller und seine Zeit" hat er ihr ein pietätvolles Denkmal gestiftet: „Es ist ein Lieblingswunsch meiner Jugend gewesen, die Lebensgeschichte des großen Mannes zu schreiben, welcher als ein Leitstern stetig ob den Wirrsalen meines Daseins geleuchtet hat. Ich wurde frühe gewohnt mit Ehrfurcht und Liebe zu demselben aufzublicken. In meinem väterlichen Hause gab es ein hochgeschätztes, braungebundenes Buch, eine der ersten Auflagen von Schillers Gedichtsammlung, und oft sah ich dasselbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner theuren Mutter, in Händen, welche tagüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad sich abgemüht hatten. Noch steht mir die Stunde frisch im Gedächtniß, wo ich am Abend eines Sommersonntags mit der Unvergeßlichen unter dem Apfelbaum vor dem Hause saß, während die Sonne rothglühend hinter den Scheitel des Hohenstaufen hinabsank. Da las sie dem von schwerer Krankheit genesenden Knaben die schöne, ihren frommen Sinn besonders anmuthende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht so gut sie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem großen Dichter, und der damals empfangene tiefe Eindruck ist geblieben. Die dunkle Ahnung des Knaben von Schillers Größe wurde in dem Jüngling zu begeisterter Vorliebe." — Der Wunsch der Mutter war, daß Johannes Theologie studieren möchte. Diesen Wunsch hat freilich der Sohn nicht erfüllt. Wir wollen's ihm nicht verargen. Seiner Kirche hat er, als Klosterschüler zu Gmünd, den Tribut dadurch abgetragen, daß er öfter daselbst als Chorknabe functioniren mußte. Scherr als Chorknabe! — Darin spielt ein gewisser Humor der Weltgeschichte. Früh schon finden wir Johannes in Zürich. Sein Bruder Thomas, Taubstummenlehrer in Gmünd, war 1825 in derselben Eigenschaft an die Blinden- und Taubstummenanstalt der genannten Schweizerstadt berufen worden und zog den jüngeren Bruder nach sich. Dieser sprach von dem älteren Bruder stets mit großer Liebe und Achtung und nannte ihn „den großmüthigen Beschützer seiner Jugend." Und doch war er streng gehalten und nicht auf Rosen gebettet. Einem treuen Freunde zeigte er einst auf einem Spaziergang das Fenster eines Dachstübchens und sagte wehmüthig: „Sieh, ich hatte es in meiner Jugend nicht zu gut; da droben mußte ich oft hungernd und frierend, ohne Gesellschaft und Freunde, lange Winternächte durchstudieren." Und irgendwo in einer seiner Schriften sagt er: er habe in seiner Jugend so viele Bitternisse schlucken müssen, daß ihm das Herz in Galle schwamm. Er mochte dabei vor allem an seinen Aufenthalt als Pensionär im Hause eines damals bekannten Pädagogen Wurst denken, der, wenn auch vielleicht ein gelehrter Mann, für die leiblichen Bedürfnisse seiner Pensionäre gründlich schlecht sorgte. Er fütterte sie nämlich, einen ganzen Winter lang tagtäglich, ohne irgendwelche Abwechselung, mit schlechtem Sauerkraut und einem Stück Brod, so daß Scherrs Mutter, als dieser am Ende des Semesters heim kam, über dem schlechten Aussehen des Jungen eine Anwandlung von Ohnmacht bekam. Scherr pflegte dieß zu erzählen, wenn etwa von der Anmaßung der jetzigen Jugend die Rede war. Die Scene dieser Jugendtragödie dürfte im Städtchen Ehingen an der Donau zu suchen sein; jedenfalls war Scherr eine Zeit lang (nach eigener Angabe) zu Ehingen an der Schule. Von 1837—1840 hielt er sich als Student in Tübingen auf und beschäftigte sich mit philologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien. Für seine Anlage und Richtung war Tübingen der geeignete Ort, die freie Forschung dort in der Blüthe. „Die Arbeiten und Lehren eines Baur und seiner Schüler, eines Schwegler, Strauß, Vischer konnten an dem strebsamen Jüngling nicht wirkungslos vorübergehen. Inzwischen war sein nach Küßnach, als Leiter des Lehrerseminars, berufener Bruder Thomas durch die Septemberrevolution (1839) von dort weggesprengt worden und hatte bei Winterthur eine Privatanstalt gegründet. Er berief nun den Bruder als Hülfslehrer (für Literatur und Geschichte) dahin und nahm ihn auch als Mitarbeiter an seiner „Gemeinfaßlichen Geschichte der religiösen und politischen Ideen" (1840) auf, ein Buch, welches Johannes später völlig selbständig zu seiner 1855 erschienenen „Geschichte der Religion" erweitert und vertieft hat (2. Aufl. 1860). Schon in Winterthur finden wir J. Scherr in reger literarischer Thätigkeit, und er setzte diese in seinem neuen Wohnsitz Stuttgart fort, wohin er 1843 gezogen war. Mit der Liebe im Herzen verließ er Winterthur und führte bald seine schöne und geistreiche Braut, Susette

Kübler, heim, die er in der Schweiz kennen gelernt hatte. Es war und blieb bis zu Ende eine für beide Theile überaus glückliche, beide fördernde, beiden zum Segen gereichende Ehe. Freilich kehrte auch, besonders am Anfang, die Sorge ein. Scherr hatte mit seiner Frau zugleich zwei ihrer Söhne — Susette Kübler war eine geschiedene Haggenmacher — zu sich ins Haus genommen und ernährte auch diese aus seiner „Armuth.“ Als Scherr krank darniederlag, griff die Frau, um Geld zu schaffen, zur Feder und übersetzte aus dem Französischen. Damals fing sie auch an, für die Hausfrauenwelt zu schreiben; mit welchem Erfolg, ist bekannt. Später hat sie ihrem Mann durch ihre Kenntniß der modernen Sprachen treffliche Dienste geleistet, besonders als er an seinem „Bildersaal der Weltliteratur“ und seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur“ arbeitete. Mit innigstem Dank hat Scherr allzeit ihrer aufopfernden Liebe und treuen Hülfe gedacht. Als sie (4. Febr. 1873) starb, wollte dem starken Mann das Herz brechen. Damals hat er, zum ersten Mal wieder nach 24jährigem Fernsein, aber auch zum letzten Male, den deutschen Boden betreten, um, wenn auch nur kurze Zeit, der alten Heimath sein neues, bitteres Leid zu klagen (vgl. den Aufsatz „Nur eine Hausfrau“ im Jahrg. 1873 der „Gartenlaube“). Scherr hat sich zum zweiten Male, wiederum mit einer Schweizerin, Marie Lüthy, verheirathet (1874), und wiederum durfte er, wie einer seiner Freunde sagt, „in das hohe Lied vom Weibe von Herzen einstimmen.“ Er selbst äußert sich also darüber: „Ich bin wahrlich kein Glückspilz und habe viel Leid und Sorgen durchgemacht, aber zweimal ist mir der große Wurf gelungen, so gelungen, daß ich den Göttern nicht dankbar genug sein kann.“ Die letzte lange und bange Krankheit Scherrs war nicht nur für ihn, sondern auch für seine Frau, die ihn allein pflegte, eine überaus schwere Leidensprobe. Wie sie dieselbe bestanden hat, wissen die allein, die es selbst mit angesehen.

In Stuttgart wirkten bald, neben den literarischen, noch andere Impulse, welche beinahe verhängnißvoll für sein Leben geworden wären, auf Scherr, nämlich die politischen. In seiner Schrift „Württemberg im Jahre 1843“ warf er der Regierung den Fehdehandschuh hin und rief zum Kampf gegen die damals herrschenden Mißstände in Religion und Kirche, Schule und Staat. Die Schrift, in Winterthur gedruckt, wurde der Censur denuncirt und die Polizei fahndete auf Exemplare, fand aber keine. Trotzdem kam das Buch in das Cabinet des Königs; der Monarch las es und befahl sogleich die Freigebung des buchhändlerischen Vertriebs. Aber Scherr wollte nicht bloß durch die Schrift, sondern auch durch das lebendige Wort wirken. Er ließ sich daher gern vom Bezirk Geißlingen an Stelle des Märzministers Römer, des früheren Führers der Opposition, zum Mitglied der Abgeordnetenkammer wählen. Auch D. F. Strauß saß in derselben, gehörte aber der Rechten an, während der ungestümere Scherr seinen Platz auf der Linken nahm. „Dieser spielte mit seinen jugendlichen Freunden in der Kammer und in der Presse den conservativen Perrücken viel Schabernack, so namentlich dem sich als Reactionär entpuppenden religiösen Revolutionär Strauß, den Scherr wegen eines Votums zu Gunsten der Wiedereinführung der Todesstrafe förmlich aus der Kammer hinausgedonnert hat.“ (Später hat Scherr in diesen Fragen seine Ansicht total geändert und ebenso eifrig für die Todesstrafe [wenigstens an schweren Verbrechern] als damals gegen dieselbe plädirt. Die Politiker der strengen Consequenz brandmarken dieß als Abfall und Felonie, denkende und fühlende Menschen werden es begreifen und — würdigen; der „Gebrandmarkte“ befindet sich in guter Gesellschaft.) Im Winter 1848—1849 hielt er zu Stuttgart in politischen Versammlungen zündende Reden für Deutschlands Einheit und Größe. Als sich die Reaction zu regen begann, ernannten die Freisinnigen einen „Landesausschuß,“ der die Leitung der „Volksvereine“ übernehmen sollte. Scherr war Mitglied desselben, als solcher veranstaltete er (Pfingstmontag 1849) eine Volksversammlung in Reutlingen, woselbst er der eigentliche Redner des Tages war. Sein dortiges, unter den damaligen Umständen allerdings revolutionäres und völlig republicanisches Auftreten gab den directen Anlaß zu seiner Verfolgung. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes nämlich faßte die Reaction in Württemberg neuen Muth und beschloß, zunächst den Mitgliedern des Landesausschusses den Proceß zu machen. Scherrs Glück wollte es, daß seine Frau Bekanntschaft mit einer Hofdame und seine Magd intime Beziehungen zu einem — Polizisten hatte. Der Mann wie die Dame bekamen Wind von der Sache und machten Meldung. Es war hohe Zeit; schon stand eine Polizeiwache vor Scherrs Wohnung, als dieser durch die Hinterthür über den benachbarten Friedhof entkam und von dort als angeblicher Kranker in einen unweit des Friedhofes bereit gehaltenen Wagen gebracht wurde, der mit einigem Pferdewechsel nach einer geeigneten Station der Bahn nach Friedrichshafen fuhr. Glücklicherweise spielte damals der Telegraph noch nicht, sonst wäre Scherr sicher eingeholt worden; sein Loos wäre entsetzlich gewesen, denn der in contumaciam gefällte Urtheilsspruch lautete auf 15 Jahre Zuchthaus. Ein Nachen brachte ihn glücklich über den Bodensee auf freien Schweizerboden. Seiner Frau legte Niemand in Stuttgart etwas in den Weg, sie konnte unangefochten mit aller Fahrhabe nach der Schweiz ziehen; der Hof schien froh zu sein, daß er den gefährlichen Mann sammt Frau los geworden war. In Zürich, seinem allbekannten Zürich, galt es nun aber zu arbeiten; die Freiheitsnoth war wohl vorüber, aber die Finanznoth dafür eingekehrt. Scherrs literarische Thätigkeit war materiell nicht so lohnend, als man meinen sollte, weil er durch die Fallimente zweier seiner Verleger um sein sauer erschriebenes Vermögen kam. Als Privatdocent an der Universität hielt Scherr Vorlesungen von 1849—52 und begab sich hierauf aus Familienrücksichten nach Winterthur. Hier lebte er acht Jahre hindurch seinen Studien und literarischen Arbeiten; um sich die Lasten und Kosten des Haushalts zu erleichtern, nahm er bis 1856 Pensionäre in sein Haus, die von seiner Frau und ihm selber unterrichtet wurden. Im Jahre 1860 erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte und Literatur an das Polytechnikum in Zürich, und jetzt beginnen auch die Jahre seiner ökonomischen Wohlfahrt. Sein Ruhm stieg mit jedem Jahre, sein Productionsdrang steigerte sich eher, als daß er durch die akademische Thätigkeit beschränkt worden wäre, Buch um Buch entstammte seiner Feder, und mag man sich auch nicht für alle begeistern — keinem klebt doch der Tadel der Langeweile an. Bald war er auch einer der beliebtesten und gesuchtesten Docenten. Verfasser dieser Skizze hat im „Biographischen Schriftstellerlexikon“ (Leipzig 1882) eine Uebersicht über die schriftstellerische Thätigkeit Scherrs zu geben versucht und muß für die Titel darauf verweisen. Möglich, daß ihm eines oder das andere entgangen ist. Hinzugekommen sind seither „Porkeles und Porkelessa,“ 1882 (eine Art Tendenzroman, für den sich die „Freunde Israels“ schwerlich begeistern werden) „Neues Historienbuch,“ 1884, „Haidekraut,“ 1884, „Gestalten und Geschichten,“ 1886, „Die Nihilisten,“ 1885, und verschiedene theilweise sehr erweiterte Neuauflagen und Neubearbeitungen (wie die der „menschlichen Tragikomödie,“ 1882—1883, 6 Bände, des „Bildersaals der Weltliteratur,“ 1885, 3 Bände u. A. Die meisten seiner Schriften haben wiederholte Auflagen erlebt. Scherrs belletristische Thätigkeit ist von seiner wissenschaftlichen nicht leicht zu scheiden, weil er es wie kein anderer verstanden hat, dem Ernst seiner Darstellung die Würze des Unterhaltenden beizumischen und den Humor auf allen seinen Excursionen als Begleiter mitzunehmen. Vor keiner Aufgabe ist dieser universelle Geist zurückgeschreckt, und was er auch erfaßte, trägt sein Gepräge. Auch als Novellist hat er theilweise Vorzügliches geleistet. In erster Linie möchte hier „Rosi Zurflüh, eine Geschichte aus den Alpen“ (1860) und der viel Zeitgeschichtliches und Biographisches enthaltende Roman „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit,“ 1858, 2 Bände, zu nennen sein. Seine jugendlichen Dichterwerke „Laute und leise Lieder“ und das (unvollendet gebliebene) komische Epos „Hans von Dampf“ sind wohl nur weniger bekannt geworden; dem Schreiber dieser Zeilen sind sie nie zu Gesicht gekommen. Die gelegentlich in seinen Schriften eingestreuten poetischen Versuche und Anwandlungen sind meistens tendenziös zugespitzt, sie sprudeln von Witz, Laune und Lauge, aber dem saftigen Kern fehlt die graziöse Hülle, die leichte, gefällige und geflügelte Form und der melodische Fluß. — Von Scherrs weiterem Privatleben ist, insonderheit seit dem Tode seiner ersten Frau und dem seines Freundes Pompejus Bolley, des bekannten Chemikers, nicht viel zu vermelden. Der früher so fröhliche, unterhaltende Gesellschafter zog sich in die Stille seines Studierzimmers zurück, was auch um seinetwillen zu bedauern war, weil es seiner hypochondrischen Anlage Nahrung gab. Sonst war Scherr eine robuste Natur. In den letzten Jahren jedoch erlitt seine durch regelmäßigste Lebensweise und alljährliche Erholungscuren (vorzugsweise in Ragaz) trotz angestrengtester Geistesarbeit kräftig gebliebene Gesundheit harte Stöße. Ihn quälte ein Ohrenleiden (ein in seiner Familie heimisches Uebel), das nicht nur Schwerhörigkeit, sondern eine äußerst schmerzliche Erkrankung des Ohrknochens zur Folge hatte. Durch eine noch schmerzhaftere Operation davon befreit, erholte er sich scheinbar vollkommen (1884), war aber in beständiger Furcht, das gleiche Uebel möchte auch sein gesundes Ohr befallen. Aber es stellte sich ein anderes Leiden ein. Schon 1883 hatte ihn, bei einem Aufenthalt auf der Friedau (Canton Solothurn) eine gefährliche Lungenentzündung befallen, und diese scheint den Grund zu seiner letzten tödtlichen Krankheit gelegt zu haben. Urplötzlich, ganz unerwartet, kam diese (eine Rippenfellentzündung) über ihn und brachte entsetzliche Schmerzen. Sofort ahnte man, daß er sich nicht mehr oder dann nur zu längerem Hinsiechen erheben werde, und so kam es auch. Es wurde der Kampf einer eisernen Natur gegen den langsam, aber unerbittlich nahenden Tod. Nur noch einige Male wagte es der Kranke, seine liebe Bücherei zu besuchen, doch jedesmal hatte er das Wagniß zu büßen. Sein Leiden war unsäglich. Aber während der Körper immer schwächer wurde, blieb der Geist stark; aus der nach Athem ringenden Brust brachte er von Tag zu Tag mühsamer die Worte heraus, und doch unterhielt er sich mit den wenigen Freunden, die er noch empfangen konnte, zeigte für alles, was auf dem großen Weltschauplatz und im engen Hause vorging, Interesse und las (oder ließ sich lesen) die „Allgemeine Zeitung,“ ab und zu auch ein Züricher Blatt und das „Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs.“ Eine zeitlang schien es, als ob das Uebel einen langsameren, milderen Verlauf nehmen wollte, da, am letzten Tage des October, packte es ihn urplötzlich mit neuer Heftigkeit und beschleunigte die Katastrophe. Seine Tag und Nacht um ihn beschäftigte Gattin glaubte, er werde die Nacht nicht überleben, und doch hielt seine Natur noch eine zeitlang Stand. Er fühlte aber, daß es zu Ende gehe und äußerte sich darüber zu seinem Stiefsohn, Hrn. Pfarrer Haggenmacher. Auch über Kant sprach er, wie dieser so schön habe reden können von der Macht des Gemüths, er meinte, eine solche Leidensprobe mache den Philosophen in ihm beinahe zu Schanden. Am Vormittag des 24. November, nachdem er sich noch ein wenig Toilette hatte machen lassen und den Thee getrunken hatte, sank er mit einem Seufzer leblos zusammen; die Gattin als Wittwe und zwei noch junge Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, als Waisen zurücklassend. (Aus erster Ehe lebt ein verheiratheter Sohn in Chicago.) Anfang und Schlußsatz aus Scherrs Testament mag hier Platz finden: „Bei klarem Geiste und körperlicher Vollkraft, aber eingedenk der menschlichen Hinfälligkeit habe ich heute am 6. Februar 1880 in meiner Wohnung im Hause zum Sonneneck in Oberstraß bei Zürich die nachstehenden letzten Willensbestimmungen niedergeschrieben und Kraft derselben über meine Hinterlassenschaft verfügt u. s. w. Die Fürsorge für die Grabstätte meiner ersten Frau überbürde ich meiner zweiten. Meinen Kindern überlasse ich meinen Segen, meinen Freunden mein Andenken, meinen Feinden meine Verzeihung und meinem Vaterlande meine innigsten Wünsche.“ Bei bedeutenden Männern erregt auch das Körperliche und Vergängliche unser Interesse und unsere Theilnahme. So mag hier gesagt sein, was wohl Wenige wissen, daß Scherr an einem Auge völlig blind war und das Mechanische seiner großartigen Lebensarbeit, das Lesen und Schreiben, nur mit dem anderen, gesunden Auge besorgen mußte. Als ganz kleines Kind nämlich wurde er von den Seinigen während der Erntezeit bei einem plötzlich eingetretenen Hagelwetter auf dem Felde nicht beachtet oder vergessen und blieb dort einige Zeit liegen, bis ihn eine Schwester holte. Ein Hagelkorn hatte inzwischen das rechte Auge des auf dem Rücken liegenden Kindes derart getroffen, daß das Augenlicht für immer verloren ging. Scherr sprach niemals davon, weil er nicht bemitleidet sein wollte.

In der Reihe jener „wackeren Schwaben,“ die durch die Macht ihres Wortes Jung und Alt entzückt, gehoben, getröstet und den Ruhm „deutscher Zunge“ vermehrt haben, ist die körnige Gestalt Joh. Scherrs wahrlich nicht die hinterste. Er verdient es, daß auch seines Ruhmes gedacht werde. Die kurze Skizze, die wir dem Leser mitgetheilt haben, reicht eben hin zu einem Umriß, aber nur ein Vollbild kann dem Verdienst und der Bedeutung des Mannes gerecht werden, der, gerade weil er nicht auf der breiten Straße des Herkömmlichen, sondern seine eigenen Wege gegangen ist, so verschiedene Urtheile hat erfahren müssen. Nun stellen auch die folgenden Striche bei weitem noch kein Vollbild dar, aber sie möchten wenigstens den Hauptzug seines geistigen Wesens, den schriftstellerischen, in ein möglichst helles und richtiges Licht stellen. Denn gerade hier gehen, je nach Stimmung, Geschmack und Schule, die Ansichten am weitesten auseinander. Der Vorwurf, daß er geflissentlich und beharrlich auf das Originelle und Hyperoriginelle des Gedankens, sowie (und hauptsächlich) der Darstellung ausgegangen sei, ist ebenso wohlfeil, als ungerecht. Er hat freilich auch, als Schriftsteller, dem alle Farben der Darstellung, alle Mittel der Stilkunst, alle Waffen der sprachlichen Rüstkammer zu Gebote standen wie kaum einem, zu Gegenständen gegriffen, die nur und lediglich durch die Virtuosität der formellen Behandlung zu etwelcher Bedeutung konnten erhoben werden, wie

etwa auch ein genialer Musiker ein an sich unbedeutendes, sogar triviales Motiv durch einen Sprühregen prickelnder Capriccios zu einem Schein von Tiefe und Gediegenheit herauszuputzen vermag — aber nach solchen buntfarbigen und bald verpuffenden Leuchtkugeln, die der Geist in müßigen Augenblicken, gleichsam mit sich selber tändelnd und spielend, aufsteigen läßt, darf ein Schriftsteller, wie Scherr, nicht beurtheilt werden. Das sind, wenn man will, höchstens Arabesken oder Grotesken am Monumentalbau. Solcher Monumentalbauten hat aber Scherr sich selber mehr als eine errichtet, wir nennen beispielsweise nur zwei, die allein hinreichen würden, ihn in die erste Reihe deutscher Schriftsteller zu versetzen — sein Geschichtswerk über den „deutschen Krieg“ (das Jahr 1870—1871) und seine Schiller-Biographie. Wer sich unbefangen in die Lectüre dieser Schriften versenkt, wird, wenn er überhaupt Sinn und Empfänglichkeit für die Kunst der Darstellung mitbringt, gestehen, daß in deutscher Sprache noch selten Werke von so tadelloser Formschönheit geschaffen worden sind. Die großartige Trilogie des erstgenannten, in dieser beabsichtigten und von vornherein sich als Kunstwerk ankündenden Gliederung wirkt mit der Wucht eines äschyleischen Drama's auf den Leser, erschütternd und erhebend zugleich. Keine Spur von Originalitätssucht, von gesuchten Effecten, von sprachlichen „Seiltänzereien“ und rhetorischen Künsteleien; in der maßvollen, durch das feinste Sprachgefühl geadelten Form, die durchaus mit den Ereignissen Schritt hält, ziehen diese, bald in rascherem, bald in gemäßigterem Schritt an unserem Auge vorüber, und die Sprache erhebt sich zu grandiosem Schwung nur da, wo es Noth thut, d. h. wo die Pulse des Lesers fliegen und sein Herz in Furcht oder in Freude bebt; wir lesen nicht bloß mit den Augen, sondern wir schauen das Gelesene, zu farbigen lebendigen Bildern verkörpert, vor uns, ja wir hören aus diesen blank geschliffenen, feindlich auf einander prallenden Worten das Waffengeklirr heraus, und aus der Ferne zuerst, dann näher und näher schallt, über allem vernehmbar, der eherne Schritt der Nemesis. Kein unebenes, unpassendes oder falsch geprägtes Wort, auch kein unklares oder unschönes Bild verunziert dieses in seinen Farbentönen wunderbar abgestufte Gemälde mit seiner wechselvollen Scenerie, seinen Lichtern und Schatten. Und wie der Tragödiendichter seine verschiedenen Figuren mit ihren weit auseinander klaffenden Neigungen und Bestrebungen sich abheben läßt auf dem Hintergrunde einer einheitlichen Idee, so geschicht es auch hier. Zwar sind es allerdings zunächst die Ereignisse selber, welche das Drama geschaffen haben, sie mußten sich mit Naturnothwendigkeit aus ihrem Hintergrunde heraus entwickeln; aber diesen Hintergrund klarzulegen als nationalen Größenwahn, die aus seinem Schoße hervordrängenden Ereignisse im Spiegel der Kunst zu fassen, den Naturproceß zugleich zu einem künstlerisch dramatischen zu gestalten, ohne daß die geschichtliche Wahrheit auch nur in einem Punkte verletzt wird, das vermag doch nur ein hervorragender Schriftsteller. Man wird freilich sagen: Schönheit der Darstellung allein macht den Geschichtschreiber noch nicht, und man wird fragen: Steht die Treue derselben auf gleicher Höhe? Man hat in der That schon so gefragt, weil man glaubte, Scherr als Geschichtsforscher völlig läugnen, seine Thätigkeit als Geschichtschreiber aber mit dem Ausdrucke „Popularisirung der Historie“ abthun zu sollen. Referent fühlt sich nicht berufen, diese Frage zu entscheiden: für den besonderen Fall aber, der im „Deutschen Krieg“ vorliegt, fühlt er sich gedrungen, dem Verfasser auch den Begriff und das Wesen der „Forschung“ in vollem Sinne zu vindiciren, und zwar thut er dieß aus eigener Einsicht und Anschauung. Er hat den „Alten vom Zürcherberg“ bei der Arbeit belauscht, er hat dessen staunenswerthe Collectaneen und Quellenexcerpte mustern dürfen. Er weiß allerdings auch, daß Sammeln und Häufen noch keine Gewähr bietet für geschichtliche Treue; es gehört dazu ein starker selbständiger Geist, der die Fesseln seiner eigenen Subjectivität zu sprengen, Neigungen, Wünsche, Eindrücke zurückzudrängen und sich als neutraler Beobachter in den Dienst der Wahrheit zu stellen vermag. War Joh. Scherr im Stande, seiner durch und durch subjectiven Natur dieses Opfer der Entsagung und Selbstentäußerung zu bringen? Er, der ja in Wort und Schrift — wie oft! — jener „kühlen Objectivität“ des Historikers sein Pereat gebracht hat, ist er seinem eigenen Princip untreu geworden? Das nicht; es war auch nicht nöthig, er ist auch hier zu seinem Princip gestanden, weil er es für das allein richtige, ja mögliche hielt. Mit Recht. Und doch muß, wer ihn überhaupt kennt, zu seinem Lobe sagen und bekennen, daß er in jenem Werke einen Kampf mit seiner eigenen Natur bestanden hat, um sie in die möglich engsten Schranken zurückzudrängen. Der Kampf war ein Sieg, und schon darum ist das Werk eine That. Nicht, daß sich deßwegen die Bilder, die es uns vorführt, anders präsentiren, als sie sich in seinem Auge gemalt haben. Das konnte er nicht, wollte er auch nicht, aber er war redlich bemüht, sein Auge vorher zu läutern und die Nebel des Vorurtheils, die Flore der Launen und „Stimmungen“ von ihm fernzuhalten. Er hat sich dadurch über Menschen und Dinge emporzuschwingen und den Standpunkt des unparteiischen Richters einzunehmen vermocht, soweit dieß überhaupt möglich ist. Diese Möglichkeit hat sich in der um den großen Krieg sich gruppirenden Literatur selten genug in Wirklichkeit verwandelt; um so größer ist Scherrs Verdienst. Unerbittlich gegen die Leiter und Führer des Feindes, ist er diesem selber auf eine Weise gerecht geworden, wie kaum ein anderer seiner Landsleute. Den Franzosenkaiser selber hat er vielleicht zu schwarz gemalt; das abschließende Wort über ihn kann erst die Zukunft, d. h. noch nicht unser Jahrhundert, sprechen.

Von Schweizern hat Scherr oft den Vorwurf annehmen müssen, er habe seinen deutschen Sympathien zu viel Raum verstattet; früher habe man von solchen nicht viel bei ihm verspürt, er sei also seinen Ueberzeugungen untreu, sei — das Wort wurde gehört — ein Renegat geworden. Nichts ungerechteres als dieser Vorwurf. Loben soll man ihn vielmehr darum, daß er, trotz erlittener Unbill, die ihn Jahrzehnte lang vom deutschen Boden und Vaterlande fernhielt, als echter Mensch und Patriot seine Liebe zu Heimath und Volk nicht hat erlöschen, sogar mächtig auflodern lassen, in jenen Tagen, als sein Volk, vom langen Schlaf erwacht, den großen Waffengang um die Ehre antrat. Wohl hat er oft und viel jenen alten deutschen Michel aufs Korn genommen und seine Schlafmütze mit einer Unmasse von Projectilen des Witzes und Spottes gespickt, wie nur ein Scherr sie auf Lager hatte, aber er hat, auf und zwischen den Zeilen, stetsfort auf solche Eigenschaften des genannten Michel hingedeutet, der ihn mit Zeit und Gelegenheit gar wohl zu einem Ritter Sanct Georg machen könnte. Und so geschah's denn auch. Der Michel war dem Johannes doch ans Herz gewachsen, das fühlt, wer zu lesen versteht. Und doch, als das längst Gehoffte geschehen und die Metamorphose perfect geworden war, hat Scherr Maß zu halten gewußt und durchaus nicht alles für vollkommen und nachahmenswerth befunden, was zwischen Rhein und Oder gesprochen, geschrieben und gethan wurde. Er hat in seinen nach dem Kriege erschienenen Schriften Signale genug aufsteigen lassen, die verkünden sollten, daß an Bord noch nicht alles in Ordnung und der Hafen noch lange nicht erreicht sei. Selbst gegen die donnerfrohen Olympier seiner deutschen Heimath hat er sich nicht gescheut, sein strafendes Verdict abzugeben, wo ihm solches nöthig schien, und letzteres ist öfters der Fall gewesen, als sogar seine deutschen Freunde gern gesehen haben. Auch hierin hat Verkennung oder Haß bloß den Geist des Widerspruches oder das gewohnheitsmäßige Gebahren des ungestümen und nie zufriedenen „Polterers“ oder weiß der Himmel welche sonstigen psychischen Krankheitssymptome erblicken wollen. Und es war doch die lautere Wahrheitsliebe, nichts anderes, was dem rastlosen Kämpen seine Waffe, die Feder, in die Hand drückte. Daß er bei diesen Gängen und Ausfällen ohne Ansehen der Person verfuhr, und sich auch um die Regeln der graziösen Fechtkunst wenig kümmerte, mag devote Seelen verstimmt haben; wir in der Schweiz haben ihm diese „Rücksichtslosigkeit“ hoch angerechnet und auf den Conto seines Lobes gesetzt; wir haben uns sogar mit dem Bewußtsein geschmeichelt, diesen Mann politisch ein wenig erzogen zu haben. Denn fraglos hat die Schweizerluft auf die politische Constitution Scherrs eingewirkt, und zwar günstig, wie bei jeder normalen Natur. Der Wandel hat sich leise vollzogen, wenn es überhaupt ein Wandel gewesen ist, und nicht viel mehr eine Klärung, freilich mit dem Niederschlage von Enttäuschungen. Im „freien“ Lande hat er auch viel Unfreies, viel Menschliches, Allzumenschliches vorgefunden, der Freiheitstrank, nach welchem seine männliche Seele dürstete, war nicht immer vom reinsten Geschmacke, und sein Glaube an die Unabhängigkeit der Gesinnung hat arge Stöße erlitten. Er hat als Nichtschweizer mit gutem Tacte sich vom Getriebe der einheimischen Politik ferngehalten, wenigstens in seinem Handel und Wandel. In seinen Schriften freilich hat er dem Drange seiner Wahrheitsliebe und seines Rechtsgefühls keine Fesseln anlegen lassen, und er geißelt die Tagesgötzen, in welchem Lager er sie auch findet; die Verknöcherung des staatlichen und kirchlichen Lebens war ihm ebenso zuwider, als der tolle Veitstanz des extremen Radicalismus; den Volksschmeichlern beiderlei Kalibers, den rothen wie den schwarzen, riß er gelegentlich, ohne sie mit Namen zu nennen, die Heuchlermaske vom Gesichte; aber auch dem Volke, dem leichtgläubigen, wankelmüthigen, undankbaren und dennoch betrogenen, hat er, ein Sohn aus dem Volke, bittere Wahrheiten gesagt. Er mag nicht immer das Richtige getroffen haben, denn er war, wenn auch ein großer Geschichtskenner und ein tüchtiger Geschichtsforscher, doch kein eigentlicher Politiker; dazu fehlte ihm die „hohe Schule“ des erbarmungslosen Verstandes, der alles, was Herz und Gefühl heißt, beiseite wirft.

Scherr war Gemüthsmensch durch und durch, auch da, wo seine Worte Pfeile sind; als solcher war er für die Politik nach heutigem Zuschnitte nicht gemacht. Seine Ueberzeugung und sein Orakel war das Gemüth, und diesen ist er durch alle Wandlungen der Ansichten hindurch, wie jeder Denkende sie durchmacht und durchmachen muß — sonst wäre er eben kein Denkender — zeitlebens und unentwegt treu geblieben. Merkwürdig, ja unglaublich, daß man's ihm im freien Lande übel vermerkte, wenn er etwa für seine deutschen Landsleute sich ins Zeug legte und sein Wort erhob gegen den Mißbrauch der „Freiheit,“ d. h. gegen die Rohheit, die sich der mißleitete Pöbel gegen die Genannten erlaubte. Wir Schweizer wissen doch wahrlich ein Lied vom „Heimweh“ zu singen — und wollen es einem Anderen verargen, wenn auch ihn „in der Fremde“ dieses Gefühl beschleicht? Das scheint denn doch den „deutschen Michel“ noch zu übermicheln! Ganz folgerichtig und der Art des Mannes entsprechend war es, daß Scherr den Elsässern ihre Gallomanie nie verzeihen konnte und ihnen schnöden Undank, Mangel an Vaterlandsliebe, Abfall von Pflicht und Gewissen vorwarf. Deutsch an Leib und Seele, waren sie theils in der Noth des Krieges dem Reichsfeinde abgetreten, theils durch infamen Verrath eine Beute desselben geworden — und jetzt, als das gewaltsam aus den Fugen gerissene Recht wieder eingerenkt und der tausendjährige Verband hergestellt wurde, vergaßen sie der alten Bluts- und Stammesgemeinschaft so sehr, daß sie, statt den neuen Zustand als einen errungenen mit Jubel zu begrüßen, ihn vielmehr als einen aufgedrungenen verabscheuten! Die Radicalen freilich, die nur für den Schall hohler Worte, nicht aber für den menschlichen Herzschlag Ohren haben, wenden ihre Sympathien den Elsässern zu, denn die Franzosen sind ja die große Nation, welche in Europa das „Princip der Freiheit“ vertritt und — wer wollte nicht lieber zu ihnen gehören, als zu den monarchistisch gesinnten Deutschen?!

Diese und ähnliche Phrasen schwirren ja heutzutage in der Luft und zählen mit zu den Gebrechen des Jahrhunderts; sie sind die geistigen Pocken des lebenden Menschengeschlechts, und gegen sie hilft und feit kein Impfstoff, als der Hohn, der unablässige Hohn, der sie vor allem Volke an den Pranger stellt. Unter den Lebenden aber hat Keiner gerechteren Anspruch auf den Meistertitel in diesem Fache, als unser Scherr; und zwar war er nicht bloß ein, sondern geradezu der Meister. Sein Leben lang ist er als ehrlicher, aber auch als schneidiger Ritter darauf ausgegangen, die Drachenbrut der Phrase zu bekämpfen; wo er sie nicht auf der Heerstraße fand, ist er ihr nachgezogen in entlegenere Gehege, wo sie gleichfalls ihr Unwesen treibt, denn sie kauert und lauert an gar manchem Orte. Der Ausritt zum Phrasenstrauße ist unserem Kämpen nach und nach zur süßen Gewohnheit geworden, und er hat es nicht mehr lassen können, auch auf anderen Fahrten kleine Abstecher nach der genannten Richtung zu machen. Das mag ja ab und zu mit der strengen Logik und Systematik sich schlecht reimen, aber es stört den Genuß der Lectüre nicht; im Gegentheile, es steigert ihn. Der plötzliche Einbruch aus den akademischen Geleisen der Objectivität in das naturwüchsige Gebiet des Subjectiven reizt den Leser, seinem Führer, der ihm gerade hier in solchen Abschweifungen ad libitum in seiner ursprünglichen Gestalt, wie er leibt und lebt, entgegentritt, zu folgen und seine Turnierkunst zu bewundern, mit dem sicheren Gefühle, daß er alle seine Gegner auf den Sand setze, den Einen mit feiner Klinge, den Anderen mit grobem Kolben, aber immerhin — auf den Sand. Es ist wahr, Scherr wiederholt sich oft; er braucht die gleichen Waffen und führt die gleichen Hiebe — aber wiederholen sich denn die Phrase und die Lüge nicht auch täglich, stündlich, im Munde von Großen und Kleinen, im Salon und in der Bierkneipe, in Wort und Schrift?

Sieht man übrigens genauer zu, so nehmen sich diese vielgerügten Wiederholungen denn doch etwas anders aus, als eine „Selbstcopie“ (mit welchem Worte impotente Gegner ihn niedergeblitzt zu haben vermeinen). Scherrs Sprachschatz ist so tief und unergründlich, daß er für seine Gedanken stets wieder neue Nuancen des Ausdrucks findet; hat er aber einmal das richtige und wuchtige Wort gefunden oder geschaffen, das den Begriff, wie der Stempel die Münze, ausprägt — und dieser Fall zählt nicht bloß nach Duzenden — warum soll er den Donnerkeil unbenützt liegen lassen und bloß

zur Anlegung der Uniformen benutzt, auf dem Straßburger Bahnhof in Paris waren Kaiser Napoléon und Prinz Napoléon zum Empfang, und dann erfolgte der feierliche Einzug durch die dem Wagenverkehr gänzlich verschlossenen, aber von Zuschauern dicht besetzten Boulevards. Es war für den Kaiser ein wahrer Triumphzug, sowie während seines Aufenthaltes in Paris überhaupt die sympathischen Kundgebungen sich auf das spontanste wiederholten. Dahin gehörte allerdings auch das damalige „la liberté comme en Autriche." Der Kaiser sowohl als die Erzherzoge hinterließen in der Pariser Bevölkerung den besten Eindruck, und sie imponirten besonders auch dadurch, daß sie gewissen Kreisen, welche für die Fremden eine bekannte Anziehungskraft haben, völlig fern blieben — ein Beispiel, welches von anderen hohen Herren nicht immer gegeben worden war.

Im Elysée, wo für den Kaiser und sein Gefolge die Appartements bereit waren, erwartete die Kaiserin Eugénie den hohen Gast. Ich selbst bewohnte mit dem Sectionschef Hrn. v. Hofmann und dem Hofrath Baron Aldenburg einen Seitenflügel. Wie oft habe ich später Fräulein Grévy damit belustigt, daß ich die Räumlichkeit des Elysée besser kannte, als sie selbst!

Der Hof residirte nicht in den Tuilerien, sondern in St. Cloud, woselbst mehrere große Dîners und Soiréen zu Ehren des Kaisers stattfanden. Bei einer dieser Festlichkeiten hatte ich eine mir in lebhafter Erinnerung gebliebene Unterredung mit dem Erzbischof Darbois, demselben, welcher als Geisel der Commune erschossen wurde. Wir besprachen die Bewegung gegen das österreichische Concordat und das Auftreten der Bischöfe, und ich war nicht wenig und wirklich angenehm überrascht, wie dieser später zum Märthyrer gewordene Kirchenfürst sich gegen die bischöfliche Adresse und im Geiste großer Billigkeit und Mäßigung äußerte. Als ich nach meiner Rückkehr gegen den päpstlichen Nuntius in Wien von jenem Gespräch Erwähnung that, rief Monsignor Falcinelli: „Je le crois bien, mais vous ignorez sans doute que Mgr. Darbois n'est pas une autorité pour le St. Siège."

Prinz Napoléon sprach mir auch mit Bewunderung von der Antwort des Kaisers auf die bischöfliche Adresse. Hier allerdings wußte ich, daß ich keine Autorität vor mir hatte.

Verhandlungen mit der französischen Regierung fanden nicht statt und es lag dazu auch kein Anlaß vor. Ich hatte mehrere Unterredungen mit dem Kaiser Napoléon, so wie die französischen Minister Audienzen bei dem Kaiser Franz Joseph hatten, und ich verkehrte wiederholt mit Moustier, Rouher und Lavalette. Ich erreichte, daß die französische Regierung, welche in Bezug auf die cretensische Frage der Salzburger Verabredungen nicht ganz eingedenk geblieben war und sich einer von uns entschieden gemißbilligten Erklärung Rußlands, Preußens und Italiens angeschlossen hatte, sich davon wieder lossagte. An die kaiserlichen Missionen erging von Paris aus ein Circular, welches etwaigen irrigen Voraussetzungen zu begegnen bestimmt war, welches indessen dem Grafen Bismarck zu der etwas ironischen Bemerkung Anlaß bot: „So dürften wir also den europäischen Frieden für gesichert halten."

Ein Glanzpunkt war das Bankett im Hôtel de Ville, namentlich aber die von dem Kaiser gehaltene Ansprache, welche von der Versammlung mit Jubel aufgenommen wurde und doch kein Wort enthielt, worüber man in Berlin verstimmt zu sein Ursache haben konnte. „Ce n'était pas un toast," bemerkte Graf Walewski, „c'était un acte."

Der Aufenthalt des Kaisers schloß mit einer Einladung nach Compiègne. Ich bat um die Erlaubniß, mich entschuldigen und statt dessen mich auf einige Tage nach London begeben zu dürfen, zu dem Zweck, um dort directe Fühlung in der cretensischen Angelegenheit zu nehmen, in der ich nicht mit Unrecht den Vorläufer späterer Verwicklungen erkannte.

Mit dem Kaiser traf ich auf der Rückreise in München wieder zusammen. Dort hatte ich die erste Begegnung mit dem mir später so werth gewordenen Pariser Collegen, dem Fürsten Hohenlohe, damals bayerischen Minister. Ich hatte während meines Aufenthaltes in Paris eine längere Unterredung mit dem damaligen preußischen Botschafter, Graf Goltz, und wir begegneten uns in der Ansicht, daß, wolle man einer Collision mit Frankreich dauernd vorbeugen, nichts dazu mehr beitragen könne, als irgendeine nach außen sichtbare Constituirung des südlichen Deutschlands. Ich brachte den Gedanken gegen Fürst Hohenlohe zur Sprache, welcher jedoch meine Rede mit einem vollständigen Schweigen — die unverfänglichste, wenn auch nicht überzeugendste Art der Replik — erwiderte.

In München erwarteten mich Telegramme des Grafen Taaffe und des Bürgermeisters Zelinka, welche der Hoffnung der Wiener Bürgerschaft Ausdruck gaben, Se. Majestät im Civilanzug ankommen zu sehen.

Ich konnte am Abend den Kaiser nicht mehr sprechen, die Abfahrt war auf 3 Uhr Morgens angesetzt, um 11 Uhr kam ich erst nach Haus, legte mich daher gar nicht zu Bette, um den Kaiser noch vor der Abfahrt zu sprechen. Um 1 Uhr war auch Se. Majestät bereits auf, meine Nachtwache aber vergeblich gewesen, denn der Kaiser hatte bereits die Uniform an. Es würde aber auch eine frühere Ansprache nichts genützt haben. Ein Jahr später fand der sogenannte Bürgerball statt und man hatte gehofft, den Kaiser in Civil zu sehen; auf der Tanzordnung war sogar sein Bild im Frack. Ich wurde bestürmt, von Sr. Majestät dieses Zugeständniß zu erwirken, was ich auch mit Hinweisung auf das pietätvolle Andenken versuchte, welches die Wiener dem Fracke des Kaisers Franz bewahren. „Geben Sie sich keine Mühe!" sagte der Kaiser lächelnd und gnädig, aber in bestimmtem Tone.

Johannes Scherr.

(Schluß.)

* Grob — das Wort ist nicht fein, aber wahr, und wir würden die Manen Scherrs verletzen, wollten wir es abschwächend umschreiben — grob konnte er auch sein, großartig grob, aber eben doch großartig, der Kolben war aus Ebenholz, er schlug nicht mit dem gemeinen Dreschflegel drein, wie so mancher sogenannte Gelehrte von heute, der sich „groß dünkt" in seiner Impotenz, wenn er die kleinen Schwächen großer Männer konterfeit, vielleicht auch, um der größeren malerischen Wirkung willen, eine Portion Perfidie unter die Farben mischt. Perfid ist Scherr nie gewesen, wohl aber hat er zur Genüge die Bedeutung dieses Wortes an sich erfahren. Ihm wäre es nie eingefallen, das Land, das ihm Obdach und Brod gewährt hatte, zu verunglimpfen und nur die schlimmen und schlimmsten Seiten desselben herauszukehren, während der guten und schönen doch so viele sind. Von dieser Perfidie hat die Schweiz einige beweiskräftige Muster schriftstellerischen Zeichens, auch aus neuerer Zeit, aufzuweisen, z. B. einen Herrn — der Name sei verschwiegen — der sich mit der Darstellung der griechischen Ethik zu schaffen gemacht hat. Perfid scheint es uns auch, wenn, wie jetzt geschieht, eine alte Geschichte aus Scherrs Vergangenheit aufgewärmt wird, welche augenscheinlich dazu dienen soll, ihn des politischen Wankelmuths und der Gesinnungslosigkeit zu zeihen. Sie beweist aber (angenommen, sie sei wahr) gar nichts, als daß das „Alte vergangen" und vieles anders geworden ist — zunächst aber an den Dingen. Und selbst, wenn es der Mensch wäre, der sich wandelt — liegt dieß nicht in der Natur? Oder gilt das Naturgesetz der Entwicklung und des Fortschrittes nicht auch für das Individuum? Sind die Altersstufen nicht auch geistige Entwicklungsstufen? „Ich altere wohl, aber ich lerne fort und fort," sagt schon der griechische Dichter — aber die politischen Fanatiker von heute wollen, in ihrer Sphäre, dieses Weltgesetz nicht anerkennen. Der Mensch muß, noch ehe er Denken gelernt hat, als Politiker fix und fertig sein. Ueberall, im religiösen, im sittlichen Verhalten, im geistigen Habitus gibt es Entwicklung, dort aber — bewahre! Da wird nichts zu- oder besser gelernt, da ist jede Entwicklung Abfall, Verrath an der guten Sache. Also ist auch Scherr ein Verräther, denn hört, was euch erzählt wird! Er ist anno so und so Anstifter einer nächtlichen Versammlung gewesen, die an irgendwelchem See stattfand, und hier wurde der damalige Prinz von Preußen, jetziger Kaiser von Deutschland, in effigie verbrannt und die Asche ins Wasser gestreut. Und der gleiche Scherr hat zwanzig und mehr Jahre später, als Deutschland unter Preußens Führung einig und groß geworden war, diese Erhebung mit Begeisterung begrüßt und mit Hochachtung der großen Männer gedacht, die jenen Umschwung ins Werk gesetzt hatten. Ist das nicht eine vollständige Frontveränderung? Erst Republicaner, und zwar, wie noch lebende Freunde und Gesinnungsgenossen zugeben, der entschiedensten, extremsten einer, ein echter Volkstribun, dessen zündendes Wort die Massen entflammte — dann ein Herold des Kaiserthums und seiner Größe! Wir denken: wer aus diesen Thatsachen einen Strick drehen will, handelt perfid, und er müßte ihn für die Edelsten des deutschen Volkes drehen. Scherr war von jeher ein feuriger Patriot, dem Deutschlands Wohl und Größe über alles ging; die Verfassungs- und Regierungsform kam erst in zweiter Linie; er irrte (übrigens in sehr respectabler Gesellschaft), wenn er nur von einer Republik die Verwirklichung seiner Ideale erhoffte, und als seine Hoffnung in anderer Form und auf andere Weise in Erfüllung gegangen war, da war es doch natürlich, ja es war sogar folgerichtig, daß er sich des gewonnenen Kernes freute und die Schale preisgab. Er hat überhaupt auf die Schale, wo sie auch sonst noch im bürgerlichen und im gesellschaftlichen Leben eine Rolle spielt, wenig gehalten, in der Kunst freilich hat er ihren vollen Werth anerkannt — weil sie hier wesentlich ist, die ebenbürtige Schwester des Inhalts — und in einer Kunst hat er diese Werthschätzung in That umgesetzt und durch sein eigenes Beispiel glänzend illustrirt: in der Kunst der Sprache. Hier ist er Künstler, grandioser Künstler, wenn auch nicht immer ganz fleckenlos. Auch an seinem Kern — und eine kernhafte Natur durch und durch ist doch Scherr — kann man ja einige rauhe und schwache Stellen finden: Absonderlichkeiten, Vorurtheile und Schrullen, Widersprüche. Das meiste stammt aus den wechselnden Stimmungen, und diese wieder haben ihren Sitz im Gemüth. Die Gestalt Luthers — um ein Beispiel anzuführen — ist ihm durch und durch antipathisch, er sieht in dem gewaltigen Glaubenshelden nur den wilden, unerbittlichen Fanatiker, den Urheber der deutschen Zerrissenheit; für die großen Züge am Wesen dieses Mannes hat er kein Auge. Spielen vielleicht in diese einseitige Anschauung noch Eindrücke aus der Jugendzeit, will sagen des katholischen Jugendunterrichts? Schwerlich, denn diese, soweit sie mit besagtem Cultus zusammenhängen, hat Scherr sonst so gründlich ver- und überwunden, daß alles eher, als gerade diese Spur, an ihm zu entdecken ist; der frühere Chorknabe hat jedes Atom, wenn ein solches aus den Wolken seines Räucherfasses an seinem Leib hängen geblieben war, weggewischt. Er hat durch diese Rücksichtslosigkeit, die übrigens nicht bloß Luthern, sondern auch andere Heilige unter das Messer nahm, manchen, die doch nicht gerade in den Geleisen der Frömmigkeit wandeln, ins Herz geschnitten. Männiglich auch, und noch tiefer, hat er verletzt durch seine unverblümten Auslassungen gegen die Religion, insonderheit die christliche. Aber gerade hier scheint sein Urtheil, je nach der Stimmung, hin- und herzuschwanken. Bald sieht er in der Religion eine Erfindung der Priester zum Zwecke leiblicher und geistiger Knechtung, bald die unentbehrliche Trösterin des Menschengeschlechts; er besingt beide Themata in den mannichfaltigsten Variationen. Bei welchem ist es ihm Ernst? Bei beiden; er hält beide cum grano salis für wahr, und eines schließt das andere nicht aus, denn — jedes Ding hat zwei Seiten. „Nur die dünkelhafte Vielwisserei unserer Tage" — sagt er in seinem „Haidekraut" — „weiß nicht oder läugnet in ihrer Bornirtheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittelst religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann." Und der gleiche Idealist Scherr — denn das ist er, und sein ganzer Pessimismus ist die Ausstrahlung seines Schmerzes darüber, daß diese Ideale auf Erden bisher nicht verwirklicht sind — der gleiche Idealist, der sich zum Kämpen der Religion aufwirft und die Materialisten, wo er ihnen begegnet, mit Keulenschlägen niederschmettert, der in der Geschichte das Weltgericht sieht und an das Walten der Nemesis glaubt, geht mit dem Gott der Christen so ungenirt und unerschrocken um, daß ihn — oder vielmehr seinen Verleger — das Berliner Stadtgericht wegen Gotteslästerung zu einigen Wochen Gefängniß verurtheilt! Auch diese Widersprüche übrigens lösen sich für den, der zwischen Buchstabe und Geist, zwischen der geschriebenen und der ungeschriebenen Religion zu unterscheiden vermag, und ähnlich werden auch die übrigen scheinbaren Dissonanzen sich in Einklang bringen lassen. Gleichwohl kann und soll nicht geläugnet werden, daß Scherr sich nicht auch einmal einem Witz, der ihm gerade durch's Gehirn fährt, einem Bonmot, einer Pointe oder einem sprachlichen Effect zuliebe hat verleiten lassen, zu sagen, was er nicht voll und ganz empfand. An diese Klippe sind schon viele seinesgleichen angefahren; als Beispiel mag H. Heine genannt sein. Die Versuchung muß für solche Leute eine wahre Sirene, die Entsagung eine Hercules-Arbeit sein.

Facit indignatio versum. Der Ingrimm führt aber die Feder, auch ohne daß Verse fließen; so bei Scherr. Die wahre Satire ist die Begeisterung des Hasses; der Humor hat den Haß überwunden. Natur und Erfahrung haben in Scherr zusammen den Satiriker geschaffen; seine universelle Bildung zeitigte an demselben Stocke die Blüthen des Humors. Er greift aber nicht, wie man so oft glaubt, im Drange der Spottlust oder aus Sucht, zu stigmatisiren, nach solchen Menschen und Dingen, welche das Brandmal verdienen, er wühlt nicht, wie man etwa sagen hört, mit Vorliebe im Kehrichthaufen der Geschichte, sondern weil, leider, die bösen Dämonen in der Luft schwirren, greift er nach

ihnen und zeigt sie uns im leibhaftigen, schaurigen Conterfei. Aber daß er ein ebenso großer Meister war im Abbilden des Guten und Schönen, das beweist vor allem sein „Schiller." Auch „Blücher und seine Zeit" entzückt durch eine Fülle farbenprächtiger Gemälde. Was die Sprache überhaupt leisten kann, um uns das optische Bild zu ersetzen, ist hier verwendet; keine Nüance fehlt, vom leuchtenden Farbenspiel bis zu den duftumsponnenen Linien des verschwimmenden Umrisses und der bloßen Andeutung. Und doch steht „Schiller" noch höher, und zwar zunächst darum, weil hier sich Scherr bemüht hat, nicht zwar seine Eigenthümlichkeiten, aber doch die allzu markigen oder kantigen Züge seiner Schreibweise fernzuhalten oder zu mildern. Dadurch ist das Buch, ganz abgesehen von seinem Inhalt, ein Kunstwerk geworden, wie in deutscher Sprache wenige geschaffen worden sind. Scherr hat hier das Beste und Gediegenste seines eigenen Wesens gegeben; das Buch ist mit Herzblut geschrieben; der Glanz und die Wärme der Darstellung, die Höhe des Standpunktes und die Tiefe der Empfindung, der weite, Gleichzeitiges und Vergangenes beherrschende Blick, das gewissenhafte Streben, die Sympathie für den Liebling seiner Seele nicht über die Schranken der Wahrheit hinausquellen zu lassen — alles das macht die Lectüre dieses „Volksbuches" zu einem herzerquickenden Genuß. Mancher, der sich von der scharfen und wohl auch schroffen Art Scherrs abgestoßen fühlte, hat das Buch über Schiller wieder mit ihm versöhnt. Und so ist's recht. Hier und in ähnlichen Leistungen muß man Scherrs Kern und Wesen suchen, man findet dann mit dem Schriftsteller zugleich den Menschen. Es ist kleinlich, seinen Schrullen nachzuspüren; er hat solche, er ist auch nicht frei von wirklichen Fehlern: er ist oft zu bitter, sieht oft zu schwarz, schreibt zu ungenirt und bringt den „waldursprünglichen" Faun, auch wo es nicht nöthig ist, auf die Scene. Noch öfter soll er — aus Erfahrung können wir nicht sprechen — diesen ruppigen, struppigen Gesellen auf das Katheder gestellt und seinen Zuhörern präsentirt haben. Aber es hat sich gezeigt, daß bei diesem Gerede böse Zungen im Spiele waren, die sich zum mindesten in Hyperbeln gefielen. Scherrs Zuhörer zählten übrigens nach Hunderten, und wenn sie auch ab und zu etwas „Gesalzenes" oder „Pikantes" zu schmecken bekamen, so erhielten sie jedenfalls auch andere Nahrung, sonst wären sie nicht in dieser Anzahl gekommen. Den ganzen Scherr nach solchen Zuthaten beurtheilen zu wollen, ist ebenso ungerecht, als seine sprachlichen Leistungen nach dem oft wunderlichen, aber niemals schalen Schnickschnack zu bemessen, den er dem Stil beimischt. Wer ihm „Ungeschmack" und „Manier" im allgemeinen vorwirft, sagt nicht die Wahrheit. Mehr als eine seiner Schriften mag diesen Vorwurf verdienen. Der Mann hat deren zu viele geschrieben, auch, „der Noth gehorchend," schreiben müssen, als daß alle die Zeit überdauern könnten. Aber an den Monumenta aere perenniora vermögen wir nichts von Ungeschmack zu entdecken. Solche aber hat Scherr sich auch errichtet, und wir denken sogar, einem Sprachgewaltigen, wie ihm, ist etwa auch einmal ein Griff erlaubt, von dem der Schwache und Zage abstehen muß. Scherr durfte von der „Metternichtigkeit" des Zeitalters sprechen, durfte den „König Infinitiv" wagen, durfte klagen über die „Dichteritis;" diese und andere Wagnisse laufen unbeanstandet mit in der großen Zahl der neugeschaffenen Wörter oder Wortbildungen ureigensten Gepräges, womit Scherr die deutsche Sprache bereichert hat; nicht alle halten Stich, gegen andere, die Aufnahme verdienten, haben sich die Zeitgenossen merkwürdig spröde verhalten, manche werden Eigenthum der Sprache bleiben. Wer soll denn auch dem Reichthum neuer Begriffe, die aus unseren verfeinerten Lebensformen, unseren erweiterten Kenntnissen, unseren gesteigerten Bedürfnissen quellen, die richtigen Sprachcanäle öffnen, wenn es nicht auserwählte Geister thun? Nicht nur die Kraft, auch den Trieb zu Neuschöpfungen hat Scherr besessen, und sie haben beide vorgehalten, so lange er schrieb, und er schrieb, kann man sagen, so lange er lebte. In seiner letzten Publication „Gestalten und Geschichten" quillt und sprudelt es noch, wie in seinen besten Zeiten; keine Spur von Verdunsten und Versiegen, und ein Leser, welchen bei diesen wunderbar frischen, vollsaftigen Bildern etwas wie Langeweile anwandeln sollte, würde dem eignen Geschmacke ein bedenkliches Zeugniß ausstellen. Da lesen wir (in der Vorrede) von der „Zeit, wo unser Volk mit der Sklaverei und der Slaverei auf Tod und Leben ringen muß" (und die bulgarische Frage war damals noch nicht aufgetaucht!), von dem „gedunsenen Confusionär und Wortschaumblasenbläser Gladstone," von einem „Schlag ins Contor des päpstlichen Weltgeschäftes," von einem, der hinter den Coulissen „machenschaftet" und einem anderen, der seinen ruchlosen Vorgänger noch „überruchlost," wir hören von dem „Jammersal," daß so viele Menschen „ein confessionelles Brett vor der Stirn haben" und wiederum von der „Knechtschaffenheit" Anderer (überhaupt ein Lieblingsausdruck Scherrs), von einem gewissen römischen Imperator, der „aus einem Genußfex ein Blutfex geworden war," von dem „vornehm-süßen Pöbel, diesem betitelten Menschenkehricht;" ihren Theil bekommen nicht bloß die „Goethe-Philologen," über deren kleinlichen und unfruchtbaren Ameisenfleiß Scherr sich bei jedem Anlasse ereifert, sondern auch die „Mikroskopiker in der Specialität der Stammbaumblattläuse," und die „Genies, die 'mal einen auf Versefüßen hüpfenden Floh gefangen und glauben, sie hätten einen Elephanten oder Löwen erlegt," oder die so „den Schnarchchor zur Welttragödie" bilden. Da wird von einem erzählt, welcher „der reine Bildungskautschuk gewesen," von dem Zufall, er sei „der Leibzwerg der Riesin Historia," von „conservativen Hauchen und liberalen Säuselungen, der Aufrichtigkeit Windtmachers, der Großmächtigkeit Deutschlands und der Seidenspinnerei unserer alexandrinischen Bücherwürmer;" da glaubt einer beim jähen Erwachen Donnerschläge zu hören, aber „es donnerte nicht, es wagnerte" (nämlich auf dem Clavier im oberen Stock), und wie ihm dann „zu Unmuthe" war, erfährt der Leser gleichfalls. „Die gallische Nation" — heißt es ebenda — „glaubte an den Säbel Bonaparte's als einen allmächtigen Zauberstab, welcher ihr 'Brod und Spiele' schuf und zudem als ein wundersamer Schwert-Fidelbogen sich auswies, der dem gallischen Größenwahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufspielte," und für diesen Bonaparte gehörte der (am Herzog von Enghien vollzogene) „Aderlaß zur politischen Medicin;" er that ferner, was die Franzosen wollten, nämlich er „stimmte die Phrasendrehorgel auf einen anderen Ton!" Die öffentliche Meinung aber „ist nichts anderes als der aus dem hohlen Bauch der Unwissenheit oder der vollen Gallenblase der Bosheit hervorgurgelnde Klatsch." Wie blank und schneidig in der Form, und wie wahr dem Inhalte nach ist dann (ebenda p. 376) seine Betrachtung: „Der moralische Vorschritt unserer Zeit verhält sich zum materiellen wie ein alter, müder Droschkengaul zu einem jungen, feurigen Vollblutrenner. Deßhalb sind genau in demselben Maße, in welchem das menschliche Denkvermögen straffer wurde, die sittlichen Bande schlaffer geworden, und aus dieser Schlaffheit entspringt der molluskische Philanthropieschwindel, die feige Nachsicht mit dem Laster und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande. .. Mag die Wissenschaft von Entdeckung zu Entdeckung stürzen, sie vermag, weil der ethischen Seele entbehrend, die Menschen nicht mehr zu veredeln, sondern nur noch zu raffiniren. Daher die Thatsache, daß je mehr jetzt das Leben den Menschen bietet, diese nur desto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußsüchtiger werden. Daher die Verrohung der Massen, die Verwilderung unserer Zeitgenossen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnsinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausschweifung, die Lastergründe, wie sie in diesen Tagen drüben im scheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältniß zwischen dem Ueberschusse an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das große Unglück unserer Zeit, welche darum eine immer erschreckendere Aehnlichkeit mit der antiken Welt gewinnt, wie diese war, als sie ihrem Untergange entgegentrieb." Das sind menschlich wahre und aus den Tiefen des Gemüths stammende Worte, das ist ethisches Gepräge, die warme Sprache des fühlenden Subjectes, welches den Erscheinungen und Objecten kühl gegenüberstehen nicht will, noch kann. Und diese Auffassung ist der Pulsschlag seiner Geschichtschreibung. Mag eine berufenere Feder seine Bedeutung als Historiker würdigen, so viel ist ausgemacht: der rein menschliche Standpunkt, den er einnimmt, im Verein mit den oben berührten sprachlichen Tugenden, verleiht seinen Geschichtsbildern einen bestrickenden Zauber und unvergänglichen Reiz. Keiner der Modernen kann sich hierin mit ihm messen. Wohl ist es wahr, der Pessimismus schaut uns aus seiner Darstellung unverwandt und unverhüllt ins Angesicht; Andere werden sagen: er starrt oder er grinst uns entgegen. Wir aber meinen, gerade er gebe ihr Farbe und Bewegung; denn es ist nicht der feige und nervenschwache Pessimismus, der sich in Wehmuth auflöst und im Zagen verstummt, sondern der männliche, thätige, der die Donnerstimme erhebt gegen die Verworfenheit, der dem Laster den Fluch ins Gesicht schleudert, der auflodert im Ingrimm, im wilden Schmerz über die unerreichten, unerfüllten Ideale aufschreit und auch in der Verzweiflung die Waffen des Wortes nicht senkt. Einem Verstande, der über den Weltlauf nachdenkt und dem nicht ganz besondere Troststimmen ins Herz raunen, müssen jene Töne sympathischer klingen, als das süße Geflöte jener Glücklichmacher, die der seufzenden Creatur immer nur die eine Melodie vorspielen, wie schön und herrlich die Welt sei. Ueberhaupt haben die Optimisten einen schweren Stand, wenn sie Geschichte schreiben wollen, nämlich wahre Geschichte, nicht gefälschte oder im Prisma der Religion aufgefaßte. Der echte Historiker muß erblassen, wenn er dem furchtbaren Ernst der Ereignisse ins Angesicht schaut. Scherr hat die Geschichte nicht bloß gekannt — dazu befähigte ihn vor allem ein phänomenales Gedächtniß — er hat sie auch geistig in sich verarbeitet und sich seine Weltanschauung daraus gebildet. Ein Philosoph war er nicht (obschon er in seinem Wissensdrange sich auch mit den Lehrsätzen der Weltweisen vertraut gemacht hatte), aber ein scharfer und kühner Denker, ein Weltweiser in der Hausjacke, der auf die Speculation im Galakleide keine allzu großen Stücke hielt. Für ihn gab es nicht bloß auf dem intellectuellen, sondern auch auf anderen Gebieten „Aufgaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allmacht und Allweisheit ausgestatteter Gott (meint er) könnte die sog. sociale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnißlos, leidenschaftslos. . . . . Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines 'ewigen Friedens' unter den Völkern, einer 'socialen Harmonie' unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum allezeit auch sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstrahlungen ist ein ewiger Krieg Aller gegen Alle: Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen, und dieser Friede wird nur der des Todes sein." Das klingt nicht erbaulich und nicht tröstlich. Aber wo steht denn geschrieben, daß der Weltproceß tröstlich sein müsse? Ob tröstlich, ob trostlos, kann keiner der Lebenden sagen, wir wissen nur, daß er ist. Wir wollen dem Leser, der das Buch Scherrs nicht zur Hand hat, auch den Schluß desselben nicht vorenthalten; es sind die letzten Worte, die er überhaupt für die Oeffentlichkeit geschrieben hat: Denn es stehet geschrieben, nicht in Büchern, aber in den Sternen: Die Thorheit, siehe, sie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja! Am Schluß der (an Moritz Carriere gerichteten) Vorrede aber sagt er: „Ich hoffe, wir werden auch im neuen Jahre die Alten bleiben." Er ist es geblieben, zwar nicht lange mehr, denn er starb noch im selben Jahre, aber auch bei längerem Leben hätte er von seiner Art nicht gelassen, denn sie war zu kernhaft, zu fest gegründet und zu tief gewurzelt.

So lebte und strebte Johannes Scherr; wenigstens hat sich sein Wesen also abgebildet und festgeprägt in der Erinnerung dessen, der diese Zeilen unter dem Eindruck herzerfüllender Wehmuth niederschreibt, um die Züge des Verstorbenen im Umriß zu zeichnen. Sie sollen der Wahrheit entsprechen, nicht der mildernden oder verschönernden Fürsorge der Freundschaft. Es hält zwar schwer, einem Verhältniß, welches durch einen Jahrzehnte lang gepflogenen Briefwechsel unterhalten und genährt wurde, keinen Einfluß zu verstatten auf das Urtheil, und das Hochgefühl, einem solchen Manne nahe gestanden zu sein, nicht überströmen zu lassen in die Geleise ruhiger, objectiver Darstellung; aber am redlichen Willen wenigstens hat es nicht gefehlt, und jede dieser Zeilen, wie sie aus der Feder des Schreibenden geflossen, ist zugleich der Ausfluß seiner Ueberzeugung, jeder Satz sein Glaubenssatz. Und er sieht mit hoher Genugthuung, daß dieser Glaube, wenigstens im allgemeinen, auch von Anderen getheilt wird. In der Gedächtnißrede auf Scherr, die ihm sein Nachfolger gehalten hat, finden sich folgende Worte: „Im Herzen, aus der Stimmung hat er die Dinge aufgefaßt. Hieraus entsprang der ethische Geist seiner Darstellung, seine Begeisterung für die Freiheit, für die Ausgleichung der socialen Ungleichheit, für die Bewegungen und Erhebungen des Volkes zum Zwecke seiner Freiheit, sein Pathos für alles Gute und gegen alles Schlechte. Mächtige Fermente hat er in die moderne Gesellschaft hineingeworfen und mittelst seines Vortrages bis hin auf jene Benjamine der östlichen Völker gewirkt, welche gegenüber einer perfiden Diplomatie um ihre Freiheit kämpfen. Alles in allem war Scherr eine Persönlichkeit originalster Art, ein Meister des akademischen Vortrags, ein literarischer Lehrer weitester Kreise, ein wackerer Kämpfer für Freiheit, Vaterland und höhere Bildung": gewiß, und wir setzen ergänzend hinzu: ein Sprachbildner und Sprachgewaltiger, wie kaum ein zweiter unter den Sprach- und Zeitgenossen.

Basel.

J. Mähly.

Porträt Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.

In meinem Verlage erschien in unveränderlicher Photographie:

Das Officielle Porträt

Sr. Kgl. Hoheit Prinz-Regent Luitpold von Bayern.

Im allerhöchsten Auftrage photographirt und herausgegeben.

Imperial-Format.	Cartongr. 88 × 70 cm.	Bildgr. 53 × 44 cm.	Preis	M. 15.—.
Royal-Format	„ 65 × 48 „	„ 38 × 31 „	„	M. 6.—.
Folio-Format	„ 47 × 32 „	„ 25 × 19 „	„	M. 3.—.
Cabinet-Format				M. 1.—.

Dieses Porträt Sr. Kgl. Hoheit wurde von den kgl. Staatsministerien den bezw. Behörden amtlich zur Anschaffung empfohlen.

Jede Buch- und Kunsthandlung ist in der Lage, Bestellungen auszuführen. (15081/3)

München. Franz Hanfstaengl, Kgl. Bayer. Hofphotograph.

Todes-Anzeige.

Verwandten und Freunden bringen wir die schmerzliche Nachricht, daß unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante,

Fräulein Josephine Pfeufer,

gestern Abend sanft verschieden ist.

München, den 16. December 1886.

Im Namen der Hinterbliebenen:
Friedrich Pfeufer,
königl. Generalmajor a. D.

Die Beerdigung findet **Samstag Nachmittags 3 Uhr** im südlichen (alten) Friedhofe, der Trauergottesdienst **Montag den 20. December, Vormittags 9 Uhr,** in der St. Bonifatiuskirche statt. [15090]

GICHT UND RHEUMATISMUS

Sichere Heilung durch den *Liqueur* und die *Pillen* des Doctor *Laville*

Der Liqueur heilt acute Leiden, die Pillen chronische Uebel. Beide Medicamente sind **keine Geheimmittel.** Das Recept ist veröffentlicht mit der Analyse und der Approbation von M. Ossian Henry, dem berühmten Chemiker an der Academie zu Paris.

Die Flacons tragen den *Stempel der französischen Regierung*, und die Signatur [Laville]

Paris, F. Comar, 28, rue Saint-Claude.

Vorräthig in München in der Ludwigs-Apotheke, Neuhauserstr. (15055—78)

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verhandlungen [14948]
der
Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie.
Erster Kongress, abgehalten zu München vom 17.—19. Juni 1886.
Im Auftrage des Kongresses
herausgegeben von
Dr. F. Winckel und **Dr. R. Frommel.**
gr. 8. XIV, 350 S. M. 7.—

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

In meinem Kommissionsverlage erschien so eben:

Die geplante Herabsetzung
der
Rechtsanwaltsgebühren und Gerichtskosten
von einem Rechtsanwalt.
Preis M. 0,80. (14861)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Memnon.
Eine Mythe.
Von
Adolf Friedrich Grafen von Schack.
Preis: broch. 3 M.; geb. m. Goldschn. 4 M.

Arthur Schopenhauer's
Die Welt als Wille u. Vorstellung
— Sechste Auflage —
erscheint so eben zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe, in 12 Lieferungen à 1 M. (15086)
Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ein Wort über das Devrient'sche Luther-Festspiel (Br. 1 Bog. Pr. 30 Pf.) u. als Ergänzung dazu: Die höchst tadelnswerthe
Verfälschung des Lutherliedes:
„Eine feste Burg" u. s. w. in diesem Spiel nebst damit zusammenhängenden wichtigen Erörterungen (Geh. ½ Bog. Pr. 10 Pf.) sind beim Verfasser **Ulrich Rudolf Schmid** in Jena gegen Einsendung des Preises frankirt und bei **Döbereiner** in Jena zu bekommen.

Unter der Presse: (14967)
Noch ist
Polen
nicht verloren.
Inhalt: I. Die gegenwärtige Lage.
II. Die Auferstehung Polens.
III. Der König von Polen.
Preis 50 Pfg.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen; in Leipzig bei **J. G. Findel.**

Eine neue Häschengeschichte
von Tante Amanda,
mit 4 colorirten Abbildungen, Preis M. 2.—, erschien so eben bei **W. Foth, Buchhandlung, München,** und ist von dieser gegen Einsendung des Betrages direct umgehend, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen. (15051)

Häuser,
Güter, Villen u. s. w.
werden verkauft und vertauscht durch
C. F. Waidelich, München,
[14205—29] Rosenstraße 5/II.

Zeitschriften für 1887.

In der **Herder'**schen Verlagshandlung in **Freiburg** (Baden) erscheinen für **1887** und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben und redigiert von Dr. E. Krieg. Monatlich eine Nummer, 2 Quart-Bogen stark, nebst einer Inseraten-Beilage. Preis des Jahrgangs 9 M.

In der „Literarischen Rundschau" gelangen zur Besprechung: Werke der **Theologie,** der wissenschaftlichen und praktischen: der **Philosophie, Pädagogik** und **christlichen Socialpolitik;** der **Geschichte, kirchlichen Kunst** und **Archäologie; Naturwissenschaftliche Werke,** sofern sie Stellung nehmen zu wichtigen Fragen der Theologie oder Philosophie: Erzeugnisse der **allgemeinen Literaturgeschichte, Jugendliteratur, Sprachwissenschaft, Länder- und Völkerkunde,** und wichtigere dichterische Produkte. — Die äußere Einrichtung der „Literarischen Rundschau" bleibt die bisherige: sie wird größere **Uebersichten** und **Charakteristiken** über die Literatur eines bestimmten **Faches,** sodann **Recensionen** und **Referate, kleine Kritiken,** kürzere literarische oder persönliche **Nachrichten,** endlich im **„Büchertisch"** die Bibliographie bringen.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Band M. 5.40, pro Jahrgang M. 10.80.

Inhalt des 1. Heftes: Rückblicke auf die Säcularisation der Schule. (L. v. Hammerstein S. J.) — Gott, Seele und Seligkeit nach buddhistischer Anschauung. (Christian Pesch S. J.) — Charakter der zwei ersten Christenverfolgungen. I. (K. Kneller S. J.) — Die vermeintlichen Verdienste der irischen Staatskirche um die Erziehung der katholischen Iren. (Ath. Zimmermann S. J.) — Ueber vermuthliche Ursachen der zunehmenden Blitzgefahr. (F. X. Nüf S. J.) — Die Hanseestadt Bergen in Norwegen. (A. Baumgartner S. J.) — Recensionen. — Empfehlenswerthe Schriften. — Miscellen.

Die „Stimmen aus Maria-Laach" sind die nach Reichhaltigkeit und Verbreitung hervorragendste politisch-religiöse Revue für die gebildeten Katholiken Deutschlands. (14934)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Tag- und Nachtstücke.
Von
Adolf Friedrich Grafen von Schack.
Preis: brochirt 4 Mark; eleg. geb. 5 Mark.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).

Empfehlenswerte Festgeschenke:

Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Enthaltend 1675 Abbildungen. 43 Bogen gr. Fol. zu 8 Seiten. br. Mk. 20, in stylgemäßem reichem Einbande M. 25.

= Empfohlen von den hervorragendsten Litterarhistorikern und Pädagogen Deutschlands. =

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 22. Aufl. Mit einer Fortsetzung bis auf die Gegenwart von Prof. Dr. **A. Stern.** 47 Bogen gr. 8°. br. Mk. 7., eleg. geb. Mk. 8,50.

— — Handbüchlein für Freunde des Deutschen Volksliedes. 3. Aufl. br. Mk. 2,40, eleg. geb. Mk. 3,20.

— — Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten. 2. verm. von Prof. Dr. **M. Koch** herausgegebene Aufl. br. M. 2,40, eleg. geb. M. 3,20.

Stengel, E., Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken. 2 Bände. br. Mk. 11,40, eleg. geb. Mk. 13,40. (15053)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hauff, „Lichtenstein," illustrirt von den Münchener Künstlern Conrad Weigand und Wilhelm Schade, Vignetten von Ulrich, in Prachtband 6 M. 80 Pf., **ist das schönste Weihnachtsgeschenk für die reifere deutsche Jugend.** (13183) Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung.

[illegible] (12513)

Kunstbibliotheken u. Kunstsammlern
zur Nachricht, dass
Bartsch, Peintre-Graveur, 21 vol.
in neuem, der bisher. Ausgabe absolut gleichem Abdruck wieder zum alten Preis von M. 141.— (in Halbfranz M. 165.—) zu haben ist. (14596—8)
Joh. Ambr. Barth, Verlagsbuchhdlg., **Leipzig.**

!!! Essen Sie keinen Käse, wenn Sie nicht den allein echten **„Mont d'or"** besitzen, von welchem ich gegen Einsendung von 10 Frs. 3 Kilo franco versende. (14685—7)
Albin Rochat in Charbonnières
(Vallée de Joux), Schweiz.

Ein pens. Beamter wünscht als Bibliothekar, Archivar oder Secretär (frz. engl., ital. Correspondent) in Gemeinde- oder Privatdienst zu treten. Beste Empfehlungen.
Adressen unter P. G. 563 an **Haasenstein & Vogler, Berlin W.,** Potsdamerstraße 135. (15084)

Ia **Thür. Malz** M. 18,00 } Jahres-
Ia Brau-Gerste „ 7,50 } Abschlüsse
offerirt **Heinr. Butzjäger, Erfurt.** (15087

Panorama, Goethestr. 45.
Die Kreuzigung Christi.
Entrée 1 Mk. Kinder unt. 12 J. 50 Pf. (14371)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entrée 1 Mk., Sonn- u. Feiertage 50 Pf.

Auszug aus dem Wetterbericht der k. b. meteorologischen Centralstation
vom 16. December 1886, **8 Uhr** Morgens.

Bei zunehmender Tiefe ist die Depression, welche gestern über England gelegen, bis Jütland fortgeschritten und verursacht an der deutschen Nordseeküste von neuem stürmisches Wetter, wie auch im westlichen Binnenland die Winde aufgefrischt haben. Zugleich ist vor dem Canal ein neues Minimum erschienen. Der hohe Druck im Südosten hat sich noch etwas weiter in dieser Richtung zurückgezogen. Das unbeständige und theilweise regnerische, aber warme Wetter besteht fort.

Voraussichtliche Witterung für Freitag den 17. December 1886: Zunächst noch unbeständiges Wetter bei wenig veränderter Temperatur.

Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 349. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Freitag, 17. December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München.

Bayerische Chronik.

München, 16. Dec.

⊙ (Vom k. Hofe.) Se. k. H. der Prinz-Regent hat für morgen nachverzeichneten Herren Audienz gewährt: General der Cavallerie Generaladjutanten Grafen Rechberg-Rothenlöwen, Excellenz, Reichsrath Grafen Deym, Oberst a. D. Frhrn. von und zu Egloffstein, Oberst a. D. v. Mann-Tiechler, Major a. D. Frhrn. v. Rotberg aus Landshut, Major à la suite f. E. Grafen Deroy, den Kammerjunkern Major a. D. Ehrne v. Melchthal, Hermann Frhrn. v. Gebsattel, Karl Grafen Moy, Ernst Grafen Moy und Frhrn. v. Ritter, Ministerialrath v. Herrmann, Oberzollrath Bundesrathsbevollmächtigtem Geiger und dem Universitätsprofessor Dr. Hellmann.—Zu Ehren des scheidenden österreichischen Gesandten, Barons Bruck, wird nächsten Samstag bei S. k. H. dem Prinz-Regenten ein Dîner stattfinden.

⌓ (Städtisches.) Das Gemeindecollegium hat heute einen Antrag der Bevollmächtigten Hailer und Ungerer auf Einführung der elektrischen Beleuchtung im Rathskeller und anderen städtischen Gebäuden dem Bau-Ausschuß überwiesen, ebenso einen Antrag der Bevollmächtigten Pachmayer und Heldenberg, die Gasleitung in Bezug auf ihre Druckfähigkeit prüfen zu lassen.

α (Anthropologische Gesellschaft.) Niemand Geringerer als Virchow spendete der hiesigen Gesellschaft das höchste Lob wegen ihrer regen Thätigkeit, der streng wissenschaftlichen Tendenz und der belehrenden Mannichfaltigkeit in den Vorträgen und der Zeitschrift, so daß er ihr einen hervorragenden Rang unter den verschiedenen Zweigvereinen zuerkannte. Das Verdienst davon kommt nicht an letzter Stelle der umsichtigen und nach allen Seiten hin unparteiisch leitenden Wirksamkeit des Vorsitzenden zu, als welcher seit einer Reihe von Jahren Hr. Prof. Dr. Rüdinger des Amtes waltet und namentlich auch die Solidität der Gesellschaft nach außen zur Geltung zu bringen sucht. In Anerkennung dieser Verdienste begrüßte in der Sitzung am 10. d. denn auch Hr. Prof. Dr. Joh. Ranke den wegen längeren Unwohlseins ferngebliebenen ersten Vorstand bei seinem Erscheinen mit warmen Worten, und die Gesellschaft erhob sich beistimmend von ihren Sitzen. Hr. Oberbibliothekar Dr. Riezler sprach über „die Ortsnamen der Münchener Gegend." Um bestimmte, wenn auch weder historisch noch geographisch abgeschlossene Gränzen zu gewinnen, wählte der Redner als Untersuchungsgebiet die Umgebung Münchens, d. h. die beiden nach der Hauptstadt benannten Bezirksämter mit einem Halbtausend Ansiedelungen. Unter diesen dürften nur vier undeutsche, und zwar romanische, Namen sich finden; Andechs, von dem im bayerischen Volksrecht erwähnten andecena (Grundstück von einer bestimmten Größe, zu dessen Bebauung die kirchlichen Hörigen verpflichtet waren); Arzla (arcella, Viehhof, Schwaige); Portenläng (dessen Flur noch heute ein in die Länge gezogenes Rechteck bildet, prata longa); Rausch (verdorben aus Ruges, von runcare, also = Reut). Romanische Bestimmungswörter liegen in Putzbrunn (tautologisch von puteus, pozzo) und wohl auch in Noderried (von nautarius, wiewohl die Benennung nach einem deutschen Personennamen Nother nicht ausgeschlossen ist). Die deutschen Ansiedelungsnamen werden am angemessensten in folgende Gruppen geschieden: 1) Eigentliche Wald-, Flur- oder Wassernamen. Sie sind am zahlreichsten, und unter ihnen sind die Wald-, Reutungs-, Baumnamen u. dgl. am häufigsten vertreten. Charakteristisch erscheinen die vielen schon zu Apians Zeit in lach verdorbenen alten —loch, Allach, Pullach, Straßlach, Sauerlach u. s. w., eine Verderbniß, welche durch die tiefe Aussprache des bayerischen a und durch den Anklang der vielen Namen auf ach (Bach) begünstigt wurde. 2) Namen menschlichen Eigenthums und Besitzes, menschlicher Werke, Ansiedelungen und Bauten. 3) Namen, welche eigentlich und zunächst Personen, und zwar meist eine Gruppe von Personen, bezeichnen. Hieher gehören die überaus zahlreichen —ing, ferner München („zu den Mönchen"), Freimann („zu den Barschalken"), Neufahrn („die neue Sippe," von fara), wahrscheinlich auch Schäftlarn („zu den Schäft- oder Speerschaftmachern"). 4) Neben diesen drei großen Namensgruppen steht noch eine kleine vierte, in der verschiedene einzelstehende Bildungen, scherzhafte Namen, wie Sparnfluck („Spatzengeflatter") u. a., zusammenzufassen sind, nur wie ein unbedeutender Nachtrag. Besonderes Interesse bieten die Namen auf —ing, aus denen der Vortragende die historischen Sätze folgert, daß die Baiwaren bei der Einwanderung bereits ein vorwiegend ackerbauendes Volk und daß der Geschlechterverband, diese Vorstufe einer staatlichen Verfassung, damals unter ihnen noch so lebendig war, daß die Sippen als geschlossene Massen ihren Einzug hielten und Wohnsitze gründeten. Die auf —ing benannten Orte und die Bodenbeschaffenheit stehen in Causalzusammenhang; denn diese Ansiedelungen liegen nur da, wo Getreidebau möglich ist, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud. Daher keine —ing in dem eingeschnittenen, bewaldeten Isarthal im Süden Münchens, oder in den dichten Forsten im Südosten der Stadt, oder am Ostgestade des Würmsees, wo nur ganz wenig und schlechter Getreideboden, das Gelände meist mit Wald bestanden und theilweise sumpfig ist. Dieselbe Beobachtung läßt sich in anderen Gegenden Bayerns und Schwabens machen, besonders deutlich zwischen Weilheim und dem Staffelsee, dann auch im Hegau, in der badischen Baar und im angränzenden Schwarzwald, wo die Linie Löffingen-Wolterdingen-Villingen die Westgränze bezeichnet, jenseit deren bis zum Abfalle des Gebirges in die Rheinthalebene zugleich der zum Getreidebau geeignete Boden und die Niederlassungen auf — ingen verschwinden. Diese auffällige und unbestreitbare Thatsache erklärt sich durch die Annahme, daß da, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud, die eingewanderten Sippen sich niederließen und die ältesten germanischen Ansiedelungen gründeten. Diese wurden einfach mit dem Namen der Sippe bezeichnet. Wie die Agilolfinga im bayerischen Volksrecht die Agilolfinger, so heißen auch die Ortsnamen Sentilinga, Kysinga u. s. w. nichts anderes als die Sentilinger, die Kysinger, d. h. die Nachkommen, die Sippe des Sentilo, des Kyso. Eine Betrachtung der Namen und Orte im einzelnen liefert eine Reihe von Gründen zur Befestigung der eben ausgesprochenen Anschauung. So weist u. a. der Umstand deutlich auf die größere Bedeutung und das höhere Alter der — ing hin, daß sich unter ihnen ganz unverhältnißmäßig mehr Pfarrdörfer (29 : 74) finden als unter den anders benannten Landorten (in 2 mehr aufs Gerathewohl herausgegriffenen Reihen 8 : 74 und 3 : 74). Diese mit rauschendem Beifall aufgenommene Studie wird in der Zeitschrift des Historischen Vereins von Oberbayern, im Oberbayerischen Archiv, veröffentlicht werden. — Hr. Prof. Sepp dankte Gott, daß die Zeiten Pallhausens vorüber seien, der München von μουνίχια ableitete; Andechs wölle er übrigens lieber aus dem Keltischen erklären, wie Antdorf und Valley. Hierauf schilderte Hr. General Popp die im verflossenen Sommer und Herbste zu Pfünz bei Eichstätt vorgenommenen Ausgrabungen. Im Winkel zweier an der Altmühlbrücke zusammenstoßender, von Eining und von Neuburg a. D. über Nassenfels kommender römischer Straßen liegt hoch über der Thalsohle auf einem zungenförmigen Höhenrücken ein Castrum in Rechtecksgestalt mit Fronten von 200 Schritt Breite und 240 Schritt Länge. Schon Hr. v. Raiser beschrieb dasselbe vor 60 Jahren, damals waren die jetzt theilweise eingeebneten Wälle und Doppelgräben noch überall erhalten. Neben mehreren Wallanschärfungen sind jetzt vollständig aufgedeckt: die porta decumana, porta principalis dextra und sinistra, sämmtlich als Doppelthore und von je zwei Thürmen flankirt, ein trapezoider Thurm in der Südostecke, Gebäudereste im Innern. Das Gemäuer ist Kleinschichtmauerwerk aus Juraplattenkalk, nach außen Isodomum, die Eingänge in die Thürme sind ebenerdig. Unter den sehr zahlreichen Funden aller Art ragen hervor: drei an der porta decumana lehnende Schildbuckel, Lanzenspitzen, Beschlägtheile von Maschinen, die elfenbeinerne Zwinge eines Schwertgriffes, ein Inschriftstein, mehrere Metallbuchstaben (vielleicht die Inschrift eines Feldzeichens). Der taktische Werth des Castrums ist nicht groß, weil die Steilhänge der Höhe bedeutende todte Winkel bilden, er reicht daher kaum weiter als der Pilonwurf, und aus diesem Grunde finden sich die sonst äußerst seltenen Doppelthore in den Flanken für offensive Ausfälle; dagegen bemißt sich der strategische Werth wegen der Lage am Straßenknoten und Flußübergang und hinter einer Limesbeugung, zugleich als Rückhalt für die Posten und Wachen am Limes, als ein sehr hoher. Würde das Castrum ausgegraben, so wäre es ein Kleinod wie die Saalburg, und Hr. Winkelmann, Gutsbesitzer zu Pfünz, der die Ausgrabungen auf eigene Kosten in uneigennützigster Weise vornehmen ließ, verdient den wärmsten Dank. Hr. Hauptmann Arnold fügte einen kurzen Bericht über die Canabae, die Villa, die Grabhügel und einen Tempel an, die sämmtlich südlich hart am Castrum liegen, sowie des letzten Restes der Altmühlbrücke, des Widerlagers am linken Ufer. Im Schutte des Tempels wurden Trümmer von Statuen gefunden, von denen der Kopf einer Göttin, ausgeführt in Kehlheimer Kalkstein von künstlerisch geübter Hand und dem Ausgange des 2. Jahrhunderts angehörig, vorgezeigt und von Hrn. Professor Ohlenschlager als der einer Fortuna bestimmt wurde. Hierauf zeigte und erläuterte Hr. Professor Dr. Rüdinger eine Reihe Schädel von Eingebornen der Salomonsinseln, welche Hr. Marine-Stabsarzt Dr. Schneider der Staatssammlung zum Geschenke gemacht hatte. Sie sind sämmtlich durch Schnürung von frühester Kindheit an künstlich verunstaltet und nach rückwärts getrieben, wodurch das Gehirn eine totale Veränderung erleidet. Die Form ist pithekoid, das Schläfenbein geht nach vorn, wie es bei den Affen Norm ist. Hr. Stabsarzt Dr. Schneider führte einen etwa 12jährigen Jungen, von einer der Salomonsinseln stammend, vor, der von ihm dort behandelt worden und aus Anhänglichkeit ihm gefolgt war. Hans ist gut und kräftig gebaut, von brauner Haut und braun-blondem Wollenhaar, brachykephal, sehr intelligent, spricht bereits ziemlich fertig deutsch und verrichtet Burschendienste. Durch die Aufmerksamkeit, welche man seiner Person zollte, war er sichtlich geschmeichelt.

† (Polytechnischer Verein.) Mitgliederversammlung vom 13. December. Der Abend war einer reichen Ausstellung von Gaskoch-, Gasheiz- und Gasbeleuchtungsapparaten des Installationsbureau's der hiesigen Gasbeleuchtungsgesellschaft gewidmet, deren Aufstellung und Erläuterung Hr. Ingenieur Epple in dankenswerthester Weise übernommen hatte (aus Versehen wurde in den Ausschreibungen Hr. Director Diehl genannt). Der Saal war durch eine Reihe neuer, theils deutscher, theils ausländischer Regenerativbrenner beleuchtet, deren weißes, ruhiges Licht Jeden überraschte, wie auch der Consum dieser Lampen gegenüber gewöhnlichen Brennern von gleicher Lichtstärke ein wesentlich geringerer ist. Erwähnt mag hier werden, daß der große Actsaal in der hiesigen Akademie nunmehr im zweiten Winter zur größten Zufriedenheit mit zwei Siemens-Regenerativbrennern beleuchtet wird. Ferner sind die Fenster des Kunstgewerbe-Vereins mit Wenham-Lampen beleuchtet, wie wir zur Zeit auch in den Straßen Münchens Regenerativbrenner der verschiedensten Systeme angewendet sehen. Immer ist das Princip das gleiche: Zuführung der Verbrennungsluft auf genau vorgeschriebenem Wege und Erhitzung der Luft auf diesem Wege durch die von dem Brenner selbst geheitzten Metallflächen. Die dadurch bewirkte vollkommene Verbrennung des Gases erzielt eine wesentlich höhere Leuchtkraft und vermeidet die Bildung von Ruß und Kohlenoxyd. Außerdem fanden wir eine Reihe neuer Kochapparate, deren nunmehr so bequeme Handhabung es sehr bedauerlich erscheinen läßt, daß der Preis des hiesigen Gases für eine Verwendung derselben zu hoch sein möchte. Noch erwähnen wir eines Apparates zum Anheizen des Badewassers, mit dem man in 10 Minuten ein warmes Bad erhält. Der Apparat ist schon vielfach hier eingeführt. Montag den 20. Dec. Vortrag des Hrn. v. Hößlin, Civilingenieur, über Filterpressen. Ausstellung und Vorführung von solchen, sowie Ausstellung von Halb- und Ganzfabricaten der Münchener Bleistiftfabrik von Kronheimer u. Leiter.

x (Kaufmännischer Verein.) Die dießjährige Reihe der vom Kaufmännischen Verein veranstalteten wissenschaftlichen Vorträge hätte wohl nicht glänzender geschlossen werden können als durch einen Vortrag des berühmten Cultur- und Musikhistorikers v. Riehl. Kein Wunder daher, daß der große Saal des katholischen Casino's am Dienstag von einem zahlreichen, erwartungsvollen Publicum gefüllt war und daß der gefeierte Redner schon von warmer Zustimmung begrüßt wurde. Hr. Director v. Riehl hatte dießmal sein Thema der musikalischen Seite seiner reichen und vielseitigen Wirksamkeit entnommen; es lautete: „Die Musik im Hause." Der Vortragende entrollte, wie gewöhnlich, in völlig freier, stets flüssig gehaltener Rede, in wenigen, aber desto anschaulicheren Bildern die ganze Geschichte der Tonkunst, insbesondere der deutschen. Der Zweck war, zu zeigen, wie die Tonkunst überall an die Hausmusik anknüpft und aus ihr hervorgeht, und welche culturhistorische Bedeutung die Musik im Hause für alle Zeiten und auch für die Gegenwart besitzt. Eine streng historische, um nicht zu sagen doctrinäre Behandlung liegt bei diesem Thema nicht nur nahe, sondern sie scheint sogar die einzig mögliche zu sein. Es bedurfte eines Redners, wie v. Riehl einer ist, um den Zusammenhang der Tonkunst mit der Hausmusik bloß durch wenige

* **Berlin,** 16. Dec. Nachbörse. Creditactien 476.50, Oesterr.-franz. Staatsbahn 406.00, Ungar. Goldrente 83.70, Lombarden 171.50, Disconto-Commandit 212.50, Mittelmeerbahn-Actien 118.90, Bochumer 118.00, Stuttgarter Baumwoll-Comp. —.

* **Berlin,** 16. Dec. Nachbörse-Schluß. Creditactien 475.00, Disconto-Commandit 212.70, Staatsbahn —.

* **Frankfurt a. M.,** 16. Dec. Nachbörse. Creditactien 236½, Staatsbahn 202⅝, Lombarden 84½, Galizier —, Aegypter 75.90, Spanier —, Ung. Goldrente 83.70, Disconto-Commandit 213.00, Gotthardbahn —. Tendenz: matt.

* **Frankfurt a. M.,** 16. Dec. Abendcurse. Creditactien 236¾, Staatsbahn 202¼, Lombarden 84½, Galizier 157⅛, Aegypter 75.80, Ungar. Goldrente 83.70, Goldrente —, 2. Orientanleihe —, Disconto-Comm. 212.90, Gotthard 97.50, 1880er Russen 82.60. Tendenz: behauptet. 5%ige Portugiesen 91.60, 3%ige 56.40, 4½%ige portugiesische Eisenbahn —, 5%ige Buenos Aires 84.30, 3%ige Karlsruher 92.90, Ital. Kirchengüter-Obligationen —.

* **Wien,** 16. Dec. Abendbörse. Creditactien 293.40, Marknoten 61.75, Staatsbahn —, ungar. Goldrente 103.75, Galizier —. Tendenz: matt.

* **London.** Schlußcurse.

	15. Dec.	16. Dec.		15. Dec.	16. Dec.
3% Consols per Jan.	100⅝	100 9/16	Silber	46⅜	46¼
Eriebahn	—	—	Ottomanbank	11¼	11⅛
Türk. Consols convertirte	15	14¾	5% Russen von 1872	94½	94½
Aegypter	75⅜	74¾	Oesterr. Goldrente	91	—
Lombarden	8 15/16	8¾	Ungar. Goldrente	84¼	83⅞

Bankausgang 380,000 £ nach New-York.

* **Paris,** 16. Dec. Eröffnungscurse. 3%ige Rente 82.95 excl., 4½%ige Rente —, Oesterr.-franz. Staatsbahn 515.00, Lombarden 225.00. Türken (conv.) —, Aegypter 382.50, Spanier —.

* **Paris.** Schlußcurse.

	15. Dec.	16. Dec.		15. Dec.	16. Dec.
3% Rente	83.95	82.87	5% Türken, neue	15.30	15.12
4½% Rente	110.40	110.10	4% Spanier	68⅞	68
Amort. Rente	86.70	86.47	4% Ungar. Goldrente	85⅞	85½
Aegypter	383.75	381.25	Crédit Foncier	1445	1438
5% Italiener	102.20	101.95	Ottomanbank	538	533
Oesterr. Staatsbahn	518.00	517.00	Suez	2113	2103
Lombarden	225.00	223.00	Länderbank	512	517
Banque de Paris	805.00	800.00	Rio Tinto	283	278

Tendenz: matt. Tabak —.

* **Berlin,** 16. Dec. Productenmarkt. Weizen per April-Mai 165.00, per Mai-Juni 166.25. — Roggen per Dec.-Jan. 130.00, per April-Mai 132.00, per Mai-Juni 132.25. — Rüböl per April-Mai 46.50, per Mai-Juni 46.80. — Kündigungspreis für Weizen —, für Roggen 130.00. —. Weizenmehl loco 0 21.00. — Roggenmehl loco 0/1 18.00. — Spiritus loco 37.70, per Dec.-Jan. 38.00, per April-Mai 39.00. — Hafer per April-Mai 112.20, per Mai-Juni 114.00. Wetter: bedeckt.

* **Köln,** 16. Dec. Productenmarkt. (Schlußbericht.) Weizen loco hiesiger 17.70, loco fremder 18.20, per März 17.20, per Mai 17.60. — Roggen loco hiesiger 14.50, per März 13.10, per Mai 13.30. — Hafer loco 14.70. — Rüböl loco mit Faß 24.80, per Mai 24.60.

* **Bremen,** 16. Dec. Petroleumbericht. Standard white loco 6.85 Brief Tendenz: ruhig.

* **Rorschach,** 16. Dec. Getreidemarkt. Wenig Verkehr, aber fest. Prima-Ungarweizen 23—23.25 Fr.

* **London,** 16. Dec. Habanazucker Nr. 12 12.

* **Paris,** 16. Dec. Productenbericht. Rüböl per Dec. 56.00, per Jan. 56.50, per Jan.-April 56.75, per März-Juni 56.25, Tendenz behauptet. — Spiritus per Dec. 39.00, per Mai-Aug. 42.50, Tendenz fest. — Zucker per Dec. 33.30, per Mai-Aug. 35.20, Tendenz ruhig. — Mehl per Dec. 53.40, per Jan. 53.30, per Jan.-April 53.40, per März-Juni 54.30, Tendenz fest. — Weizen per Dec. 22.60, per Jan. 22.80, per Jan.-April 23.50, per März-Juni 24.00, Tendenz behauptet. — Roggen per Dec. 13.00, per Jan. 13.00, per Jan.-April 13.50, per März-Juni 13.30, Tendenz ruhig.

* **Antwerpen,** 16. Dec. Getreidemarkt. Weizen ruhig, Roggen unverändert, Gerste unbelebt, Hafer still.

* **Antwerpen,** 16. Dec. Petroleum fest. Loco 17⅛, 17⅛, per Jan. —, 17⅛, per Febr. —, 17⅞, per Jan.-März —, 16¾.

(*) **London,** 16. Dec. Wochenausweis der Bank von England. Totalreserve 11,644,000 £ (Abnahme 15,000 £), Notenumlauf 24,050,000 £ (Abnahme 142,000 £), Baarvorrath 19,944,000 £ (Abnahme 157,000 £), Portefeuille 19,660,000 £ (Zunahme 764,000 £), Privatguthaben 23,503,000 £ (Zunahme 913,000 £), Staatsschatzguthaben 3,095,000 £ (Zunahme 259,000 £), Notenreserve 10,312,000 £ (Zunahme 24,000 £).

(*) **Paris,** 16. Dec. Der Wochenausweis der Bank von Frankreich zeigt eine Zunahme des Notenumlaufs um 4,057,000 Fr.; eine Abnahme des Baarvorraths in Gold um 13,208,000 Fr., des Baarvorraths in Silber um 283,000 Fr., des Portefeuille's um 369,000 Fr., der Gesammtvorschüsse um 1,200,000 Fr., der Rechnungen von Privaten um 20,570,000 Fr. des Staatsschatzguthabens um 4,874,000 Fr. Verhältniß des Notenumlaufs zum Baarvorrath 88.89%. Zins- und Disconterträge 330,000 Fr.

Frankfurter Cursbericht vom 16. December 1886.

Bei österr. Eisenbahnactien, Credit-, Bankgesellschafts- und Nationalbankactien versteht sich der Curs in fl. ö. W. per Stück, bei unverzinslichen Anlehensloosen in Rmk. per Stück bei allen übrigen Effecten in Procent.

Staats-Papiere.

	Z.-T.	In Proc.
4 Deutsche Reichs-Anl. M.	1/4 u. 10	105.90G
4% Preuß. Consols	versch.	105.50G
3½% preußische Consols	1/4 u. 10	101.50G
4% Bayern	versch.	104.90G
3½% „ fl.	do.	—
Sachsen 3% Rente 1876	do.	91.40G
Württ. 4½% v. 1877 M.	1/1 u. 7	103.20G
„ 4½% v. 1878/79 M.	versch.	106.50G
„ 4% M.	do.	105.70G
Baden 4% Obl. v. 1875 M.	do.	104.70G
Gr.-Hessen 4% Eis.-Obl. M.	1/4 u. 10	—
Oesterr. 4% Goldrente	1/4 u. 10	91.00G
„ 4⅕% Silberrente	versch.	67.30G
„ 4⅕% Papierrente	do.	66.90G
„ 5% Papierr. v. 1881	1/3 u. 9	—
4% Ungar. Goldrente	1/1 u. 7	83.70G
5% „ Papierrente	1/6 u. 12	75.70G
5% Italiener	1/1 u. 7	100.00G
5% Rumänier	1/4 u. 10	92.20G
6% Russ. Goldanleihe	1/6 u. 12	107.50G
Rußl. 5% Obl. von 1862	1/5 u. 11	95.60G
„ 5% consl. Obl. v. 1870	versch.	98.70G
„ 5% „ „ „ 1871	do.	95.70G
„ 5% „ „ „ 1873	do.	95.70G
„ 5% Oblig. von 1877	1/1 u. 7	96.00G
„ 5% Orientanl. II. E.	do.	56.90G
„ 5% „ III. E.	1/5 u. 11	57.70G
„ 4½ consl. Obl. v. 1875	1/4 u. 10	88.70G
„ 4% consl. Obl. v. 1880	1/5 u. 11	82.70G
5% Serbische Goldrente	1/1 u. 7	79.40G
5% „ Tabakrente	1/5 u. 11	83.70G
3½% Schwedische Anleihe	1/6 u. 12	97.30G
4% Spanische ausl. Rente	viertelj.	67.60G
1% Türken conv.	1/3 u. 9	14.90G
5% priv. Aegypter	15/4 u. 10	96.40G
4% Aegypter Unif. Obl.	1/5 u. 11	75.90G
4½ N.-Amer. B. r. 91 v. 76,	viertelj.	—
4% „ B. r. 1907 v. 77,	do.	—
4% Lissaboner Stadtanl.	—	80.00G
Vollbez. Bank- und Credit-Actien.		
4½ D. Reichsb. M. 3000	1/1 u. 1/7	138.70G
3% Frankf. Bank fl. 500	1/1	129.40G
4% Antw. n. C.-B. Fr. 300	do.	109.40G
4% Bad. Bank Thlr. 100	do.	116.80G
4% Bayer. Handelsbank	do.	133.80G
5% Brüsseler Bank Fr. 500	do.	103.60G
4% Darmst. Bank fl. 250	do.	142.10G
4% Deutsche Bank	do.	170.50G
5% Deutsche Vereinsbank	do.	100.30G
4% D.-Co.-Anth. Thl. 200	do.	213.10G
4% Dresd. Bank Thl. 200	do.	136.00G
4% Mitteld. Cred. Thl. 100	do.	97.30G
4% Nürnb. V.-B. Thl. 100	1/1	153.40G
4% Rh. Creditb. Thl. 200	do.	123.50G

	Z.-T.	In Proc.
4% Bank für Süddeutschl.	1/1	105.90G
4% Südd. Bod.-Cr.-Bank	do.	144.50G
4% Württ. Notenb. fl. 350	do.	—
4% Württ. Ver.-B. fl. 350	do.	122.00G
5% Oest.-ung. Bank fl. 600	1/1 u. 1/7	710.00G
5% Oest. Cr.-Anst. fl. 160	1/1	236½ G
5% Wiener Bankv. fl. 100	do.	85¾ G
Nicht vollbezahlte Actien.		
4% Bayer. Handelsbank	1/1	130.90G
4% D. Effect.- u. Wechselb.	do.	124.00G
4% Deutsche Hypothekenbk.	do.	95.20G
4% Frankf. Hypothekenb.	do.	121.00G
Industriepapiere.		
4 Binding'sche Brauer.-Act.	1/9	165.50G
„ „ Prior.	1/3 u. 9	106.20G
4% Frankf. Brauerei-Ges.	1/9	78.10G
5% Brauerei zum Storchen	1/10	120.50G
5% Westeregeln	1/1	158.70G
4% Türk. Tabak-Regie	1/3	77.50G
Inl. vollbezahlte Eisenbahn-Actien.		
4 Hess. Ludwigs Th. 200	1/1	93.80G
4 Ludwigsh.-Bexb. fl. 500	1/1 u. 7	224.00G
4% Lübeck-Büch. M. 600	1/1	161.90G
4 Marienb.-Mlawka E.-A.	1/1	36.20G
4 Mecklenb. Fr. Franz „	do.	162.90G
4½ Pfälzische Max fl. 500	1/1 u. 7	135.00G
4 Pfälzische Nord fl. 500	do.	103.00G
Ausl. vollbezahlte Eisenbahn-Actien.		
5 Böhmische Nordb. fl. 150	1/1	148¼ G
5 „ West fl. 200	1/1 u. 7	219 G
5 Buschtiehrader L.B. fl. 200	do.	—
4% Dux-Bodenb. fl. 200	do.	269⅛ G
5% Franz-Joseph fl. 200	do.	—
5 Fünfkirchen-Barcs fl. 200	do.	—
5 Galiz. Karl-Ludw. fl. 200	3/1 u. 5	157¼ G
5% Graz-Köflacher	do.	180¼ G
4% Lemberg-Czernowitz	1/5 u. 11	194¼ G
5 Oest.-Fr. Staatsb. fl. 200	1/1 u. 7	202⅞ G
5 Oesterr. Süd-Lomb. fl. 200	11/5	84¾ G
5% Oest. Nordwest fl. 200	1/1 u. 7	135 G
5% Elbthalbahn	1/1 u. 7	134⅞ G
4 Raab-Oedenburg. E.-A.	1/1	48 G
4½ Reichb.-Pardub. fl. 200	1/1 u. 7	—
5% Siebenbürger fl. 200	11/1	—
5 Ungar.-Galiz. I. fl. 200	do.	—
4 Gotthardbahn Fr. 500	1/12	97.50G
4% Schwz. C.-B. Fr. 500	1/1 u. 8	99.50G
4 Schweizer Nordostb.-A.	11/1	69.10G
4 „ Unionb. „	1/1 u. 7	83.80G
4% Ital. Mittelmeer	1/1 u. 7	116.50G
5% Westsicilianische E.-A.	1/4 u. 10	81.70G
Prioritäts-Obligationen.		
4% Hess. Lud. (staatl. g.) M.	1/2 u. 8	—
4 Pfz. Lud. (Bexbach) in M.	1/4 u. 10	—

	Z.-T.	In Proc.
4% Pfälz. Nordbahn M.	1/4 u. 10	103.00G
4% Pfälz. Maxbahn M.	do.	103.20G
5% Albrecht fl. 300	1/5 u. 11	81.10G
5% Alföld-Fiuman. fl. 200	1/3 u. 9	80.80G
4% Böhm. West fl. 300 i. G.	1/1 u. 7	100.70G
do. v. 69 fl. 300 i. Silb.	do.	77.70G
5% Buschtiehr. Thlr. 100	1/4 u. 10	85.50G
4% Donaudampfsch. v. 82	do.	100.20G
4% „ v. 86	1/5 u. 11	—
4% Elisabeth steuerpfl.	1/4 u. 10	95.10G
4% Elisabeth steuerfrei	do.	100.60G
4% Franz-Joseph fl. 200	1/4 u. 10	77.70G
4½ G. Karl-Lud. 63 fl. 300	1/1 u. 7	80.10G
5 Kasch.-Oderb. stf. fl. 200	do.	81.30G
4% Lemb.-Czernowitz stpfl.	1/5 u. 11	
ditto stfr.	do.	75.50G
5% Mähr. Grzb. stf. fl. 200	1/3 u. 9	69.30G
5 Oest. Nordw. stf. M. 600	1/6 u. 12	107.40G
do. Lit. A. stf. ö. W. fl. 200	1/3 u. 9	85.30G
do. Lit. B. stf. ö. W. fl. 200	1/5 u. 11	—
5 Oest. S.-Lomb.-Pr. fl. 200	1/1 u. 7	104.20G
3 „ „ „ Fr. 500	do.	63.70G
3 „ „ E. v. 71 „	1/4 u. 10	64.00G
5 „ Frz. Stb. 73 fl. 200	1/5 u. 11	107.70G
3 „ „ (I.—VIII. E.)	1/3 u. 9	79.80G
3 „ „ (IX. E.) Fr. 500	do.	77.80G
3 „ (Ergänz.-Netz) „	do.	77.20G
5% Prag-Duxer Goldpr.	1/1 u. 7	107.00G
4% „ „	do.	99.00G
3 Raab-Oedenburger Pr.	1/4 u. 10	69.60G
4% Rudolf stfr. ö. W. versch.	2/4 u. 10	75.20G
4% Salzkammergut	1/4 u. 10	99.80G
5 Siebenbürg. stf. ö. W. fl. 200	do.	80.50G
5% Theißb. „ „ versch.	do.	81.60G
5 Ung. Ostb. stf. ö. W. fl. 300	1/1 u. 7	80.20G
5 „ Ndost. i. G. stf. M. 400	do.	—
5 Vorarlb. stf. ö. W. fl. 200	1/3 u. 9	74.60G
5% Westsicilianische Prior.	1/4 u. 10	105.50G
4% Nied. Kön. Willem III.	1/1 u. 7	—
4% Gotthardb. III. Serie	13/3 u. 9	102.50G
4½ Schweiz. Nordostbahn	3/2 u. 8	101.00G
4% Russ. Südwestbahn	1/1 u. 7	82.60G
4% Wladikawkas-Oblig.	do.	80.75G
Pfandbriefe.		
4% Bayer. Ver.-B. Münch.	1/4 u. 10	100.50G
4% „ „ Nürnberg	do.	100.20G
4% B. Hyp.- u. W.-B. M.	versch.	100.30G
3½% „ „ „	1/6 u. 12	99.20G
4% Frankf. Hypothekenb.	1/1 u. 7	100.50G
5 Pr. B.-C.-A.-B. vl. à 110	do.	—
4½ Preuß. Bod.-Cred.-A.	do.	—
3½% S.B.-C.-B. Münch.	do.	99.30G
4 Württ. Hypothekenb. M.	1/4 u. 10	103.80G
4% Württ. Renten-A. M.	1/1 u. 7	—
4% Oest. B.-C.-A. i. Gold	1/5 u. 11	100.70G

	Z.-T.	In Proc.
5% Oest. Staatsb. Fr. 300	1/3 u. 9	105.50G
5% Russ. Bod.-Cred.	13/1 u. 7	93.20G
4% Schwed. H.-B.-Pfdbr.	versch.	101.10G
Anlehens-Loose.		
a. Verzinsliche.		
3½ Prß. Prämien Thl. 100	1/4	—
3½ Köln-Mind. Thlr. 100	1/4 u. 10	128.40G
4% Bayer. Pr. Thlr. 100	1/6	134.30G
4% Bad. Pr. Thlr. 100	1/2 u. 8	134.00G
4 Meingr. Pr.-Pf. Th. 100	1/2	120.50G
Oest. 4% v. 1854 fl. 250	1/4	109.90G
Oest. 5% v. 1860 fl. 500	1/5 u. 11	115.20G
4% Raab-Grazer Thlr. 100	15/4 u. 10	99.20G
5% Russ. v. 64 S.-R. 100	13/1 u. 7	—
5% „ von 1866	13/3 u. 9	—
Türkische 3% Fr. 400	o. Z.	9.55G
b. Unverzinsliche.		
Braunschweiger Thlr. 20	—	94.50G
Oesterreich. 1864 fl. 100	—	277.60G
Oest. Credit 1858 fl. 100	—	236.00G
Ungarische Staats fl. 100	—	—
Finnländische Thlr. 10	—	50.50G
Ansbacher fl. 7	—	32.30G
Augsburger fl. 7	—	28.80G
Freiburger Fr. 15	—	28.50G
Mailänder Fr. 10	—	17.00G
Meininger fl. 7	—	24.40G
Venetianer Lire 30	—	25.60G
Pappenheimer fl. 7	—	23.00G

Wechsel in Reichsmark.

	Kurze S.	%
Amsterdam fl. 100	168.17 G	2½
Belgien Fr. 100	80.20 G	2½
London £ 1	20.37 G	5
Italien Lire 100	79.97½ G	5
Paris Fr. 100	80.20 G	3
Schweiz. Bankpl. Fr. 100	80.17½ G	3½
Wien fl. ö. W. 100	161.60 G	4

Geldsorten und Papiergeld.

	M. Pf.
Oest. Bankn. fl. 100	161.80
20 Franken-Stück	16.10

Amerikanische Bahnen.

6 Atl. u. Pac. (W. D.) I. M.	1/1 u. 7	84.50G
7 Calif. Pac. I. M. r. 1887	do.	102.30G
3 Calif. Pac. rückzlb. 1905	do.	—
6% Calf. u. Oregon r. 1888	do.	101.10G
6 Centr. Pacific rückz. 1898	do.	113.80G
6% North. Pacific-Prior.	do.	115.40G
6 Pac. of Missouri r. 1888	1/2 u. 8	101.60G
6 Südl. Pac. „ „ r. 1888	1/1 u. 7	101.00G
6 South. Pacific of Calif.	1/4 u. 10	110.70G

Tendenz: matt, New-Yorker Vorkommnisse und Geldknappheit verstimmten.

Einlösung und Umtausch sämmtlicher 4% Pfandbriefe (gekündigte, sowie nicht gekündigte) gegen Baar, gegen 3½% Pfandbriefe, oder gegen andere sichere, gut verzinsliche Papiere. **Sinn & Co.,** München, Weinstraße 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 350. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Sonnabend, 18. December

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73.* Der Insertionspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Brann in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers. Von M. Zenger. (I.) — Aus Beust's Denkwürdigkeiten. (V.) — Die Münchener Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung für 1888. Von Fr. Pecht. — Schweiz. Bern: Vertagung der Bundesversammlung. Wahlen. — Frankreich. Paris: Aus der Kammer. Die Unterstaatssecretariate. Aus der Akademie. Eine Scene im Senat. — Italien. Rom: Annahme des Etats des Auswärtigen. Militärrede Di Rudini's. — Verschiedenes.

Telegramm des Wolff'schen Bureau's in Berlin.

* **Bukarest,** 17. Dec. Der russisch-rumänische Handelsvertrag wurde heute auf 5 Jahre unterzeichnet.

☞ Weitere telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers.

Von Max Zenger.

I.

* Heute vor hundert Jahren, am 18. December 1786, erblickte ein großer Meister im Reiche der Töne, unser nationaler Componist Karl Maria v. Weber, der Begründer der deutschen romantischen Oper, zu Eutin im Oldenburgischen das Licht der Welt. Dieser in der Musikgeschichte denkwürdige Tag ist zugleich ein Fest- und Jubeltag für die deutschen Musiker, für jeden musikliebenden Deutschen, für die deutsche Nation. Seine Feier, zu der wir mit dieser Schrift unser bescheidenes Scherflein spenden möchten, bedeutet die Befreiung vom Joche des Wälschthums, welches, im sinnlich bestrickenden Rossinismus gipfelnd, zur Zeit als Weber in die Schranken trat, noch überall in Deutschland gerade jene Kunstgattung fast ausschließlich beherrschte, in welcher die Tonkunst am eindringlichsten und erfolgreichsten zum Herzen des Volkes spricht — die Oper. Und hatten auch Mozarts „Entführung aus dem Serail" und noch mehr dessen unsterbliche „Zauberflöte," im eminentesten Sinne aber Beethovens tief ergreifender „Fidelio" das große Befreiungswerk vorbereitet, so war doch der kühne Tell-Schuß, dessen Preis mit einem Schlage der Sieg der deutschen Oper in Deutschland für alle Zeiten sein sollte, dem „Freischütz" vorbehalten, der denn auch als die erste Oper von ausschließlich deutschem Gepräge einen nationalen Erfolg hatte wie vor und nach ihm keine andere. Wenn gleichwohl mit Ausnahme der großen Festfeier, welche dieser Tage in der glücklichen Geburtsstadt des Meisters vor sich geht, die Weber-Feier in Deutschland sich im großen und ganzen darauf beschränken wird, daß die meisten Bühnen die eine oder die andere Weber'sche Oper geben — die Münchener Hofbühne ist hierin mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, indem sie seine vier Hauptwerke: „Preciosa," „Freischütz," „Euryanthe" und „Oberon," aufs Répertoire setzte — so hat dieß, abgesehen von dem Mißvergnügen unseres Winters und der Nähe des Weihnachtsfestes, abgesehen auch davon, daß die in allen Schichten der Bevölkerung vertheilten, aber zu keiner Coterie vereinigten Weber-Verehrer, im sicheren Besitze ihres unentreißbaren Schatzes, einer weiteren Propaganda für diesen nicht bedürfen, seinen hauptsächlichsten Grund wohl darin, daß unsere von materiellen Sorgen durchtränkte, vielleicht — wir möchten den Bösen nicht an die Wand malen! — vor dem baldigen Ausbruch eines Weltbrandes stehende Zeit zur Abhaltung von Festen ebensowenig geneigt als geeignet ist. Es müßte sonst den deutschen Musikfreund verdrießen, daß das deutsche Volk seinem nationalen Tondichter den Tribut der Dankbarkeit und Ehrfurcht in einem so ungeheuer geringeren Grade entrichtet, als es 1859 Liebe und Verehrung seinem nationalen Dichter allenthalben in rauschenden Festen an den Tag zu legen wetteiferte. Wenn wir hiemit unseren Weber keinem Geringeren als Friedrich v. Schiller an die Seite stellen, so haben wir zugleich unseren Standpunkt denen gegenüber präcisirt, welche nach Franz Liszts Heimgang ohne weiteres von einem „großen Todten" sprechen zu müssen glaubten. Um diesen Grad zu erwerben, muß man in seiner Kunst Neues, Mustergültiges, Epochemachendes geschaffen haben: wie beispielsweise Schiller und — in seiner Sphäre K. M. v. Weber, in dessen Tonschöpfungen wir eine absolute Neuheit, und zwar in doppelter Hinsicht, erkennen.

Weber war der erste, der, dem altclassischen Boden den Rücken kehrend, die dichterische Romantik seiner Zeit in seine geliebte — Musik übertrug; in diesem Vorgehen brach er Bahn und gründete eine Schule, die wir die deutsch-romantische oder, mit den Namen ihrer Hauptvertreter bezeichnet, die Weber-Marschner-Wagner'sche Opernschule nennen möchten. Sei es nun, daß sich Weber der Nothwendigkeit, zur gedeihlichen Bestellung des neuen Bodens auch neuen Samen aufzufinden, bewußt war, was wir zum Theil annehmen können; sei es, daß umgekehrt in der Eigenthümlichkeit seiner Erfindung selbst der Keim der neuen Saat lag: fest steht, daß Webers Melos ebensowohl wie dessen stilistische Weiterbildung an individueller Eigenartigkeit — nicht nur seinen Vorgängern, sondern selbst seinen Zeitgenossen gegenüber — seines Gleichen in der ganzen Musikgeschichte nicht hat. Während wir uns mitunter kräftig irren können, wenn wir eine Mozart'sche Melodie oder gewisse von diesem Meister mit Vorliebe gebrauchte Wendungen, Schlußformeln ꝛc. als specifische, ihm ausschließlich gehörende betrachten, da ja die Componisten eines ganzen Jahrhunderts — in Italien, Deutschland und Frankreich — gewissermaßen eine große Schule bilden, in welcher Einer auf den Anderen, deutscherseits von Philipp Emanuel Bach bis zum jungen Beethoven, selbst zum Theil noch Franz Schubert baute; ja, während wir einen die Musikgeschichte von Seb. Bachs Vorgängern bis in die Gegenwart durchziehenden, aus gleichen Grundprincipien gesponnenen Faden verfolgen können, der nach Weber (und Marschner) von Mendelssohn und Schumann, trotz ihres eifrigen Weiterbauens im romantischen Land, aus begreiflichen Gründen, wie ihre Kammer- und symphonische Musik beweist, wieder aufgegriffen wurde: so stellt sich Webers musikalische Ausdrucksweise als ein Unicum dar und weist in so fern jeden Vergleich mit dem vor- und nachher Gewesenen ab, als ihr Schwergewicht nicht in der sogenannten „thematischen Arbeit" jener vorangehenden, gleichzeitigen und folgenden Meister: im Fortspinnen eines und desselben Grundgedankens bis zu dessen äußersten Consequenzen (ecce C-moll-Symphonie!), sondern mehr in einem scheinbar losen Aneinanderreihen einzelner Melodietheile und größerer Gruppen (ecce Oberon-Ouverture!) liegt, deren rein geistiger Zusammenhang wohl stets gefühlt, aber elementar oft nicht nachgewiesen werden kann. Ist doch auch das Volkslied keine thematische Arbeit und doch wahre Musik, die ob ihrer Einfachheit und Ungebundenheit nur der Musikgelehrte nicht zu verstehen im Stande ist. Schon Händel, der nebenbei auch gelehrt sein konnte, kannte die Macht des Volksliedes; er brauchte es nur anders als Weber, der es, so zu sagen, zum Ausgangspunkte seines Schaffens machte. Und diese Vermählung seines schöpferischen Geistes mit ihm, dem herzigen, urwüchsigen Kinde des Waldes und der Haide, war es, welche dem deutschen Volke die duftigsten Blüthen seiner Romantik schenken sollte; hatte sie ihn doch stets rein und keusch bewahrt und hütete sie ihn sorgsam vor jeder Ueberschreitung ins Maßlose und flüsterte ihm, der vertraut mit jenem Grausen war, das um Mitternacht im Walde weht, zu rechter Zeit die Zauberformel zu, mit der er die Geister, die er rief, auch bannen konnte. Dieser edlen Zurückhaltung des Vielvermögenden, diesem weisen Maßhalten auf den verlockenden, gefährlichen Pfaden der Romantik ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Webers Werke, trotz ihrer verblüffenden Neuheit, meistens schon bei ihrem ersten Erscheinen einschlugen und nie und nirgends von jener Opposition, von jenen tumultuarischen Scenen die Rede ist, welche die Geschichte einer späteren Zeit zu verzeichnen hat. Die Neuheit in der Kunst hat keine Gränze als diejenige, welche ihr von den ewigen Gesetzen der Schönheit gesteckt ist, und diese hat Weber nirgends überschritten

Wenn trotzdem und alledem im Interesse der lauteren Wahrheit zugegeben werden muß, daß K. M. v. Weber, als absoluter Musiker, jene Höhe idealer Vollkommenheit, welche die Meister Bach, Händel, Mozart und Beethoven einnehmen, nicht zu erreichen vermochte, daß vielmehr in seiner Technik der Mangel genügender Ausbildung namentlich eines Grundelementes der Musik, ohne dessen mächtiges Walten jene Höhe schlechterdings nicht zu erreichen ist, überall da fühlbar wird, wo er desselben — wir meinen des strengen Contrapunktes Unerbittlichkeit — in hervorragender Weise bedarf (in seinen dramatischen Werken kam dieser Punkt gar nicht in Frage, und hätte sich Weber vorkommenden Falls mit dem gewaltigen Sänger des Orpheus, der beiden Iphigenien ꝛc., der ja auch nicht Sebastian Bach hieß, trösten können), so ist dieser nicht zu läugnende Mangel zum Theil auf die außerordentliche geistige Lebhaftigkeit und Unruhe Webers selbst, wie sie ihm nun einmal vom Vater und diesem von einer Reihe von Ahnen vererbt worden war, in weit höherem Grade jedoch auf die an Sonderbarkeiten reiche Erziehung zurückzuführen, mit welcher dieser Vater, Franz Anton v. Weber, im guten Glauben, das Beste zu thun, die normale Ausbildung des überdieß schwächlichen Knaben nicht gerade sichtbar förderte.

Im Winter des Jahres 1786 war seine zweite Gattin Genovefa, geborne v. Brenner aus Oberdorf bei Kaufbeuren, welche in zarter Jugend an seiner Seite bereits die schmerzlichsten Enttäuschungen erlebt und selbst den bittern Kelch der Noth gekostet hatte, eines Knäbleins genesen, welches in der Taufe die Namen Karl, Maria, Friedrich, Ernst erhielt, dessen Schicksal „Wandern durch sein Leben lang sein sollte, das in Unruhe und schlimmster Lage begann."

So sehr sich Franz Anton schon in seiner ersten Ehe nach dem Besitze eines Wunderkindes eben wie Mozart gesehnt hatte, so war er doch, als er wirklich ein solches im kleinen Karl Maria entdeckt zu haben glaubte — und bei dieser, der Wirklichkeit etwas voraneilenden Entdeckung waren die Vorspiegelungen seiner Selbstgefälligkeit nur allzu behülflich — weit entfernt, für die Heranbildung des endlich nach seinem Herzen ausgefallenen Jungen — Mozarts Vater, Leopold, das Ideal aller Väter, zum Muster zu nehmen. Wenn dieser als gründlich und allseitig gebildeter, auf der Höhe seiner Zeit stehender Musiker, dem Vater Webers schon durch den unschätzbaren Vortheil überlegen war, daß er seinen Sohn, dessen Genie er, fern von jeder Eitelkeit und Selbstsucht, als ein ihm vom Himmel anvertrautes Kleinod betrachtete, Schritt für Schritt in die Geheimnisse seiner Kunst, deren reiner Priester er war, einzuführen, so war Franz Anton, wenn auch seinerzeit Capellmeister und — Stadtmusicus, doch nichts weniger als eigentlicher Musiker von Fach; und wir müssen es ihm zum Verdienst anrechnen, daß er, im wohlverstandenen Familieninteresse Selbsterkenntniß walten lassend, den Unterricht Karl Maria's nicht selbst übernahm, sondern eifrig bemüht war, den denkbar besten Lehrer für ihn ausfindig zu machen. Daß ihm in diesem Streben mehr Glück als Positivität zur Seite stand, trat sonnenklar in seiner Unterschätzung Michael Haydns zu Tage. Während ferner Vater Leopold bis zum letzten Athemzuge seinem Wolfgang Amadeus eine feste moralische Stütze war, indem er dem Knaben und Jüngling vor allem als des Künstlers höchste Zierde Bescheidenheit pries, ihn in schwierigen, oft kaum erträglichen Lebenslagen (man denke an den Fußtritt im fürstbischöflichen Palais!) vor unüberlegten Schritten warnte, so war es im schroffen Gegensatze gerade das verfrühte und überspannte Lob Franz Antons gegenüber den ersten, unreifen Erzeugnissen des jungen Karl Maria, welche diesen bis in sein reiferes Jünglingsalter über das wirkliche Maß seines Talentes und Kunstvermögens täuschte; war es die Ungeduld des alternden Herrn, die den Sohn, aus dessen Begabung er nicht schnell genug Capital schlagen konnte, statt zu ordnungsgemäßem Lernen, zu vorzeitigem und rastlosem Schaffen, oft auf Kosten seiner schwächlichen Gesundheit, antrieb; war es endlich eine bis zur Verwegenheit zugespitzte Eitelkeit des strebsüchtigen Mannes, welche, um das Wunderkind jünger erscheinen zu lassen, dessen Geburt um ein Jahr vorwärts datirte

und ihm, dem vierzehn-, nach der Fälschung dreizehnjährigen Knaben (bei Gelegenheit der Aufführung seines dramatischen Erstlingswerkes, der Oper „Das Waldmädchen," in Reichenberg am 24. November 1800) Briefe an wackere Männer, die ihn ehrlich auf seine leicht begreiflichen Fehler aufmerksam machten, öffentliche Erklärungen und Gegenkritiken in die Feder dictirte, welche ihn in den Ruf eines nicht allzu gebildeten, sich maßlos überschätzenden Jungen bringen mußten und, wie Max Maria v. Weber (siehe dessen „Lebensbild" seines Vaters) meint, gewiß zu scharfen Erörterungen zwischen Vater und Sohn geführt haben mögen. Wenn man zu all dem noch die immer trüber sich gestaltenden Verhältnisse der Familie Weber, den gewiß nicht ohne störenden Eindruck auf das Gemüth Carl Maria's gebliebenen fortwährenden tiefen Kummer seiner noch so jungen Mutter rechnet, die er denn auch schon in seinem zwölften Jahre verlieren mußte, so muß man gestehen, daß das Schicksal seiner Jugend Dornen auf den Weg gestreut hat, von denen Mozart völlig verschont blieb. Darum ist es auch nicht zu wundern, daß das Genie des letzteren unsterbliche Werke bereits in einem Alter zu Tage förderte, in welchem unser Weber, noch Lehrer und Systeme wechselnd, nur eine Fülle von Erfindung übersprudelnder, aber unfertiger Jugendarbeiten aufzuweisen hat.

Aber der Genius der Musik, der nicht umsonst auf Webers frühe Vorfahren eingewirkt hatte, brauchte und wollte keinen Mozart mehr. Es war wohl die ihm von der Vorsehung zugetheilte Aufgabe, Weber gerade den Weg zu führen, auf dem er das erreichen konnte, um dessentwillen wir ihn heute feiern. Mit ihm sollte ein neuer Abschnitt in der Musikgeschichte beginnen: die Romantik in der Musik, die Romantik speciell in der Oper. Auf diesen Endzweck weist jedes, auch das scheinbar unbedeutendste, Moment hin: in Webers Vorgeschichte, seiner Jugend, in allem, was auf ihn einwirkte, vom Beginn seines Mannesalters bis zu seinem, leider nur zu frühen, Lebensende. Versuchen wir den Begriff „Romantik" schulgerecht zu definiren, so sehen wir in ihr die Tendenz, aus dem Zustande der Nichtbefriedigung durch das reale Leben in eine andere, uns fernab gelegene Sphäre der Poesie zu gelangen. Dem Drange der Dichter am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, das Große und Tiefe der mittelalterlichen (romanischen) Poesie ihrer Zeit zu vermitteln, folgt nun von Carl Maria v. Weber an auch die Musik, und zwar die des letzteren ganz und gar. Und hinwieder ist es nicht nur die Anziehungskraft der Wunder des Orients und des ganzen mit diesem zusammenhängenden Zauberapparats, welche Webers Schaffen beeinflußt und bestimmt, es ist auch die in seiner Person steckende ererbte Unruhe, das Gefühl des Nichtbehagens an dem Vorhandenen, welchem jener Zauber erwünscht auf halbem Wege entgegenkam. Mozart konnte nie auf diesen Weg gerathen. In seinem Vollbehagen an allem, was ihm seine Kunst zur Bearbeitung darbot, brauchte er nur jeden Zweig derselben zur höchsten Blüthe zu bringen, und darin bestand seine Größe; nichts aber lag ihm ferner als das Neuern oder Reformiren. Und wie dieses in der Regel nicht Sache derjenigen ist, welche ihre Kunst, beziehungsweise Wissenschaft, mit ihrem Geiste voll und ganz durchdringen, beweist am besten Webers Zeitgenosse Louis Spohr, der, noch im vollen Genügen an Mozarts Sphäre saugend, mit der Romantik nur soweit Schritt hält, als der ihm innewohnende persönliche Zug der Sentimentalität mit ihr sympathisirt. Hätte Weber bei M. Haydn länger studiert, als es der in diesem Fall vielleicht instinctiv das Rechte treffende Vater wollte, so wären, bei der Empfänglichkeit des Knaben, jene oben besprochenen theoretisch-praktischen Lücken ohne Zweifel ausgefüllt worden, und dieß hätte in seiner künstlerischen Seele vielleicht doch noch ein hochgradiges Wohlbehagen an dem Vorhandenen erzeugt, welches ihn, wenn nicht etwa gar zum großen Kirchencomponisten im Sinne seines Lehrers, zum tüchtigen Nachfolger Mozarts gemacht hätte — eine Kunststellung, die, abgesehen von des Letzteren Unerreichbarkeit in seiner Universalität, auch wegen der furchtbaren Concurrenz Beethovens zu einer historischen Bedeutung nicht hätte gelangen können. Weit ersprießlicher war es darum für Weber, in München bei Valesi (Evangelist Wallishauser) — auch in der Wahl dieses Lehrers muß man Franz Anton Gerechtigkeit widerfahren lassen — Gesang zu studieren und hiemit das vorzüglichste Element des künftig zu neuer Blüthe zu entfaltenden Musikdrama's sich zu eigen zu machen. In der kunstgerechten Behandlung des Gesanges und des menschlichen Stimmorganes lag auch für Weber wieder ein sicherer Schutz vor Ausschreitungen ins Ueberschwängliche, dieser der Romantik so nahe liegenden Gefahr. Der stärkste Hebel zur Gewinnung des neuen Schatzes ward aber eingesetzt in der (im Jahre 1803) zu Wien begonnenen und später zu Darmstadt fortgesetzten Bekanntschaft mit Abt Vogler (geb. zu Würzburg, 15. Juni 1749, gestorben zu Darmstadt, 6. Mai 1814), jenem geistsprühenden Theoretiker, Organisten und Componisten, der nahe daran war, den Geist der Romantik, von dem er ganz erfüllt war, der katholischen Kirchenmusik einzuimpfen, wie viele seiner, oft nicht recht motivirbar, abgerissenen Vocalsätze, seine oft allzu speculative und unruhige, ja überladene Modulation und seine an echt romantischen Klangeffecten reiche Instrumentation zeigen. Merkwürdigerweise hatte auch in diesem für Weber hochwichtigen Manne der Geist des Ungenügens und der Ungeduld sich frühzeitig geäußert. Er studierte auf Veranlassung des Kurfürsten Karl Theodor bei padre Martini in Bologna und bald darauf bei Valotti in Padua Contrapunkt, unzufrieden mit der langsam fortschreitenden Methode bei letzterem nur fünf Monate, bei ersterem gar nur sechs Wochen. Dessenungeachtet ward er in Rom sofort Ritter vom goldenen Sporn und Mitglied der Akademie der Arkadier ꝛc., bald darauf in Mannheim (wohin er mit Weihwasser für den Kurfürsten zurückkehrte und wo seine Sprache für Frau v. Coudenhove unwiderstehlichen Klang hatte) Hofcapellmeister, und kam als solcher mit der kurfürstlichen Capelle nach München. Nachdem er sich hier, zu seiner Ehre gesagt, mit dem Pater Frank gründlich überworfen, reiste er über Paris nach Spanien, Griechenland und dem Orient, all dieser Länder Volksmelodien und alte Choräle sammelnd, legte sein (zum Theil noch heute gelehrtes und mit Hauptmanns entgegengestellter Theorie leicht in Einklang zu bringendes) Harmoniesystem der Londoner Akademie vor, brachte sein Orgelsimplicationssystem nach Holland und, nachdem man ihm dort gesagt, daß er seine pomphaften Kritiken über jenes selbst geschrieben, nach London, wo er, wie später in Berlin, mit seinem Orgelspiel mächtig imponirte — obwohl man über Dreingaben wie Schlachten und Ungewitter nicht überall durchaus erbaut sein mochte; gründete Tonschulen in Mannheim, Stockholm (wo er über zehn Jahre als k. schwedischer Hofcapellmeister lebte) und Darmstadt, woselbst er sich vorzugsweise mit der Ausbildung nicht nur Webers, sondern Meyerbeers und Gänsbachers, des nun so ziemlich verschollenen Kirchencomponisten, befaßte. Seine Opern „Castor und Pollux" und „Samori" (letztere gleichzeitig mit „Fidelio" für ein und dasselbe Theater in Wien geschrieben) konnten einen dauernden Erfolg nicht erringen, dagegen finden sich in seinen Kirchenwerken, namentlich in den instrumentirten, wie in der Pastoralmesse u. a., Perlen von unvergänglicher Schönheit. Von höchstem Interesse sind in denselben die damals neuen, durch Combination hervorgebrachten, sinnlichen Klangwirkungen, deren süßem Zauber wir später in Webers und Meyerbeers Opern und, mit gesteigertem Raffinement, in Wagners Musikdramen wieder begegnen. Nach seinem persönlichen Charakter war Abt Vogler, wie Max Maria v. Weber sagt, der geistige Zwillingsbruder Vater Franz Antons, und nicht zum kleinsten Theil war es anfänglich die kindliche Pietät Karl Maria's zu seinem Vater, welche sein jugendliches Herz dem unbedingten Einflusse des interessanten, durch seine geistliche Würde wie durch weltlichen Schliff und zwingende Umgangsformen gleich imponirenden Mannes unterwarf. Von seinem Studium bei ihm sagt Weber selbst: „Auf Voglers Rath gab ich, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Dinge auf und widmete meine Zeit dem emsigsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, deren Bau, Ideenführung und Mittelbenutzung wir gemeinschaftlich zergliederten, und ich in einzelnen Studien zu erreichen suchte." So hatte Franz Anton, welcher den Werth des neuen Lehrers gewiß mehr nach dem Grad seiner Berühmtheit und wohl auch darnach anschlug, daß es bei ihm schneller vom Fleck gehen werde als beim alten, griesgrämigen M. Haydn, dem Schicksal in die Hand gearbeitet: Vogler, mehr zum Lernen anregend als wirklich belehrend, mehr speculativ als gründlich, war der von jenem berufene Wegweiser in der neueinzuschlagenden Richtung.

Aber noch ein anderes Moment kommt in Betracht, welches dem neuen Ankömmling „Romantik in der Musik" gewissermaßen Pathendienste leistete. Es ist dieß die politische Lage des von Weber heißgeliebten Vaterlandes, zur Zeit als dieser zum Manne heranreifte, der schwere Druck der Knechtung durch den corsischen Unhold, unter dem sein liebes Deutschland seufzte, und dann später der mächtig dagegen reagirende Freiheitsdrang des deutschen Volkes und der Aufschwung seines dichterischen Geistes, welcher Webers heilige Begeisterung entflammte und ihn nicht nur, indem er für Theodor Körners „Leyer und Schwert" blutsverwandte Töne zu finden wußte, zum eigentlichen Begründer des deutschen Männergesanges, sondern überhaupt — wie wir ihn Eingangs genannt — zum nationalen Tondichter machte. Denn von dieser glorreichen Zeit an trägt seine Ausdrucksweise immer mehr jenes unverkennbare nationale Gepräge, welches ihn als den Antipoden des Italianismus erscheinen läßt. Sein Sieg über diesen war glänzender und nachhaltiger, als die Geschichte irgendeinen, mit dem Blut der Völker erkauften, zu verzeichnen hat. Doch wie Saladins Schwert nur siegreich in Saladins Arm war, so bedurfte das Deutschthum auch eines Kämpfers wie Weber.

Aus Beusts Denkwürdigkeiten.

V.

XII. Capitel.

1867.

Mein längerer Aufenthalt in Pest vor der Krönung. — Ueber Popularität. — Fiesco in Ofen. — Die ungarischen Damen. — Die Krönung. — Hochherziges Wort des Kaisers. — Das Bankett im Redoutensaal. — Ursprung des Reichskanzlertitels. — Die ersten Anfänge der Concordatsfrage. — Die Adresse der 25 Bischöfe und deren Zurückweisung. — Mein Schreiben an Cardinal Rauscher.

* Bei der Aufzeichnung meiner Erinnerungen ist es nicht möglich, chronologisch Schritt zu halten, weil die einzelnen Gegenstände, wollte ich, so zu sagen, fortlaufende Tagesberichte geben, in zusammenhängender Darstellung nicht zur Erklärung kommen würden. So bin ich denn genöthigt, nachdem ich anläßlich der äußeren Frage bereits bis zum Spätherbst gelangt war, in Betrachtung der inneren Angelegenheiten zu den Frühjahrsmonaten des Jahres 1867 zurückzukehren.

In dieser Zeit befand ich mich mehrmals zu längerem Aufenthalt in Pest, wo der Kaiser öfters residirte und wo noch Besprechungen mit den ungarischen Ministern über verschiedene Specialfragen des Ausgleiches stattfanden. Man kann mir mit Recht nicht nachsagen, daß ich je Popularitätshascherei getrieben habe. Es widerlegt sich dieser Vorwurf schon durch den Umstand, daß ich in Sachsen während der ersten Jahre der Impopularität zu trotzen wußte und daß ich in Oesterreich mich nicht scheute, die Popularität der ersten Jahre preiszugeben, sobald Pflicht und Ueberzeugung es mir geboten. Ich erinnere an das Jahr 1869, wo ich, hätte ich an mich und meine Popularität gedacht, nur den inneren Angelegenheiten, die meiner Competenz entrückt waren, fern zu bleiben brauchte und wo ich im vollen Bewußtsein der Folgen mich für eine Annäherung an die nationalen Elemente aussprach — eine Verständigung, die damals in den engsten Gränzen erreichbar war. Allein ich bin auch stets der Meinung gewesen und habe es den Herren, deren Diener ich war, nie verschwiegen, daß man der Popularität nicht nachlaufen, aber ihr auch nicht aus dem Weg gehen soll. Die Popularität, wenn sie nicht mit Opfern an Würde und Ueberzeugung erkauft wird, ist eine unläugbare Kraft für Monarchen gleichwie für Minister, und eine Geringschätzung dieser Macht hat sich oft schwer gerächt. Nichts hat so sehr zur Schwächung und endlichen Auflösung des Deutschen Bundes beigetragen, als das systematische Bestreben, alles, was seinen Organen nur den Schein der Popularität verleihen konnte, fernzuhalten. Diese Scheu ging so weit, daß selbst das Recht darunter leiden mußte. Ich erinnere mich noch lebhaft der hannöverischen Verfassungsfrage in den Jahren 1837—1840. Die meisten der Bundestagsgesandten und auch die Regierungen waren von dem Unrecht des Vorgehens der hannöverischen Regierung überzeugt; aber weil die Sache der Opposition und jene der Göttinger Professoren populäre waren, darum durfte nicht das Recht geschehen. Und wie hätte damals ein kräftiges Einschreiten den Bund in der öffentlichen Meinung gehoben!

Man verzeihe mir diese Abweichung. Den Anlaß dazu gab mir die Erinnerung an meine ungarische Popularität, welche auch nicht von haltbarerer Farbe war als die österreichische,[1] nur mit dem Unterschied, daß meinerseits

[1] In London erschien einmal eine junge Claviervirtuosin aus Pest mit ihrer Mutter, einer echten Tochter der Puszta. „Nein," sagte mir diese, „was die Ungarn an Ihnen hängen!" — „Bitte," erwiderte ich, „lassen Sie mich aus damit!" — „Aber," war die Entgegnung, „Excellenz, Ungar hat Sprichwort: 'Ochs vergißt, daß gewesen ist Kolb.'" In einer so drastischen Weise habe ich selbst im Stillen nicht über ungarischen Undank geklagt und stets habe ich ein williges Ohr für die, welche mich eines treuen Andenkens in Ungarn versichern, trotzdem daß ich einmal vernehmen mußte, die ohne mein Wissen geschehene Anregung der Verleihung des ungarischen Indigenats an mich habe einem der Minister zu der Aeußerung Anlaß gegeben: der Gedanke sei „monstruos."

nichts geschehen war, sie zu verscherzen. Diese ungarische Popularität war eine sehr ungesuchte, ich hatte auf nichts weniger gerechnet als auf sie, und sie wurde mir spontan entgegengebracht. Ich bin nun einmal Gemüthsmensch und daher gefühlsweise empfänglich für Wohlwollen. Es lag eine Art Poesie für mich in diesem Verhältniß. In den letzten Jahren bewohnte ich das der Ofener Burg gegenüberliegende Stöckel, im Anfang dagegen das daneben liegende sogenannte Zeughaus mit der Aussicht auf Pest. Da geschah es mir mehr als einmal, wenn ich bei Nachtzeit auf dem Balcon stand und auf dem jenseitigen Ufer das von tausend Flammen strahlende Pest erblickte, an die Worte Fiesco's zu denken, als er die Beherrscherin der Meere vor sich ausgebreitet sieht: „Sei frei, Genua, und ich Dein glücklichster Bürger." Vier Jahre später erinnerte ich mich dieser Träumerei. Ich war in der Rolle geblieben. Am Mantel hatte man gezerrt, und ins Wasser war ich auch gefallen.

Wie immer die Dinge sich später gestalteten, stets werde ich gern an meine ungarischen Flitterwochen zurückdenken. Zu den Annehmlichkeiten des Pester Aufenthaltes gehörte die Pester Damenwelt der höheren Gesellschaft. Wie die Männer so haben auch die Frauen in Ungarn trotz großer Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden viel Kosmopolitisches. Dabei sind sie meistens schön und graziös. Zu den damaligen Erfindungen gehörte auch das Wort: „Il faut nous mettre toutes à ses pieds." Der schönen Damen wegen hatte ich keine Concession auf dem Gewissen, denn als ich in die Pester Salons kam, war der Ausgleich gemacht.

Daß er mir eine gute Aufnahme sicherte, durfte ich wohl in den Kauf nehmen.

Unvergeßlich bleibt mir der Tag der Krönung. Nachdem diese in der Ofener Kirche vollzogen war, begab sich der Zug nach Pest, wo der Schwur und die Hiebe auf dem Krönungshügel stattfanden. Ich ritt vor dem Kaiser in der Entfernung von ungefähr 20 Schritt in meiner Eigenschaft als Doyen der Großkreuze des Stephansordens, welchen ich längst vor meinem Eintritt in österreichische Dienste, und zwar im Jahre 1852, erhalten hatte. Als wir die Brücke passirt hatten und auf der Pester Seite ankamen, erkannte mich die Menge und ein plötzliches „Eljen Beust" schallte so gewaltig, daß mein Schimmel, damals ein schönes Pferd, über den Platz zur Seite prellte. Auf dem Platz, wo der Schwur stattfand und gleichzeitig die Kanonen donnerten, hatte ich viele Noth mit meinem Pferd, ohne jedoch das Schicksal zweier Bischöfe zu theilen, welche ihre Pferde unfreiwillig verließen. An der Seite des Platzes auf Estraden befanden sich Ober- und Unterhaus und auch von dieser Seite erscholl, während Deák das Zeichen dazu gab, lautes „Eljen Beust!" Dieß wiederholte sich noch mehrmals bei der Rückkehr.

Es waren mir, ich kann es in Wahrheit versichern, diese lärmenden Kundgebungen des Kaisers wegen nicht ganz erwünscht. Wie freudig aber war meine Ueberraschung und wie lernte ich wieder die Hochherzigkeit des Monarchen schätzen, als ich unmittelbar nach der Rückkehr in die Burg beschieden wurde und der Kaiser mich mit den Worten anredete: „So ist noch kein österreichischer Minister in Ungarn empfangen worden; es hat mich herzlich gefreut!"

Erinnerungen mehr heiterer Natur knüpfen sich an das große Bankett im Redoutensaal. Als ich ausstieg, warf sich ein Mann mit schneeweißem Haar und Bart, welcher den Achtziger verrieth, vor mir auf die Knie, küßte mir die Hände und rief einmal über das andere: „Unser Votter!" Die Aufgangstreppe war zu beiden Seiten von Damen in den elegantesten Toiletten besetzt. Ich konnte nicht umhin, nachdem ich mich meinem begeisterten Anhänger entrissen hatte, zu der nächststehenden Dame zu sagen: „Nein, meine Damen, wie man bei Ihnen behandelt wird! jetzt muß ich noch der Vater eines Greises sein!"

Bei dem Bankett saß ich zwischen dem Fürst-Primas und dem Erzbischof Haynald. Die Ungarn sind vollendete Redner. Ich konnte oft in den Delegationen, ohne die Sprache zu verstehen, doch wahrnehmen, wie den Rednern nie das rechte Wort fehlte und nie ein Zögern oder eine Verbesserung zu bemerken war. Dabei haben sie aber auch mehr als Andere die Gewohnheit des Gestikulirens. Mir gegenüber erhob sich ein Ungar im Nationalcostüm und ich sah, wie er mich scharf fixirte und mitunter mit geballten Händen sprach. „Bitte," sagte ich halb scherzend zu dem Fürst-Primas, „was habe ich dem Herrn gethan, daß er mir droht? — „Der?" war die Antwort, „der bringt ja Ihren Toast aus. Er hat Sie so eben mit dem Morgenstern verglichen!"

Noch bevor wir Pest verließen, erstattete ich dem Kaiser einen ausführlichen Vortrag, um die Ernennung des Grafen Taaffe zum Ministerpräsidentstellvertreter zu beantragen. Es geschah in Folge desselben Vortrags, daß der Kaiser mir den Titel Reichskanzler verlieh. Wohl entsprach derselbe der persönlichen Stellung, welche die damaligen augenblicklichen Verhältnisse mir gemacht hatten, und ich überließ mich der etwas trügerischen Hoffnung, daß mit dem Schein auch das Wesen, wenigstens bis zu einem Grad, vorhanden sein und der Reichskanzler zwischen den beiden Reichshälften wie über den Wassern schweben werde. Diese Anschauung war eine irrige. In Ungarn vernahm man das Wort ungern,[1] in Oesterreich begrüßte es die deutschliberale Partei mit Wohlgefallen, weil man darin eine Befestigung meiner persönlichen Stellung erkannte, an welcher damals alles gelegen schien. Allein nach der Einsetzung des cisleithanischen Ministeriums heftete sich das Mißtrauen an das Wort Kanzler und es wurde in diesem Sinn ausgebeutet. Ich komme in späteren Capiteln darauf zurück und will nur zur kurzen Charakterisirung der Anfechtungen die Worte vorausnehmen, welche ich zu Anfang 1870 im Abgeordnetenhaus sprach: „Die Verfassung," sagte ich, „kennt nicht eine Competenz des Reichskanzlers, die öffentliche Meinung aber hat dieselbe folgender Gestalt definirt: der Reichskanzler hat sich nicht um die inneren Angelegenheiten zu kümmern, für alles, was in den inneren Angelegenheiten vorgeht, ist derselbe verantwortlich."

Nach der Rückkehr von Pest nach Wien kamen im Reichsrathe acutere Fragen zur Sprache. Zunächst die der Ernennung eines dem ungarischen entsprechenden parlamentarischen Ministeriums. Hierüber hatte ich schon während der Landtagssession in Prag eine Unterredung mit Herbst, welcher den Eintritt und die ganze Bildung als verfrüht bezeichnete, in welcher Beziehung ich in Ofen ein schriftliches Exposé Herbsts dem Kaiser vorgelegt hatte. Im Reichsrath erfolgten jedoch verschiedene Anregungen, die gleichwohl damit endeten, daß eine die Sachlage klar darlegende Erklärung der Regierung von den Kammern mit Beifall entgegengenommen wurde.

[1] Zwar enthielt das betreffende Antwortschreiben des Grafen Andrassy auf die Notification meiner Ernennung die folgenden Worte: „Indem ich E. E. in dieser Stelle mit aufrichtiger Freude begrüße und Hochdieselben ersuche, mir Hochdero freundliche Gesinnungen auch fernerhin zu bewahren, ergreife ich diese Gelegenheit, E. E. meiner besonderen Verehrung zu versichern." Ach, daß sie ewig grünen bliebe u. s. w.

Ein ernsteres Gewölk ließ die Concordatsfrage an dem sonst so heiteren Himmel aufsteigen. Die Adreßdebatte hatte bereits Anklänge gebracht. Jetzt trat die Sache in Gestalt präcis formulirter Interpellationen hervor. Im Ministerrath wurde unter Vorsitz des Kaisers eine Erklärung beschlossen, welche die Geneigtheit zu Verhandlungen mit Rom aussprach. Diese Erklärung hatte der Minister Hye vorzutragen. Vor der Sitzung sagte mir der letztere voll guten Muthes: „Es geht alles gut. Pratobevera ist der erste Redner und Sie wissen, Pratobevera ist Ultramontaner." Dieser Ultramontane war in der That der erste Redner, und seine ersten Worte waren: „Das Concordat, diese Pestbeule am Leibe des österreichischen Volkes."

Die Aufnahme der Erklärung war eine entschieden ungünstige. Nichtsdestoweniger wurde der Weg der Unterhandlung mit Rom versucht. Ich schlug dem Kaiser vor, Baron Hübner, der damals Botschafter beim heiligen Stuhl war, kommen zu lassen. Der Kaiser gab die Ermächtigung mit dem für mich persönlich wohlwollenden Zusatze, daß der Aufenthalt des Botschafters hier nicht die absolut nöthige Zeit überschreiten möge.

Inzwischen gewann die Bewegung immer größere Dimensionen, und es erfolgte nun von der anderen Seite die vielberufene Adresse der fünfundzwanzig Bischöfe an den Kaiser.

Der geradezu herausfordernde Ton dieser bischöflichen Adresse machte ein Ignoriren derselben seitens des Kaisers und der Regierung unmöglich. Minister Hye legte uns den Entwurf einer Antwort vor, welcher mit der diesem hochverdienten Justizmanne eigenen Gründlichkeit abgefaßt war, aber eben deßhalb den Fehler hatte, zu lang und daher voraussichtlich nicht wirkungsvoll genug zu sein. Die Ministerrathssitzungen fanden damals im Ministerium des Aeußern statt. Ich erbat mir die Erlaubniß, mich in mein Cabinet zurückzuziehen, und kehrte nach einer Viertelstunde mit dem Entwurf wieder, welcher allseitige Annahme fand und dann von Sr. Majestät vollzogen wurde. In der im October 1871 stattgefundenen, für mich so verhängnißvollen Universitätsversammlung in der Aula zu Ehren der Installation des Baron Hye als Rector verherrlichte Dr. Joseph Kopp den letzteren als Verfasser jener kaiserlichen Antwort. Ich gönnte ihm von Herzen diesen unverdienten Lorbeer.

Die Genehmigung durch Se. Majestät erfolgte leichter und schneller, als ich gehofft hatte. Der Kaiser residirte in Schönbrunn, ich aber war am nächsten Vormittag im Reichsrath beschäftigt und wurde bis zwei Uhr aufgehalten, zu welcher Zeit der Kaiser die Burg zu verlassen pflegte. Bei meiner Ankunft in der Burg sah ich den Wagen bereits vorgefahren und den Kaiser im Wagen. Mit seiner beispiellosen Berufstreue ließ der Kaiser, als er mich erblickte, sofort halten, verließ den Wagen, stieg mit mir die zwei Treppen wieder hinauf und schloß selbst sein Zimmer auf. Ich legte den Entwurf vor und hielt meinen Vortrag. Der Kaiser fand nichts Wesentliches zu erinnern, und als ich darauf aufmerksam machte, daß der Zweck der kaiserlichen Antwort nicht erreicht sein werde, falls das Schriftstück nicht in der „Wiener Zeitung" erscheine, ertheilte der Kaiser auch hiezu die Genehmigung. Es hat vielleicht hier der Zufall eine große Rolle gespielt, und ich will die Frage unbeantwortet lassen, ob, wenn ich den Vortrag einige Stunden früher gehalten hätte, die allerhöchste Entschließung darauf sofort erfolgt sein würde.

Bevor aber noch die bischöfliche Adresse bekannt geworden war, erhielt ich vom Cardinal Rauscher ein geharnischtes Schreiben, welches über die Haltung der Behörden gegenüber der Concordats-Agitation Beschwerde führte. Meine Antwort darauf — sie wurde unter meinem Dictat von dem bald darauf verstorbenen Sectionsrath Baron Werner niedergeschrieben, mit dessen Handschrift ich nöthigenfalls heute noch beweisen könnte, daß die Schrift nicht erst in späteren Jahren verfaßt wurde — bringe ich jetzt zur Veröffentlichung. Sie wird vielleicht nicht ohne Werth erscheinen. Ich trug dieselbe dem Ministerrath vor und ließ dieselbe den Dr. Giskra lesen, welcher mich dringend zu einer Veröffentlichung aufforderte. Baron Becke äußerte: Jeder Buchhändler würde den höchsten Preis bieten. Ich verweigerte die Veröffentlichung beharrlich. Dem Kaiser unterbreitete ich die Schrift nach dem Abgang; ich erhielt dieselbe ohne Bemerkung zurück. Ich lasse den Text vollständig folgen. (S. Bd. II. S. 146 bis 154. D. R.)

Wenn in jenen Tagen alles, wenn ich dieses Ausdruckes mich bedienen darf, so spielend vor sich ging, so war dieß mehr Schein als Wirklichkeit, und unter der glatten Oberfläche war manche Unebenheit verborgen. In meiner Vertheidigungsrede im Januar 1870 durfte ich mit Recht die Worte aussprechen, daß die Steine, die im Weg lagen, darum nicht minder schwer wogen, weil die Hand, die sie entfernte, vielleicht eine leichte war.

Lebhaft stehen mir auch noch jene Septembertage vor Augen, wo der Kaiser sich in Ischl befand. Ich wußte, daß verschiedene mir und dem System feindliche Persönlichkeiten sich dort eingefunden hatten, ich erhielt ganz ungewohnterweise kein Schreiben des Kaisers, ein meiniges blieb unbeantwortet. Von Seiten mehrerer Personen wurde mir nahegelegt, mich dahin zu begeben oder eine Vertrauensperson zur Beobachtung dahin zu schicken. Beides lehnte ich entschieden ab. Als der Kaiser zurückkam, trat er mit den Worten mir entgegen: „Sie haben gelitten, aber seien Sie ganz ruhig!" Jedenfalls war mein Verhalten nicht allein das correcte, sondern auch das zweckgemäße gewesen.

Die Münchener Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung für 1888.

Von Friedrich Pecht.

* Der Gedanke einer gemeinsamen Ausstellung von Kunst und Kunstindustrie, wie er vor einiger Zeit an dieser Stelle entwickelt ward, hat nunmehr die Sympathie der Künstler, wie die Billigung der Kunstindustriellen erobert. Es ist dieß um so erfreulicher, als nur durch die Verbindung beider zu einem gemeinsamen Unternehmen München in den Stand gesetzt werden kann, auch nach dem so eben glänzend durchgeführten Berliner Versuch dieser Art doch noch etwas durchaus Neues und Ueberraschendes zu bieten. Es wird dieß um so eher der Fall sein, als unsere beiden Ausstellungen dießmal neben einander stattfinden, also getrennt marschiren und vereint schlagen sollen. Dazu ist aber eine sehr bedeutende Vergrößerung des Glaspalastes die erste Bedingung, da die Kunstausstellung allein schon ihrer Berliner Vorgängerin eher noch überlegen werden dürfte, nachdem wir, falls der Frieden erhalten bleibt, auf die Mitwirkung der französischen Künstler ziemlich sicher zählen können und ebenso die des befreundeten Italien sich weit bedeutender einstellen dürften, als in Berlin. Indeß ist es viel weniger bei der Kunst-, als gerade bei der Kunstgewerbe-Ausstellung, wo wir mit Bestimmtheit hoffen können, alle Welt durch die Fortschritte zu überraschen, welche nicht nur unser eigenes, sondern auch das Kunstgewerbe des uns verbündeten Oesterreich seit jener epochemachen-

Einladung zum Abonnement.

Der herannahende Quartalsschluß gibt uns Anlaß, die verehrlichen Leser und Freunde unseres Blattes zum Abonnement, resp. zu rechtzeitiger Erneuerung desselben, einzuladen.

Man abonnirt **außerhalb Münchens** am billigsten beim heimischen Postamt. Preis excl. Postaufschlag vierteljährlich M. 9. — Uebernimmt das nächste Postamt keine Zeitungsbestellungen, so wolle man den Abonnementsbetrag für **directe Lieferung** (monatlich M. 4. — für Deutschland-Oesterreich, M. 5. 60 = Frs. 7. — für das Ausland) durch Postanweisung der unterzeichneten Expedition zuschicken oder sich an eine der nachgenannten Zeitungs-Agenturen wenden: Für England beim Postamt Köln und bei Hrn. Siegle (30 Lme Street E. C.) in London. Für Frankreich, Portugal und Spanien beim Postamt Köln oder Straßburg; bei HH. A. Ammel in Straßburg und Paris (36rue Monge); Hrn. Klincksieck (11 rue de Lille) in Paris. Für Nordamerika beim Postamt Köln und bei Hrn. E. Steiger und Co. (25 Park Place) in New-York. — **Reise-Abonnements** werden fortwährend und für beliebige Dauer angenommen von der Expedition. Adressenänderungen sind jederzeit zulässig. Preis **wöchentlich:** für Deutschland-Oesterreich M. 1. 20 = 70 Nkr. österr., für das Ausland M. 1. 60 = 2 Frcs. Gefl. Aufträge und Zahlung durch Postanweisung oder in Werthzeichen an die Expedition.

Für München beträgt der Quartalspreis M. 7. 50, wenn die Zeitung bei uns selbst oder bei einer der nachgenannten Stellen abgeholt wird.

Für **Zustellung ins Haus** (2mal täglich) berechnen wir M. 1. 25 vierteljährlich. (M. 1. 75 für die ganz entlegenen Stadttheile.)

Zur Bequemlichkeit unserer hiesigen Abonnenten haben wir in verschiedenen Stadttheilen Dépôts errichtet, woselbst, gleichwie

in unserer eigenen Expedition, Schwanthalerstraße 73,

die bei uns abonnirten Exemplare (**für die allein wir vollständige Lieferung garantiren**) in Empfang zu nehmen sind, nämlich:

Bahnhofplatz 5 (Ecke der Dachauer- und Luisenstraße) bei Herrn **Theodor Boehl.**
Schützenstraße 8 bei Herrn **Brand,** Zeitungs-Expedition.
Am Karlsplatz im **Zeitungskiosk.**
Karlsplatz 16 bei Frau **Utz,** Zeitungs-Expedition.
Maximiliansplatz 22 in Herrn **Louis Finsterlin's** Buchhandlung.
Am Promenadeplatz im **Zeitungskiosk.**
Windenmacherstraße 5 bei Frau **Eichelberg,** Zeitungs-Expedition.
Marienplatz 5 bei Herrn **E. Deisler.**
Maximiliansstraße 39 (gegenüber den 4 Jahreszeiten) bei Hrn. **Joh. Schweizer's Nachfolger** (E. Böck).
Maximiliansstraße 24 bei Frau **Heinel,** Zeitungs-Expedition.
Am Platzl Nr. 5 bei Frau **Memmert,** Zeitungs-Expedition.
Am Isarthor im **Zeitungskiosk.**
Am Sendlingerthor im **Zeitungskiosk.**
Thalkirchnerstraße 2 bei Herrn **Grünwald's** Zeitungs-Expedition.
Müllerstraße 39 (Ecke der Fraunhoferstraße) bei Herrn **Bauer,** Melber.
Ecke der Utzschneider- und Müllerstraße im **Zeitungskiosk.**
Stiegelmayerplatz (Ecke der Schleißheimerstraße) bei Frau **Reiter,** Zeitungs-Expedition.
Theresienstraße 42 bei Herrn **Schilling's** Zeitungs-Expedition.
Theresienstraße 59 bei Herrn **Heckner's** Zeitungs-Expedition.
Amalienstraße 79 bei Herrn **Käppner's** Zeitungs-Expedition.
Türkenstraße 45 bei Frau **Scheurer,** Zeitungs-Expedition.
Türkenstraße 65 bei Frau **Bartenschläger,**

In München wird das Hauptblatt Abends 4½ Uhr, die Beilagen werden früh 6½ Uhr ausgegeben.

München, December 1886.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Permanente Kunstausstellung der Münchener Künstler-Genossenschaft

im königlichen Kunstausstellungsgebäude gegenüber der Glyptothek in München.

Täglich geöffnet. Eintritt 50 Pf. Jahresabonnement: Personenkarte 3 M., Familienkarte 5 M. Diese Ausstellung enthält durchschnittlich 800 Werke Münchener Künstler, welche von einer Jury begutachtet sind, u. bietet zur Erwerbung von Kunstwerken vortheilhafteste Gelegenheit. Der Secretär Herr A. Paulus besorgt den Verkauf und Versandt der Kunstwerke und gibt bereitwilligst Auskunft über alle Anfragen. [12665]

Der Vorstand.

5proc. Anleihe der Provinz Buenos-Aires.

Wir bringen hiedurch zur öffentlichen Kenntniß, daß der Umtausch der von uns ausgestellten Interimsscheine obiger Anleihe gegen die definitiven Stücke

vom 17. December cr. ab

in **Berlin** bei der **Deutschen Bank,**
bei den Herren **Mendelssohn & Co.,**
in **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Vereinsbank,**
bei den Herren **Gebr. Bethmann,**
bei der **Frankfurter Filiale der Deutschen Bank,**
in **Hamburg** bei der **Hamburger Filiale der Deutschen Bank,**
bei Herrn **Paul Mendelssohn-Bartholdy,**
in **Bremen** bei der **Bremer Filiale der Deutschen Bank**

erfolgen kann. Die Interimsscheine sind zu diesem Behufe bei den bezeichneten Stellen in den Vormittagsstunden von 9 bis 12 Uhr unter Beifügung eines einfachen, arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses — wozu Formulare von den Umtauschstellen kostenfrei verabfolgt werden — einzureichen. Die Aushändigung der definitiven Stücke erfolgt Zug um Zug gegen Einlieferung der Interimsscheine. [15092]

Diejenigen Interimsscheine, deren Nummern bei der am 1. November d. J. stattgehabten Ziehung ausgeloost sind, werden **nicht** gegen definitive Stücke umgetauscht, sondern schon von jetzt ab gegen Zahlung des Nominalbetrages zuzüglich der halbjährigen Zinsen, zusammen also mit 102½%, baar eingelöst.

Berlin und Frankfurt a. M., den 15. December 1886.

Deutsche Bank. Deutsche Vereinsbank.
Mendelssohn & Co. Gebrüder Bethmann.

Praktisches Weihnachtsgeschenk.

Patent-Gas-Bügeleisen

völlig geruchlos — Preis 15 Mark

Gasverbrauch 1 Pfennig pro Stunde

unentbehrlich für Haushaltungen und Schneiderwerkstätten 2c.
empfiehlt
A. von der Nahmer,
Stahl- und Eisengießerei, Werkzeug- und Maschinenfabrik,
Alexanderwerk — Remscheid. (14878/81)
Preislisten gratis und franco. — Wiederverkäufern entsprechender Rabatt.

Die Amerikanische [14989—15004]
„Hammond“-Schreibmaschine
ist in jeder Hinsicht vollkommen; übertrifft alle andern Schreibmaschinen. Preis: Frcs. 550.— franco Domicil. — **„Hammond“-Agentur, 23 Missionstraße, Basel.**

Am Weihnachts-Montag
Zwieseler Gewinnziehung
ohne Verschub. (14943/4)

Nur baar Geld: 30,000 M., 25,000 M., 10,000 M. und viele andere. Zwieseler Loose à M. 2. — bei der Generalagentur **A. & B. Schuler** in **München** und allen Loosverkaufsstellen.

Die berühmten Mineralquellen von
Levico in Südtirol.

Laut den Analysen des Professors Dr. L. Barth in Wien basiren die so überraschend günstigen Heilerfolge der Wässer Levico's auf **drei** der mächtigsten Heilfactoren des ärztlichen Arzneischatzes, welche sich hier als **Naturproduct** in den günstigsten Mischungsverhältnissen vereint finden, nämlich: **Kupfer** als **Nerven beruhigendes, Eisen** als **Blut kräftigendes** und **Arsenik** als **Säfte umstimmendes** Mittel.

In allen durch fehlerhafte Blutmischung und Nervenaufregung bedingten Krankheitszuständen bewähren sich die Heilwässer Levico's als unübertrefflich. Dem zarten Geschlechte sind Levico-Curen, zumal Bäder, nicht allein bei Sexualleiden jeder Art, sondern auch zur Erhaltung der Jugendfrische und Elasticität der Haut besonders zu empfehlen.

Ausführliches gibt das bereits in 2. Auflage erschienene Schriftchen **„Das Bad Levico und seine Heilquellen“** von Dr. Gabe de Massarellos.

Die eleganten Curhôtels in Levico sind vom **1. Mai bis Anfangs October** geöffnet.

Zum **sehr zweckentsprechenden** Curgebrauch **zu Hause** befindet sich das alleinige Dépôt für Deutschland der Trink- und Badewasser Levico's bei den Herren **Barbarino & Kilp,** kgl. bayer. Hoflieferanten in **München,** am Marienplatz Nr. 25. [8652—71]

Pour Parents et Tuteurs.

Une dame de la Suisse allemande (instit. expér.) demeurant avec sa mère, désire prendre en pension 2 ou 3 jeunes filles dès l'âge de 8 ans. Educ. et instruct. soigneuse. Convers. en français, allemand et anglais. Etude de la langue italienne. Musique, dessin et peinture. Ouvrages man. Prix modéré. Très bonnes références. — S'adresser aux initiales H. 3749 Y. à l'agence de publicité de MM. Haasenstein et Vogler à Berne (Suisse). (15108/4)

Mittagstisch zu Mk. 1.75, 3 od. 5 Mk.
(13307) von 12—3 Uhr, bei
Schleich, Weinrestaurant, Briennerstrasse 8,
Auswahlreiche Speisekarte bei Tag u. Abends.
Frische Ostender Austern.

Interessante Waffensammlung.

Antike u. neuere Schuß-, Stich- u. Hauwaffen (Gewehre, Pistolen, Schwerter, Degen, Säbel, Dolche, Spieße, Lanzen, Hellebarden), Armbrust, Jagdrequisiten, Rüstung, Beil, Humpen u. m. a. — 150 Stücke an der Zahl — werden als **ganze Sammlung** verkauft. Kaufanträge übernimmt **Franz Müller's Annoncenbureau zu Laibach** in Oesterreich (Krain). (14780—2)

Panorama, Goethestr. 45.
Die Kreuzigung Christi.
Entrée 1 Mk. Kinder unt. 12 J. 50 Pf. (14371)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entrée 1 Mk., Sonn- u. Feiertage 50 Pf.

Auszug aus dem Wetterbericht der k. b. meteorologischen Centralstation
vom 17. December 1886, **8 Uhr** Morgens.

Auf ihrer nordöstlich gerichteten Bahn hat sich die Depression, welche gestern über Jütland lag, bis zum Bottnischen Meerbusen verlegt. Ferner ist unter beträchtlichen Schwankungen des Barometers in Süddeutschland ein Theilminimum, welches sich wohl von der zweiten Depression vor dem Canal abgelöst, bis nach Oesterreich fortgeschritten und kann nun als ein Ausläufer der Hauptdepression im Nordosten betrachtet werden. Dasselbe verursachte besonders im Alpengebiet beträchtliche Niederschläge. Verhältnißmäßig hohen Druck finden wir dagegen im Südosten und Nordwesten des Erdtheils. Die Temperaturen sind in West- und Mitteleuropa gesunken, in Südosteuropa seit gestern etwas gestiegen.

Voraussichtliche Witterung für Samstag den 18. December 1886: Unbeständiges, aber etwas kälteres Wetter.

☞ Fortsetzung des Inseratentheils in der zweiten Beilage. ☜

Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. **Nr. 350.** (Früher in Augsburg erschienen.) München, Sonnabend, 18. December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München.

Zu Karl Maria v. Webers Säcularfeier.

Von Ernst v. Destouches.

* Die kgl. Hofbühne zu München hat sich gerüstet, Karl Maria v. Webers Säcularfeier in diesen Tagen durch die Aufführung seiner populärsten Werke festlich und würdig zu begehen, und sicherlich werden die Münchener, denen ja gleichfalls des großen Meisters ewig junge, unsterbliche Melodien tausend und abertausend herzerquickende Stunden bereitet, nicht verfehlen, durch pietätsvolle Antheilnahme an der hehren Gedächtnißfeier das Andenken des Meisters zu ehren, ihm den schuldigen Tribut der Dankbarkeit abzutragen.

Da dürfte es vielleicht auch in weiteren Kreisen von Interesse sein, zu erfahren, daß gerade vor 60 Jahren Karl Maria v. Weber anläßlich eines seiner bedeutendsten Tonwerke in einen gewissen Contact zur bayerischen Regierung getreten, daß ihm gerade vor 60 Jahren wegen dieses Tonwerkes und seiner Verdienste um die Tonkunst überhaupt aus keinem geringeren als eines bayerischen Königs Munde die ehrendste öffentliche Anerkennung zutheil geworden ist.

Es war im Jahre 1826, als der kgl. sächsische Capellmeister Karl Maria v. Weber, welcher damals in London weilte, bei der kgl. bayerischen Regierung mit dem Gesuche einkam, daß ihm in Bayern ein Privilegium für seine neucomponirte Oper „Oberon“ ertheilt werde.

Die bayerische Regierung ließ dem Meister hierauf durch ihren damaligen Gesandten zu London, Frhrn. August v. Cetto, eröffnen, „daß Se. kgl. Majestät seinem Gesuche zu willfahren allergnädigst geneigt seien, daß jedoch die begehrte Ausdehnung des Privilegiums auf Clavier-Auszüge und Arrangements für einzelne Instrumente nach bayerischen Gesetzen nicht wohl stattfinden könne, wenn nicht dergleichen von ihm selbst bearbeitet in bestimmter Zeit erscheine.“

Hocherfreut über diese Gewährung seines Gesuches, richtete Karl Maria v. Weber, welcher damals zu London: 91. Gr. Portland Street, wohnte, unterm 15. April 1826 an den bayerischen Gesandten folgenden Brief:

„Hochwohlgeborener Herr! Hochverehrtester Freyherr! Auf's innigste fühle ich mich durchdrungen von der Gnade Sr. Majestät des Königs von Bayern, die mir ein neuer Sporn sein wird, stets das Würdigste in der Kunst zu suchen. Der Klavier-Auszug ist allerdings von mir selbst verfertiget, und es würde also die erbetene Ausdehnung des Privilegiums auf ihn anwendbar sein. Er wird in kurzer Zeit erscheinen. Was die Entrichtung der Tax- und Stempelgebühren betrifft, so werde ich sogleich einen Banquier in München dazu bestellen; wozu ich mir jedoch von Ew. Exzellenz gütige Auskunft erbitten muß, bei welcher Behörde er sich deßhalb zu melden hat. Indem ich sehr bedauere, Ew. Exzellenz mit meinen Angelegenheiten belästiget zu wissen, finde ich mich zugleich zu innigstem Danke für Hochdero Güte verpflichtet. Genehmigen Hochdieselben die Ausdrücke der vollkommensten Verehrung und Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein — 91. Gr. Portland Street den 15. Aprill 1826 — Ew. Exzellenz ganz gehorsamster Diener C. M. v. Weber.“

Die am Sonnabend den 1. Juli jenes Jahres 1826 ausgegebene Nr. 27 des „Regierungsblattes für das Königreich Bayern“ brachte alsdann auf S. 521 bis 524 die kgl. allerhöchste Bekanntmachung über die Ertheilung des erbetenen Privilegiums für Karl Maria v. Weber, welche folgenden Wortlaut hatte:

„Privilegium für den Königl. Sächsischen Capellmeister Carl Maria v. Weber auf die Partitur, dann den von ihm selbst bearbeiteten Klavier-Auszug und alle übrigen einzelnen von ihm arrangirten Stücke seiner Oper „Oberon,“ sowie der Ouverture à grand Orchestre im Verlage der Musikhandlung Adolph Martin Schlesinger zu Berlin. Wir Ludwig von Gottes Gnaden König von Bayern 2c. 2c. Nachdem Uns der Königlich Sächsische Capellmeister Carl Maria v. Weber um Ertheilung eines förmlichen Privilegiums gegen den Nachdruck und Nachstich der Partitur, dann des von ihm selbst hergestellten Klavier-Auszuges und aller übrigen, von ihm bearbeiteten Stücke, so auch der Ouverture à grand Orchestre seiner Oper „Oberon,“ deren Verlag der Adolph Martin Schlesinger'schen Musikhandlung zu Berlin übergeben ist, sowie gegen den Verkauf fremder Nachdrucke und Nachstiche dieser Oper in Unserem Königreiche allerunterthänigst gebeten hat, so wollen Wir in Anerkenntniß der Verdienste des Bittstellers um die Tonkunst demselben das nachgesuchte Privilegium auf den Zeitraum von acht Jahren vom Tage gegenwärtiger Ausfertigung hiemit ertheilen, und gebieten demnach sämmtlichen Unterthanen Unseres Königreiches, insbesondere allen darin angesessenen Buchdruckern, Kupferstechern und Lithographen, dann Kunst- und Musikalien-Händlern, bei Vermeidung Unserer Allerhöchsten Ungnade und einer Strafe von hundert Dukaten, wovon die eine Hälfte Unserem Aerar, die andere Hälfte dem Verleger zufallen soll, wider Wissen und Willen des rechtmäßigen Verlegers die obenerwähnten Werke des Carl Maria v. Weber unter keinerley Form weder selbst nachzudrucken oder nachzustechen, noch den Verkauf fremder Nachdrucke oder Nachstiche derselben zu übernehmen oder auf irgendeine Art zu begünstigen. Hienach weisen Wir sämmtliche Obrigkeiten Unseres Königreiches an, den privilegirten Verleger besagter Werke des Carl Maria v. Weber gegen alle Beeinträchtigungen kräftigst zu schützen, die ihnen angezeigten Nachdrucke oder Nachstiche aber sogleich wegzunehmen und jenem zu seiner freyen Disposition zustellen zu lassen. Wir gestatten, daß dieses Privilegium zu Jedermanns Nachricht und Warnung der mehrerwähnten Auflage der v. Weber'schen Werke vorgedruckt werde, auch soll dasselbe in gleicher Absicht durch das Regierungsblatt bekannt gemacht werden. Zu dessen Urkunde haben Wir diesen Brief eigenhändig unterzeichnet und mit Unserem geheimen Kanzley-Insiegel bedrucken lassen. Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München am zwanzigsten Juny im Jahre eintausend achthundert sechs und zwanzig. Ludwig (L. S.). Graf v. Armansperg. Auf Königlich Allerhöchsten Befehl. Der Generalsecretär F. v. Kobell.“

So bildet auch dieses Document, mittelst dessen weiland König Ludwig I. durch das officielle Organ seiner Regierung Karl Maria v. Weber die königliche Anerkennung seiner Verdienste um die Tonkunst zum öffentlichen Ausdruck bringen ließ, einen weiteren Beleg dafür, daß die Kunst an den Wittelsbachern, mochten sie die Herzogskrone oder den Kurhut oder die Königskrone tragen, warme, begeisterte Freunde, mächtige Schirmer und Schützer zu allen Zeiten gehabt und gefunden!

Bayerische Chronik.

München, 17. Dec.

⊙ (Vom königlichen Hofe.) Zu der morgen Nachmittag im Saale Karls des Großen in der k. Residenz stattfindenden Hoftafel hat Se. k. Hoh. der Prinz-Regent Einladung ergehen lassen: an JJ. kk. HH. Prinz und Prinzessin Leopold, Prinz und Prinzessin Arnulph und Prinz Rupprecht, ferner die HH. k. k. österreichischen Gesandten Frhrn. v. Bruck mit Gemahlin und Töchtern, k. k. österreichischen Legationsrath J. Ritter v. Pußwald mit Gemahlin, k. k. österreichischen Legationssecretär Ritter v. Zwierzina, Staatsminister Frhrn. v. Crailsheim mit Gemahlin, die Staatsminister Dr. Frhrn. v. Lutz, Dr. v. Fäustle, Dr. v. Riedel, Frhrn. v. Feilitzsch mit Gemahlin, Kriegsminister Generallieutenant v. Heinleth, Obersthofmeister Grafen Castell mit Gemahlin, Obersthofmarschall Frhrn. v. Malsen, Oberstkämmerer Frhrn. Pergler v. Perglas mit Gemahlin, Oberststallmeister Grafen Holnstein mit Gemahlin, Generalintendanten Frhrn. v. Perfall mit Gemahlin, Generalcapitän der Hartschiere, General Frhrn. v. Pranckh, Generaladjutanten Generalmajor Freyschlag v. Freyenstein, die Palastdame Frau Gräfin Yrsch, Frau Gräfin Tauffkirchen, Hofdame Baronin v. Limpöck, Flügeladjutanten Rittmeister Frhrn. Wolfskeel v. Reichenberg, Kämmerer Frhrn. v. Leonrod, Frhrn. v. Zobel, Adjutanten Premierlieutenant Frhrn. v. Perfall, Kammerjunker Grafen Montgelas, Frhrn. v. Reitzenstein und Adjutanten Hauptmann Frhrn. v. Gumppenberg.

♀ (Hoftafeln.) Se. kgl. Hoh. Prinz Arnulph gab gestern Abend eine Tafel, zu welcher die HH. Officiere, Aerzte und Beamten, des zweiten Bataillons des Inf.-Leib-Regiments geladen waren. Se. k. Hoh. Prinz Leopold gab gestern Abend eine Tafel, zu welcher die HH. Stadtcommandant Generallieutenant Ritter v. Wirthmann, die Generalmajore v. Kleemann und v. Orff, Brigadier Oberst v. Nagel, die Regimentscommandeure Obersten v. Helvig und Frhr. v. Asch, die Oberstlieutenants Frhr. v. Branca, v. Euler-Chelpin des 9. Inf.-Regts. und Frhr. v. Massenbach und die Majore Lobenhofer, Haßler, v. Madroux, Hermann und Förster geladen waren.

♀ (Zum 70. Geburtstage) Sr. Exc. des Generals der Cavallerie, Generaladjutanten Karl Grafen zu Pappenheim ließ Se. k. Hoh. der Prinz-Regent durch allerhöchst seinen Flügeladjutanten Grafen v. Lerchenfeld ein prächtiges Bouquet überreichen. Auch sonst wurden dem Jubilare viele Aufmerksamkeiten zutheil, so u. a. überbrachten Deputationen des k. 1. Schweren Reiter-Regiments und der k. Equitationsanstalt die Glückwünsche.

☽ (Landtagswahlversammlung.) Im Auftrage eines Comité's hatte ein von den Herren Dr. v. Schauß und Friedr. Eckart unterzeichnetes Circular liberale Gesinnungsgenossen zu einer nicht öffentlichen Versammlung behufs Bildung eines Landtagswahlvereins auf heute Abend in die Centralsäle eingeladen. Gegen 1200 Männer aller Berufsclassen folgten dieser Einladung. Dr. v. Schauß begrüßte den zahlreichen Besuch als den Beweis für die guten Aussichten, mit welchen die Liberalen Münchens in den Wahlkampf eintreten. Der Redner erörterte in kurzen Zügen, daß es gelte, den Frieden im Lande wieder herzustellen, daß es gelte, Männer als würdige Vertreter Münchens in den Landtag zu entsenden, welche nicht jener Partei angehören, die im Landtage auszusprechen keinen Hehl gemacht hat, daß sie in die Staatsverfassung eingreifen wolle durch die Aufhebung des Religionsedicts, der II. Verfassungsbeilage. Der religiöse Frieden im Lande müsse hergestellt werden, die materielle Wohlfahrt dürfe nicht mehr unter den confessionellen Gegensätzen leiden. Nicht den religiösen Glauben wollen die Liberalen antasten, sondern nur diejenigen nicht zur Herrschaft gelangen lassen, welche das religiöse Glaubensbekenntniß an Stelle des Bekenntnisses, an Stelle der Staatsordnung setzen wollen, welche keine Staatsbürger, sondern nur Angehörige eines bestimmten Glaubens kennen wollen. Die liberale Partei in Bayern sei die Partei des Friedens; daß das die ultramontane nicht ist, das haben zuletzt die Kammerverhandlungen in der Zeit der schweren Katastrophe bewiesen, welche über Bayerns Königshaus und Bayern hereingebrochen ist. Die Liberalen und nicht Ultramontanen müssen die Extremen bekämpfen, welche Bayern nicht zur Ruhe kommen lassen, welche die Leute auf dem Lande nur durch Verwirrung der Geister, Aufregung und Verhetzung sich zu erhalten suchen. Treue gegen Reich und Verfassung wollen auch wir beweisen, so wie sie erst wieder unser Prinz-Regent bewiesen hat. Der Redner wurde von stürmischem Beifall begleitet. Fr. Eckart forderte zu einigem Vorgehen aller liberalen und nicht ultramontanen Wähler auf bei den Wahlen zum Reichstag, Landtag und zur Gemeindevertretung. Ebenso A. Hübler, welcher auf eine ständige liberale Wahlvereinigung hofft, in welcher die einzelnen Erwerbs- und Standesinteressen unabhängig vom gemeinsamen Parteiprincip zur Vertretung gelangen. Der Versammlung wurde der Entwurf folgender Statuten des „Vereins der liberalen und nicht ultramontanen Wähler Münchens“ vorgelegt: „§. 1. Der Zweck des Vereins der liberalen und nicht ultramontanen Wähler Münchens ist, mit vereinten Kräften dahin zu streben, daß auch die Hauptstadt Männer in den Landtag entsende, welche befähigt und gewillt sind, für die Erhaltung der Verfassung und die zeitgemäße Entwicklung der Gesetzgebung Bayerns einzutreten und das friedliche Zusammenleben aller Staatsangehörigen zu fördern. §. 2. Mitglied des Vereines ist jeder Wahlberechtigte Münchens, der demselben beitritt und mündlich oder schriftlich sich zu dem Zweck desselben bekennt. §. 3. Der Verein wählt zur Leitung seiner Geschäfte mit einfacher Mehrheit einen Ausschuß von 44 Personen. Dieser Ausschuß ernennt aus seiner Mitte drei Vorsitzende, zwei Schriftführer und einen Cassier. §. 4. Die drei Vorsitzenden vertheilen unter sich die Geschäfte und führen bei den Versammlungen des Vereines, sowie bei den vom Vereine berufenen öffentlichen und allgemeinen Versammlungen den Vorsitz. §. 5 Der geschäftsführende Ausschuß ist berechtigt, zum Zwecke der Organisation und der Agitation sich durch Cooptation zu verstärken und je nach seinem Ermessen Subcommissionen und Bezirkscomités zu bilden. §. 6. Zur Deckung der Kosten des Vereines werden freiwillige Beiträge erhoben.“ Die Versammlung beschloß ohne Discussion die Vereinsgründung und die unveränderte Annahme des Statutenentwurfs mit Einstimmigkeit. Das Resultat wurde mit lebhaftem Beifall begrüßt. In den Ausschuß wurden mit Acclamation 44 Herren gewählt. Dr. v. Schauß constatirte, daß bei den Cooptationen in den Ausschuß den verschiedenen Berufskreisen, insbesondere auch noch Kunst und Kunstgewerbe, weitere Rechnung werde getragen werden. Fr. Eckart schloß die sehr animirte Versammlung mit einem Toast

4% Pfandbriefe der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank,

— welche per 1. Januar 1887 verloost oder gekündigt, — werden von heute an ohne jeden Abzug mit voller Zinsvergütung bis Ende December bei mir ausbezahlt oder gegen andere solide Anlagepapiere umgetauscht.

L. Marcus, Bankgeschäft,
München, Neuhauserstraße 13, Ecke der Eisenmannstraße.

(15110)

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen: (261)

Dingler's Polytechnisches Journal.

Herausgegeben von
Prof. Joh. Zeman in Stuttgart und **Docent Dr. H. Kast** in Karlsruhe.
67. Jahrgang. Band 262. Heft 9.

Inhalt. Ueber Neuerungen an ausgeführten Luftverdichtungspumpen für den Betrieb von Gesteinsbohrmaschinen, Hebezeugen, Filtern, Rohrpostanlagen, für Grundarbeiten unter Wasser u. dgl.: Burtons von zwei gekuppelten Dampfmaschinen betriebene liegende Pumpe.* Liegende Zwillingspumpe; von den Clayton Steam Pump Works* bez. der G. F. Blake Manufacturing Company. J. Fowlers fahrbare Luftverdichtungspumpe. M. Kennedy und J. Eastwoods Anordnung mit zwei in einem Cylinder vereinigten, einfach wirkenden Pumpen.* Weeks und Halsey's stehende Zwillingspumpe zum Betriebe der G. Johnson'schen sog. hydropneumatischen Aufzüge.* F. Welchs stehende Zwillings-Luftverdichtungspumpe mit einem Dampfcylinder.* — R. Parsons Dampfmaschine mit 4 kreisenden Cylindern zum unmittelbaren Antriebe von Dynamomaschinen, Flügelpumpen, Gebläsen o. dgl.* — J. Stransky's ruckweise Hin- und Herbewegung des Steuerschiebers an Dampfmaschinen mittelst federnden Kniegelenkes.* — Reibungsgetriebe für verschiedene Geschwindigkeit; von der Société de Construction des Batignolles.* — Ueber Neuerungen an Lagern: Anthous Lager mit Beweglichkeit nach zwei auf einander senkrecht stehenden Ebenen ohne vollkommene Kugel.* C. Hoppe's Stellkeile mit gebogenen Rückenflächen für mehrtheilige Lager.* C. Wells' mit Wachs o. dgl. gefüllte Gefässe zum Anzeigen des Warmlaufens. A. Spatziers Rollenlager. — Neuere freistehende Vertical-Bohrmaschinen für Metallbearbeitung: Gould-Eberhardts Bohrmaschine mit Vorgelege und selbstthätiger beliebig veränderlicher Schaltung.* Huré bez. Newalls kleine Bohrmaschine ohne Vorgelege und mit Handschaltung.* — A. Siewerdts selbstthätige Maschine zur Herstellung von Schraubenbolzen, Fischbandknöpfen u. dgl. — E. Kirchners Hubverstellung mit zwischen Tritthebel und Stemmeisen eingeschalteter Schnecke an Stemmmaschinen.* — J. Vaughns Maschine mit Messerwalzen zum Abschaben, Ausrecken u. dgl. von Häuten.* — Neuerungen an Spülvorrichtungen für Canäle, Abtritte u. dgl.: J. Pickers Glockenheber zum absatzweisen Einführen einer bestimmten Spülwassermenge.* E. Kunaths entlastete Stauklappe für Canalspülapparate.* Spülheber für Abtritte; von der Deutschen Wasserwerks-Gesellschaft in Höchst a. M.* Canalspüler mit Glockenheber und F. Cuntz'schem Strahlapparat bez. Regeneinlauf für Canäle; von R. Böcking und Comp.* D. Grove's Apparat zum Abfangen von Fett, Seife u. dgl. aus Abwässern von Küchen und Wäschereien.* — H. Arons elektrische Uhrenregulirung durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf einen Magnet am Pendel.* — E. Mauritius' Ruhestromschaltung der Rufbatterie für Telephonanlagen.* — Die Sicherheitslampe und deren Verbesserungen; von L. Jarolimek. (Schluss.)* — Ueber Erdöllampen und ihre Gefahrlosigkeit; von F. Abel und B. Redwood. — E. Hänisch und M. Schroeders Apparat zur Abscheidung des Wasserdampfes aus seinem Gemische mit Schwefligsäure bei Sulfitstoffkochern u. dgl.* — Th. Breithaupts Apparat zum Ausziehen ätherischer Oele aus Hopfen u. dgl.* — Ueber künstliche Darstellung der activen Coniine; von A. Ladenburg bez. Brieger. — Spectroskopische Untersuchungsmethode für Theerfarbstoffe; von P. Schoop. — Ueber Herstellung von Druckwalzen aus Weissmetall; von J. Dépierre.

Kleinere Mittheilungen: G. Booths Stossmaschine mit Hubverstellung von aussen. — Ueber die Zunahme der Geschwindigkeit des Windes mit der Höhe; von Fines, P. Dechevreus bez. D. Archibald. — E. Pabsts Mischhahn zum Ablassen von Milch aus Vorrathsbehältern. — Siemens und Halske's Regulirung von Bogenlampen auf grössere Entfernung für Kriegsschiffe u. dgl. — Hartmann und Brauns Sprechtelephon mit paarweise angeordneten Hufeisenmagneten.* — Ueber elektrische Erdströme; von J. Landerer. — W. Galloway's Sicherheitspfropfen für Bohrlöcher mit Vermeidung der Entzündungsgefahr durch die Schussflammen in Gruben. — Einfluss eines Zuckerzusatzes auf die Festigkeit von Cementmörtel; von Th. Hankey bez. R. Cornish. — Zusammensetzung eines sog. Biscuit-Honigs; von Finkener. — B. Niederstadts Prüfung von japanesischem Pfefferminzöl. — A. Herzfelds Bestimmung des Kohlenstoffgehaltes der organischen Substanz im Wasser. — G. Borsche und F. Brünjes' Darstellung von Kalium-Magnesiumcarbonat aus Chlorkalium oder schwefelsaurem Kalium.

* * *

Von diesem, alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheint wöchentlich ein Heft mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 52 Heften mit etwa 150 Quart-Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kann man darauf bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes (für directe Versendung auch bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart) abonniren.

Preis vierteljährlich M. 9.— Direct franco bezogen für Deutschland und Oesterreich M. 10. 30, für das Ausland M. 10. 95.

Inserationspreis 15 Pf. für den Raum von 1mm. Höhe bei 107mm. Breite. Inserataufträge sind zu richten an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

* bedeutet mit Abbildungen.

Schweizerisches Polytechnikum in Zürich.

Die durch Todesfall erledigte **Professur der Allgemeinen Geschichte** am Schweiz. Polytechnikum, eventuell in Verbindung mit **Schweizergeschichte,** wird hiemit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Bewerber wollen ihre Anmeldungen unter Beilage von Zeugnissen, allfälligen wissenschaftlichen Arbeiten und eines curriculum vitae bis **15. Januar 1887** an den Unterzeichneten einsenden, der auf Verlangen über die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse nähere Auskunft ertheilen wird.

Zürich, den 15. December 1886.

Der Präsident des Schweiz. Schulrathes:
[15101—2] **Dr. C. Kappeler.**

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.
Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Neuester Band:
Geistbeck, Dr. M., Der Weltverkehr.
Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt in ihrer Entwicklung dargestellt. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. gr. 8°. (XII u. 496 S.) M. 8; in elegantem Original-Einband, Leinwand mit Deckenpressung M. 10.

„Das so eben erschienene Werk füllt eine Lücke in der volkswirthschaftlichen Literatur aus und wird sich unzweifelhaft einen zahlreichen Leserkreis erwerben, denn es ist nicht blos für die interessirten Kreise wie Telegraphen-, Post- und Eisenbahnbeamten, sowie für die Schiffsmannschaften, Rheder &c. von großer Bedeutung und Wichtigkeit, sondern auch für den gesammten Handelsstand, der sich über den Weltverkehr ein anschauliches Bild machen will. Aber auch für jeden Gebildeten, der der modernen Entwickelung folgen will, ist dies Werk werthvoll, denn es hat eine große Anzahl von Aufschlüssen zusammengestellt, die man sonst sich mühsam zusammensuchen muß. Dabei ist das Werk durchaus positiv, es beruht auf fester statistischer Grundlage und belegt alle seine Behauptungen durch sichere Zahlangaben."
(15080) (Deutsche Weltpost. Berlin. 1886. Nr. 36.)

Früher sind, durchweg reich illustrirt, erschienen:
Jakob, A., Unsere Erde. M. 8; geb. M. 10.
Kaulen, Dr. F., Assyrien und Babylonien. Dritte Aufl. M. 4; geb. M. 6.
Kayser, Dr. F., Aegypten einst und jetzt. M. 5; geb. M. 7.
Kolberg, J., Nach Ecuador. Dritte Auflage. M. 8; geb. M. 10.
Paulitschke, Dr. Ph., Die Sudânländer. M. 7; geb. M. 9.
Schütz-Holzhausen, Dr. v., Der Amazonas. M. 4; geb. M. 6.
Jeder Band ist einzeln käuflich. — Einbände in weißer, grüner od. brauner Farbe.

Dampfschifffahrt des Oesterr.-Ung. Lloyd in Triest.

Auszug aus dem Fahrplane
gültig für den Monat December 1886.

Fahrten ab Triest:

Ostindien und China (via Suez-Canal), nach Hongkong über Brindisi, Port Said, Suez, Aden, Bombay, Colombo, Penang und Singapore am 5. December um 4 Uhr Nachmittags;
nach Hongkong über Port Said, Suez, Djeddah, Aden, Colombo, Penang und Singapore am 22. December um 4 Uhr Nachm.; mit Ueberschiffung auf eigene Dampfer: in Suez nach Suakin, Massaua und Hodeidah, in Colombo nach Madras und Calcutta.

Aegypten, Freitag Mittags nach Alexandria über Corfu (Verbindung mit Port Said und Syrien).

Levante, Dienstag um 4 Uhr Nachmittags nach Griechenland bis Smyrna; den 14. und 28. über Fiume und den 7. und 21. über Ancona, dann nach Brindisi, Corfu, Syra, Piräeus und Chios;
Mittwoch, jeden zweiten (8. und 22.), 6 Uhr Nachmittags, nach Thessalien bis Konstantinopel; mit Berührung von Fiume, Corfu, Patras, Catacolo, Calamata, Piräeus, Volo, Salonich;
Samstag 2 Uhr Nachmittags nach Konstantinopel, mit Berührung von Corfu und Piräeus; ferner via Piräeus nach Syra, Insel Candien und Smyrna; dann via Konstantinopel nach den Häfen des Schwarzen Meeres; jeden zweiten Samstag (4. und 18.) nach Syrien via Smyrna und (11. und 25.) nach Thessalien via Piräeus.

Dalmatien, jeden Montag, Mittwoch und Samstag Vormittags (jeden Samstag via Spalato nach Metkovich);
jeden Samstag um 4 Uhr Nachmittags nach Metkovich direct.

Istrien, Dienstag und Freitag um 7 Uhr früh nach Fiume über Pola &c.

Ohne Haftung für die Regelmäßigkeit des Dienstes während der Contumaz-Maßregeln.

Nähere Auskunft ertheilt die Commercielle Direction in Triest und die General-Agentur in Wien, Schwarzenbergplatz Nr. 6. [10015—40]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. Sechs Bände. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis: brochirt 15 M., eleg. geb. 20 M.

Dr. Volpi, prakt. Arzt,
München, Schommerstr. Nr. 9/0,
Specialist für Krebsleiden, Lungen-, Syphilis- und jedes chronische Leiden, heilt rationell nach **elektro-homöopathischer Methode.**
Auswärts briefliche Consultation; auf Wunsch Besuch. (1781)

Hamburger Cigarren
eigener Fabrik
von M. 25.- bis M. 300.- pr. Mille
steuerfrei
Havana Importe von M. 150.— pr. Mille an steuerfrei.
Proben à 10 Stk. & mehr gegen Nachnahme.
Tüchtige Agenten gesucht.
Otto Baumgart,
Hamburg I. [12554]

Rathskeller.
Ausgezeichnete Küche, reine Weine.
Münchner u. engl. Flaschenbiere.
Diverse Bowlen. (12015)

München, „Grand Hôtel" Grünwald. (11879)

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 353. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Dienstag, 21. December.

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73;* Der Insertionspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers. Von M. Zenger. (II.) — Kaspar Hauser. — Deutsches Reich. München: Die katholische Hetzpresse und der Episkopat. Karlsruhe: Vom Hofe. Altkatholisches. Der französische Spion. Berlin: Einweihung des königl. Museums für Völkerkunde. — Italien. Rom: Die Mehrforderungen für Heer und Flotte. Ausfall des „Osservatore Romano" gegen Italien. Neue Schriften auf dem Index. Umformung des Vetterli-Gewehrs. — Bulgarien. Sophia: Die Idee einer Balkan-Conföderation. Telegraphen-Convention mit Serbien. „Bulgarische Correspondenz." Steuereinnahmen. — Verschiedenes.

☞ Telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers.

Von Max Zenger.

II. [1])

* So gern wir nun zum hundertsten Geburtstag des Meisters einen kurzen Ueberblick seines vielbewegten Lebens bringen möchten, müssen wir uns, um nicht den geneigten Leser zu ermüden, mit Uebergehung seiner hochinteressanten Jugend- und Lehrjahre, seiner unglaublich zahlreichen Reisen und Wanderschaften, der verhängnißvollen Episode in Stuttgart &c., darauf beschränken, nur die allerwichtigsten Momente, vom Beginn seiner Meisterschaft an bis zum frühen Ende, wie wir sie der gedrängten Darstellung von F. W. Jaehns in dessen „Lebensskizze Webers nach authentischen Quellen" entnehmen, zu berühren.

Bald nach dem Tode seines alten Vaters, im Anfang des Jahres 1814 übernahm er die Capellmeisterstelle am landständischen Theater in Prag. In dieser Eigenschaft gab er der Prager Bühne durch dreijähriges, pflichtgetreues, von seinem außerordentlichen Dirigententalent Zeugniß gebendes Schaffen neue Impulse, indem er, mit einer wohl vorbereiteten, glänzenden Aufführung von Spontini's „Cortez" beginnend, unausgesetzt die vorzüglichsten Werke seiner Wahl unter anderen auch „Fidelio" zur Aufführung [illegible], wobei freilich nebenher — und das war der Grund seiner allmählichen Verstimmung [illegible] oft sehr unerquicklichen Wünsche des Publicums, das jenes Meisterwerk (von Weber einstudiert!) kühl aufnehmen konnte, berücksichtigt werden mußten. Er nennt den Antritt dieses Amtes den Beginn der „Jochjahre," war aber so glücklich, während seines ersten Urlaubs das „Joch" damit durchbrechen zu können, daß er, von den politischen Wogen, die damals in Berlin hoch gingen, hingerissen, die beiden ersten seiner unsterblichen Kriegslieder: „Lützows wilde Jagd" und das „Schwertlied," einsam auf des Herzogs von Gotha Jagdschloß Tonna zurückgezogen, am 13. Juli 1814 componiren konnte. Das Jahr 1815 regte in ihm die Idee zur Composition seiner berühmten Cantate „Kampf und Sieg" (zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance) an, deren Verkörperung er zum ersten Male am 22. December dem Prager Publicum mit großem Erfolge vorführte. Hiemit beschloß er eine Directionsthätigkeit, deren großer und glänzender Erfolg — er hatte im ganzen 161 Opern und Singspiele, darunter weder seine „Silvana" noch „Abu Hassan," vorgeführt — seine Dienste begehrenswerth machte. Während Verhandlungen in dieser Richtung mit Berlin, wo ihn der Intendant des Hoftheaters, Graf Brühl, von der Aufführung seiner „Silvana" her kannte und schätzen gelernt hatte, in Schwebe waren, ließ ihm der König Friedrich August I. von Sachsen die Stelle eines „kgl. sächsischen Capellmeisters und Directors einer in Dresden neu zu schaffenden Oper" antragen, welche Weber, nachdem er sich vorher mit Karolina Brandt, seiner reizenden Frankfurter „Silvana," verlobt hatte, am 13. Januar 1817 antrat. Diese Amtsstellung bildet den letzten und wichtigsten Abschnitt in dem Leben unseres Meisters. Es war die Epoche des Kampfes um das Uebergewicht der italienischen oder deutschen Oper, der, wie wir wissen, mit dem Siege der letzteren endete, aber unzweifelhaft mit Webers frühem Tode erkauft wurde. Gestützt auf eine aus der Mitte des 17. Jahrhunderts datirende Tradition, an die sich ganz Dresden — vom König herab, der nur aus gerechter Unparteilichkeit den Gedanken an eine deutsche Oper in Dresden verwirklichte, bis zu den geringsten Bediensteten — theils aus Neigung, theils aus interessirter Parteinahme, anklammerte: behielt die italienische Oper, Dank ihrer consequenten, geheimen und offenen Kriegführung, an deren Spitze Capellmeister Francesco Morlacchi stand, lange Zeit das entscheidende Uebergewicht, und eine Kette der verletzendsten Erfahrungen von dieser Seite her trübte die ganze Dauer von Webers Wirksamkeit in Dresden bis zu seinem Tode; ja diese Erfahrungen wurden noch schwerer und einschneidender, als der zuerst nur von den Nächstbetheiligten geführte Kampf sich dem ganzen Dresdener Publicum, und bald darauf ganz Deutschland mittheilte, das heißt: mit dem Erscheinen des „Freischütz" (1821) nicht nur Deutschland, sondern bald darauf die ganze musikalische Welt durchflog. Rechnet man zu diesen beständigen, aufreibenden Kämpfen die Geschäftsüberbürdung des Meisters durch sein dreifaches Amt als Opern-, Kirchen- und Hofconcert-Dirigent, wobei ihm noch sehr oft, einmal acht Monate lang, die Vertretung seines Collegen in der Direction der italienischen Oper aufgehalst wurde; rechnet man Webers eifrige literarische Thätigkeit, meist zu Gunsten der von ihm neu einzuführenden Werke — die ihm neue Angriffe von Seite seiner Feinde verursachten und wieder Entgegnungen nöthig machten — rechnet man seinen unausgesetzten, ausgedehnten Briefwechsel mit den Koryphäen der ganzen gebildeten Welt, die abermals nothwendig gewordenen, anstrengenden Reisen nach Berlin, Wien, Paris und endlich London: so stehen wir vor der Thatsache, daß in diesem Zeitraum, von Anfang 1818 bis zum Juni 1826, außer einer Masse werthvoller Instrumentalstücke, worunter in vorderster Reihe die „Aufforderung zum Tanz" und das herrliche Concertstück für Clavier und Orchester prangen, gerade jener Cyklus dramatischer Meisterwerke entstand, welche Weber den Lorbeer der Unsterblichkeit auf die Stirne drückten, wie vor einem Wunder der Allmacht, das wir staunend und dankend verehren. Aber der Himmel hatte ihm, dem das Frauenlob so voll und schön aus edler Seele quoll, einen Engel gesandt, der in tiefer Verehrung seines Genius sich mit diesem verbündete, den Meister aus „diesem ird'schen Jammerthal" in die Sphäre innerer Glückseligkeit zu entrücken. Seine theure Karoline Brandt, welche er am 14. November 1817 heimführte, verstand es, „jeden Mißklang, der von außen auf ihn eindrang, mit liebevollem Herzen und feinem Sinne, wenn nicht ganz zu beschwichtigen, so doch nach dem Eindrucke zu mildern." Sie war es, welche schon von Prag aus, wo sie als Soubrette engagirt war, dem Bräutigam jenen von klarem dramatischen Verständnisse zeugenden, hochwichtigen Einschlag gab, im „Freischütz" die erste Scene (zwischen Agathe und dem Eremiten) zu streichen und die Oper gleich mit der packenden Volksscene zu beginnen, wodurch die Wirkung des Actes schon entschieden war. Mit dieser Künstlerschaft verband sie aber auch die Anspruchslosigkeit, den häuslichen Interessen ebenso zu dienen wie vorher denen der Kunst und dem Gatten ein aus Liebe und Verstand gebildetes Asyl zu bieten, in welchem er sich von des Lebens Mühen und Verdrießlichkeiten immer wieder erholen und zu neuem Schaffen stärken konnte. Von dieser inneren Ruhe, welche Weber den äußeren Wirren und Kämpfen entgegensetzen konnte, gibt die reizende Musik zu Pius Alexander Wolffs „Preciosa," welche die bereits begonnene Arbeit am „Freischütz" unterbrach und mit anderen verzögerte, auch vor diesem, am 14. März 1821, in Berlin zur Aufführung kam, das vollgültigste Zeugniß. So objectiv, so mit völliger Durchdringung des dargebotenen Stoffes schafft nur der ruhige Geist. Hier spanische Grandeza, hier bizarr lebendiges Zigeunerleben und wie „im Wald das Echo schallt!" und die Gefühlstiefe in „Einsam bin ich nicht alleine," in den meisterhaften Melodramen! Alles dieß in herrlicher, neuer Instrumentation — nur der Gehör- und Gefühllose kann sich diesem Zauber entwinden!

Während Weber die einzige, aber vorzügliche Stütze, die er in seinen Dresdener Kämpfen an seinem, ihn hochverehrenden Intendanten, Grafen Heinrich Vitzthum v. Eckstädt [illegible] seine Entlassung nahm, war dagegen dem Intendanten des Berliner Hoftheaters, Grafen Brühl, die Aufgabe zugefallen, die Gefahren, welche Weber dort von Seite des allmächtigen, contractlich der Intendanz fast coordinirten Generalmusikdirectors Gasparo Luigi Spontini drohten, durch Künste der Diplomatie zu paralysiren und Weber die Siegesbahn zu öffnen. Der berühmte Componist der hochdramatischen, wohl noch heute wirksamen „Vestalin" und des pompreichen „Cortez" wäre indeß durch das Auftreten Webers, auf den er geringschätzend herabsah, nicht leicht aus seiner olympischen Ruhe zu bringen gewesen, wenn nicht die etwas kühle Aufnahme gerade seiner „Olympia" in Berlin unmittelbar mit der unbeschreiblich enthusiastischen des „Freischütz" zusammengetroffen wäre, und seine Gehässigkeit gegen Weber war weniger auf wirklichen Neid als auf eine akademisch vornehme Ueberzeugung zurückzuführen, auf Grund welcher er dessen Erfolge einer bedauerlichen Geschmacksdegeneration im großen Publicum zuschrieb. Wie dieser hoffärtige Mann Weber im Verhältniß zu sich taxirte, ist von zweier Zeugen Mund, von denen keiner mit dem anderen in persönliche Berührung kam, mit vielleicht nie dagewesener Uebereinstimmung erhärtet worden. Im Anfange der 60er Jahre erzählte der berühmte Münchener Tenorist Alois Bayer dem Schreiber dieser Zeilen: „Als ich mich bei Spontini (Bayer hatte eben ein Gastspiel an der Berliner Oper beendet) verabschiedete, übergab mir derselbe die Partitur seines „Cortez" für die Münchener Intendanz mit den Worten: „Singen Sie nur immer so große Sachen und geben Sie sich nicht mit so kleinen Teufeleien ab wie dieser Freischütz!" Und Richard Wager erzählte hier in Freundeskreisen: „Als ich Spontini meinen „Rienzi" zur Durchsicht gegeben, sagte er mir: 'Alles recht gut, aber ich würde Ihnen doch rathen, keine Oper mehr zu schreiben; es ist damit nach mir nichts mehr zu machen, und daß Sie so kleine Teufeleien (sic!), wie dieser „Freischütz", schrieben, dafür sind Sie ein zu tüchtiger Musiker.'" Wir dürfen aber über den italienischen Maëstro nicht den Stab brechen, wenn der deutsche Symphoniker Louis Spohr, von dem, was uns im „Freischütz" poetisch ergreift und hinreißt, ganz unberührt, urtheilt: „Wenn in der Volksthümlichkeit der Melodie der Nerv der Musik läge, dann gäbe es keinen besseren Componisten als Wenzel Müller und keinen schlechteren als Gluck; durch gelungene und gediegene Formen habe der „Freischütz" den Beifall erst verdient, den ihm die ins Volk gedrungenen Weisen so rasch gewonnen." Man sieht, die Geschichte der Musik ist die Geschichte der Irrungen. Drei Jahre später schrieb Zelter an seinen Freund Goethe in ähnlich herablassendem Tone über die „Euryanthe."

Und nun gestatte uns der freundliche Leser einen Bericht über die große in Berlin geschlagene Schlacht, mit welcher Weber dem napoleonischen Musik-Generalissimus Spontini ebenso wie dem Liebling der leichtlebigen Wiener, Rossini, wenn auch diesem nicht mit augenblicklich sichtbarer Wirkung, ein — Sedan, würde man heute sagen, bereitete, und zwar, wie Moltke, aus eigener deutscher Kraft, ohne Alliirte. F. Hiller erwähnt in seinen Erinnerungsblättern eines englischen Sammelwerkes „The great musicians," in welchem ein Aufsatz von Julius Benedict, dem treuen Schüler Webers, über die erste Aufführung des „Freischütz" in Berlin schreibt: „Die preußische Hauptstadt war auf dem qui vive durch die erste Aufführung von Spontini's „Olympia," die im großen Opernhause auf den 14. Mai festgesetzt war. Die scenische Pracht war so groß, daß Weber allen Grund hatte, Vergleiche zu fürchten, die zwischen ihm und Spontini gezogen würden. Doch bald zeigte sich die Grundlosigkeit dieser Befürchtungen. Das Schauspielhaus wurde am 26. Mai eröffnet, am 21. hatten die Proben zum „Freischütz" begonnen. Die Anwesenheit des Componisten ver-

[1]) S. „Allg. Ztg." Nr. 350 B.

Die in der Presse allmählich auftauchenden Warnungen vor dem übermäßigen Ankaufe einer Reihe **fremder** und exotischer Papiere haben vollkommene Berechtigung. — Es erscheint nothwendig der in kritischen Zeiten etwa entstehenden **Gefahren** zu gedenken und große Vorsicht walten zu lassen. — Zu eingehenden Informationen sowie zum Umtausch gekündigter Pfandbriefe zu den **Originalbedingungen** der betr. Banken in solide Papiere empfiehlt sich das (13810)

Bankgeschäft von
Julius Bachmann,
Windenmacherstraße 6/0, München.

Goldene Medaille Wien 1883.

Goldene Medaille Hannover 1885.

Hoflieferanten Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Alphons von Bayern.

THE CONTINENTAL BODEGA COMPANY
12 Neuhauserstrasse MÜNCHEN, Neuhauserstrasse 12,
bringt für
Weihnachten
ihre rühmlichst bekannten
Specialitäten selbst importirter, garantirt reiner spanischer und portugiesischer Weine (Medicinalweine), sowie Marsala, engl. und amerik. Spirituosen, französischen Cognac, französischen Champagner, Bordeaux-Wein und
☞ **Punsch-Essenzen** ☜
in Erinnerung. — Wie in den Vorjahren, so halten wir auch dieses Jahr ein grosses Lager
decorirter Körbchen zu 2, 3, 4 und 6 Flaschen,
sowie
Probekisten à 22 M. mit einem completen Sortiment von 12 Flaschen Wein in vorzüglichen Marken. (15126—7)
Aufträge nach auswärts effectuiren wir per Post oder Bahn von 1 Flasche an promptest unter Garantie für Ankunft ohne Bruch.

Trauer-Anzeige.

Allen Verwandten und Bekannten der selig Entschlafenen geben wir andurch Nachricht von dem heute Nachmittag erfolgten, höchst betrübenden Hinscheiden der
Hochwohlgebornen Frau
Marie Marchand, geb. Devrient,
Consuls-Wittwe.
Sie starb sanft und ruhig nach kurzen Leiden. (15159)
München, am 20. December 1886.
Die trauernden Hinterbliebenen.

Beliebte literarische Festgeschenke:
Haushofer, Max, Unhold der Höhlenmensch und Anderes. Elegant cartonnirt M. 2.—, hochfein gebunden M. 3.—
v. Holtzendorff, Franz, Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes. Fein gebunden M. 3.—
Seiling, Max, Perlen der pessimistischen Weltanschauung, in den Meisterwerken der Literatur gefunden. Fein gebunden M. 3.— (15147)
(Verlag von **Theodor Ackermann,** kgl. Hofbuchhändler in München. Zu haben durch alle soliden Buchhandlungen.)

Novellenschatz.
Gesammelt v. Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner. 56 Bde. m. 191 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk. Verlag v. R. Oldenbourg, München. Katalog gratis. (14007)

Hauff, „Lichtenstein," illustrirt von den Münchener Künstlern Conrad Weigand und Wilhelm Schade, Vignetten von Ulrich, in Prachtband 6 M. 80 Pf., **ist das schönste Weihnachtsgeschenk für die reifere deutsche Jugend.** (13183)
Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung.

Milde ff. Malabar-Cigarren,
vorzüglich im Geschmack u. Brand, eigenes Fabric. aus nur bester Sumatra; Felix- u. Habana-Tab., sehr preisw., M. 50, 60 u. 70 p. Mille in 1/10 Kisten. (11526)
12 Probecig., 3 Sorten, fco. 1 M.
Herm. Fritsch, Bremen (Zollgebiet).

Für ein wöchentlich 6mal erscheinendes bayerisches Provincialblatt nationalliberaler Richtung wird ein selbständiger, gewandter
Redacteur gesucht.
Anfangsgehalt 2000 Mark. Gefl. Offerten unter U. 81730 an **Haasenstein und Vogler, Nürnberg.** (15156)

Für Bierniederlagen.
Große Keller, Comptoir, Stallung und Wagenplatz sind zu vermiethen. Off. sub H. 26078 an **Haasenstein & Vogler, Breslau.** (15153—5)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entree 1 Mk., Sonn- u. Feiertage 50 Pf.

Das Ausland.
Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,
unter Mitwirkung bewährter Fachmänner
herausgegeben von der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.
Neunundfünfzigster Jahrgang.
Nr. 50.
Inhalt: 1. Die Deutschen in der Bukowina. Von Gregor Kupczanko. — 2. Malta. — 3. Die Mündung des Missisippi. — 4. Die alte Kosmogonie der Großrussen. (Aus Melnikows [Petscherski's] „Aus den Wäldern.") Von N. v. Seidlitz. — 5. Geographische Neuigkeiten. — 6. Kleinere Mittheilungen: Westaustralien. Ein neuentdeckter See an der Spanischen Gränze. — 7. Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. [15149]
So eben erschien:
Im Bismarck-Archipel.
Erlebnisse und Beobachtungen
auf der Insel **Neu-Pommern** (Neu-Britannien).
Von R. Parkinson.
Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf

Empfehlenswerthe
Festgeschenke!
Für's Dämmerstündchen.
Erzählungen für junge Mädchen.
Von
Erna Velten.
Eleg. kart. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.—.

Blau-Blümchen.
Erzählungen für die reifere Jugend
von
Erna Velten.
Elegant gebunden M. 3.—.

Ein Genzianenstrauß.
Novellen und Erzählungen aus der Schweiz
von (15138)
Herm. Semmig.
Elegant gebunden M. 6.—.
Verlag von Eugen Peterson in Leipzig.

Panorama, Goethestr. 45.
Die Kreuzigung Christi.
Entrée 1 Mk. Kinder unt. 12 J. 50 Pf. (14371)

Der unterm 5. August 1886 von dem Königlichen Amtsgericht zu Zehdenick hinter den Bäckergesellen **Andreas Forch** aus Neuburg a. d. Donau in Nr. 220 dieses Blattes erlassene **Steckbrief** ist erledigt. J. 1224. 86. (15157)
Prenzlau, den 15. December 1886.
Königlicher erster Staatsanwalt.

Ein junger Apotheker,
der das Polytechnikum absolvirte, mit der Fabrication von pharmaceutischen Erzeugnissen vertraut ist und reiche Kenntnisse in der Fabrication von Druck- und Lackfarben besitzt, sucht passende Stellung. Gefl. Offerten sub P 73023 an **Haasenstein und Vogler, Stuttgart.** (15141—2)

Auszug aus dem Wetterbericht der k. b. meteorologischen Centralstation vom 20. December 1886, 8 Uhr Morgens.

Die Depression im äußersten Nordosten zieht in dieser Richtung weiter ab; der hohe Druck, der sich gestern im Westen der brittischen Inseln andeutete, hat rasch an Intensität gewonnen und gleichzeitig sein Gebiet über die Nordsee, Südskandinavien und die südliche Ostsee ausgedehnt. Gleichzeitig ist aber das Minimum über Südwestfrankreich nach Centraleuropa hereingerückt und hat sich dort zu einem ausgedehnten, wenn auch flachen Depressionsgebiete entwickelt. In Folge dieser Vertheilung haben sich in Nord- und Mitteldeutschland östliche Winde eingestellt und fällt dort vielenorts Schnee, ebenso in der Pfalz, Baden und auf dem St. Gotthard, während an der Südseite der Alpen starke Regengüsse stattgefunden haben. Ungewöhnlich kalt ist es in den nördlichen Theilen der brittischen Inseln geworden; in Deutschland, besonders im Süden, liegen die Temperaturen verhältnißmäßig ziemlich hoch.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 354. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Mittwoch, 22. December.

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73.* Der Insertionspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Ein neues Reisewerk über Griechenland. Von G. Meyer. — Die Forstrente in Elsaß-Lothringen. — Kunstwerke und Künstler. — Fr. Hanfstängls neueste Arbeiten. Von W. Lübke.

Neueste Posten. Berlin: Aussichten der Militärvorlage. Paris: Repetirgewehr-Fabrication. Streit über P. Berts letzte Ansichten über die Religion. St. Petersburg: Bulgarien und England. Universität Dorpat. — Verschiedenes.

☞ Telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Ein neues Reisewerk über Griechenland.

Von Gustav Meyer.

* Engels Griechische Frühlingstage (Jena, Costenoble 1887) sind ein sehr erfreuliches Buch. Ich war eben von mehrmonatlicher Abwesenheit im Orient und in Griechenland zurückgekehrt, als es mir zukam. In einem Zuge habe ich es durchgelesen, und es hat von dem Lichtglanze des griechischen Himmels und der griechischen Luft, die mir in den graulichen Tagen seit meiner Heimkehr bereits wie ein längst entschwundenes Märchen vorzukommen begannen, ein gut Stück in mein Zimmer gezaubert. Dafür bin ich dem Verfasser von Herzen dankbar. Nicht von jeder Reisebeschreibung kann man solche Wirkung rühmen. Ich spreche dabei natürlich nicht von jener Gattung Reisender, die ohne jede Vorbereitung die Nase in ein fremdes Land stecken, darüber gewissenhaft Tagebuch führen, wie oft ihnen das Essen nicht geschmeckt und wie oft sie ein Floh gebissen hat, und nach ihrer Heimkehr ihrem Abscheu darüber Luft machen, daß es in der Fremde so ganz anders ist, als bei ihnen zu Hause. Solche Leute brauchen nicht ernst genommen zu werden. Aber überhaupt ist Reisen eine Kunst, eine größere vielleicht, als eine Reise gut beschreiben. Niemand wird als Meister in ihr geboren, nicht Jeder erlernt sie. Reiches Wissen thut viel dabei, warmes, wenn auch nicht überschwängliches Empfinden mehr. Darum sind mir die vielgescholtenen Reiseschilderungen von Baron Warsberg so sehr sympathisch. Er kennt nicht bloß die bedeutsame Geschichte, auf deren Spuren man im Orient bei jedem Schritte wandelt, sondern er versteht auch die einzige Poesie, die dort um Jeden, der ihrer würdig ist, ihren Zauberschleier wirft.

Hr. Engel ist nur sehr kurze Zeit in Griechenland gewesen. Aber er hatte ein treffliches Mittel, diese wenige Zeit zu möglichst selbständigen und nützlichen Beobachtungen zu verwenden; er hatte sich vorher Kenntniß der Landessprache erworben. Man merkt seinen Erzählungen die Freude an, die es ihm machte, wenn er sich mit einem peloponnesischen Bauern verständigen konnte. Seine Reise ging über Corfu, Ithaka, Zante nach Katákolo, von dort nach Pyrgos und Olympia, dann über den Rufias zum Apollo-Tempel von Phigalia, über Kalamata nach Sparta, von Gythion mit dem Dampfer nach Nauplia, über Mykenae nach Korinth und von Korinth mit der Eisenbahn nach Athen. Da ich den größeren Theil der geschilderten Gegenden aus eigener Anschauung kenne, kann ich einigermaßen beurtheilen, wie viel und wie gut Hr. Engel gesehen hat und wie hübsch er darstellt. Ich konnte ihn im Geiste weite Strecken begleiten, und bedauerte, daß es nur im Geiste war. Jeder, der in den Peloponnes reist, ohne durch wissenschaftliche Reisezwecke beschwert zu sein, möge so reisen, wie der Verfasser dieses Buches gereist ist, vor allen Dingen mit so gutem Humor und so ohne jede Absicht, sich durch irgend etwas die gute Laune verderben zu lassen. Ein guter Theil von den schiefen und ungerechten Urtheilen über fremde Völker und Länder kommt daher, daß man Dinge, die Jemandem, der seine Heimathstadt verlassen hat, nothwendig überall hie und da widerfahren, wie schlechte Betten oder unverschämte Mehrforderungen, ernster nimmt, als sie genommen werden dürfen. Wer über solche Sachen seine gute Laune verliert, sollte lieber gleich bei der ersten derartigen Erfahrung umkehren.

Am interessantesten ist in dem vorliegenden Buche der Theil, welcher die Tour durch den Peloponnes schildert. Man hat zwar auch dort nicht mehr die romantische Aussicht, von einem „König der Berge" gefangen zu werden und dann Fluchtversuche mit schönen Engländerinnen zu machen und dafür die Bastonnade zu bekommen. Aber trotzdem erlebt immer noch Jeder seine harmlosen Reise-Abenteuer. Hr. Engel weiß die seinigen mit einer liebenswürdigen Einfachheit und dabei einer behaglichen epischen Breite zu erzählen, die mich bei der Lectüre seines Buches ungemein gefesselt haben. Mit großer Kunst ist dabei das, was er unterwegs und zu Hause über die Verhältnisse Griechenlands, über Charakter und Stimmung seiner Bewohner erkundet hat, der Erzählung eingeflochten. Mich hat es besonders gefreut, auch über die politischen Velleitäten der Griechen gerechtem und nicht voreingenommenem Urtheile zu begegnen. Es ist nicht immer angenehm, mit Griechen über Politik zu reden; aber ist es etwa mit deutschen Spießbürgern angenehmer? Ueberhaupt ist das Buch von dem wohlwollenden Geiste durchweht, dessen Beweggründe die Vorrede angibt: „Zu einem lobenden Urtheile über ein fremdes Volk berechtigt selbst eine kurze Bekanntschaft; zum Tadel vielleicht kaum eine langjährige. Wo mir glänzende Eigenschaften des griechischen Volkes begegneten, da habe ich ihnen meine Bewunderung nicht versagt; wo mir etwas nicht gefiel, da habe ich mein Mißfallen nicht gleich zu einem allgemeinen Verdammungsurtheil erweitert."

Mit vollem Rechte werden daher gelegentlich gewisse deutsche Tissotiaden neuesten Datums zurückgewiesen. Aber ist Hr. Engel nicht etwas inconsequent, wenn er einmal (S. 320), wo er erzählt, wie er seinen unverschlossenen Koffer mit voller Seelenruhe habe nach Athen vorausreisen lassen, hinzufügt: „auf einer italienischen Eisenbahn würden auch Schloß und Riegel nicht vor der Beraubung durch die Beamten schützen?" Wenn das Buch, wie ich ihm von Herzen wünsche, eine zweite Auflage erlebt, so kann dieser Satz gewiß ohne Schaden wegbleiben. Ich bin vor einigen Jahren in Italien, sogar in Süditalien, genöthigt gewesen, meinen Koffer unverschlossen aufzugeben, weil das Schloß an demselben zerbrochen war, und es ist mir nicht ein Knopf abhanden gekommen.

Auch in Athen hat Hr. Engel, Dank seinen Empfehlungen an verschiedene im gesellschaftlichen Leben dieser sehr angenehmen Stadt maßgebende Persönlichkeiten, viel mehr zu sehen bekommen, als es sonst Reisenden bei so kurzem Aufenthalte möglich ist. Hier möchte ich als besonders fesselnd seine Schilderung der bereits so gut wie ganz hellenisirten deutschen Colonie im Dorfe Arakli hervorheben. Dagegen bedaure ich, ihm widersprechen zu müssen, wenn er (S. 392) meint, er sei der erste Fremde gewesen, der die Armenschule des Parnassós besucht habe. Ich selbst habe im Frühjahre 1884 in Begleitung meines Freundes Bikélas und mehrerer Herren aus dem Ausschuß des Parnassós diese sehr interessante Einrichtung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und konnte mich durch eine vorgenommene Prüfung von dem Eifer und der guten Zucht der kleinen Stiefelputzer und Streichhölzchenverkäufer überzeugen.

So weit habe ich als harmloser Sterblicher gesprochen, der sich gefreut hat, ein Land und ein Volk, das er sehr in sein Herz geschlossen hat, im großen Ganzen so richtig verstanden und so warm geschildert zu sehen. Ich bin aber außerdem noch Gelehrter, und da mir Hr. Engel die Ehre erwiesen hat, mir als solchem gelegentlich ein Compliment zu machen, so erlaube ich mir auch als solcher noch eine Bemerkung. Nicht etwa, um daran zu erinnern, daß Hr. Engel seinen gefälligen und leicht fließenden Stil wohl unnöthig durch eine gewagte Wendung, wie „er ist mit einem der hübschesten Mädchen Mann und Frau" (S. 49), oder durch eine jener schrecklichen Zeitungsdeutsch-Fügungen, wie „sie einquartieren sich," entstellt hat. Auch nicht, um zu bedauern, daß er in das heute Mode gewordene Geschrei über die Unzuverlässigkeit des Pausanias einstimmt (S. 240), oder daß er an der Ostküste Siciliens heute noch griechische Colonien wohnen läßt (S. 207), oder daß er, der mit Recht von der so großen Stabilität des alten griechischen Accentes entzückt ist, consequent Párnassos betont. Ich möchte mir durch solche Schulmeistereien die gute Meinung, die Hr. Engel über mich zu hegen scheint, um alles in der Welt nicht verscherzen. Es handelt sich um eine andere, etwas ernstere und wichtigere Sache, in der es mir leid thut, mit Hrn. Engel nicht derselben Ansicht sein zu können. Hr. Engel hat sich in der berüchtigten Frage über die Aussprache des Altgriechischen völlig auf die Seite der heutigen Griechen gestellt, welche nicht nur das Altgriechische mit ihrer heutigen Aussprache der Laute lesen, was erklärlich und entschuldbar ist, sondern auch glauben, daß dieß richtig sei. Es handelt sich dabei nicht um eine Frage des Patriotismus oder des Philhellenismus, sondern um eine Frage der Wissenschaft, und darum habe ich mich, trotz meiner Sympathien für Neugriechenland, nicht gescheut, schon einige Male öffentlich darüber eine Ansicht auszusprechen, welche mit derjenigen der meisten — nicht aller — Griechen nicht übereinstimmt. Durch Hrn. Engels Buch dagegen zieht sich wie der bekannte rothe Faden die Anschauung, daß die Neugriechen Recht haben, und daß wir nichts besseres thun können, als auf unseren Gymnasien die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzuführen. Dem griechischen Unterrichte soll auf diese Weise eine neue Art von Existenzberechtigung geschaffen werden, indem dann Jemand, der das Gymnasium absolvirt hat, auf einer etwaigen griechischen Reise viel Nutzen und Förderung haben wird. Mir scheint, das Griechische auf unseren Schulen ist übel daran, wenn es sich zu seiner Erhaltung an diesen Strohhalm klammern soll. Ich will mich, wenigstens nicht hier, in den immer brennender werdenden Streit über das Wünschenswerthe des Unterrichts im Griechischen oder in den classischen Sprachen überhaupt nicht mischen. Glaubt man einzusehen, daß das Altgriechische in dem Bildungsgang unserer männlichen Jugend seine bisherige Stellung nicht mehr beibehalten kann und soll, so möge man es über Bord werfen; aber ich glaube, die Herren Physiker, Mediciner, Realschullehrer und Abgeordneten, welche unsere künftigen Generationen lediglich mit Cirkel und Metermaß erziehen wollen, werden an seine Stelle Besseres zu setzen wissen, als eine Verkehrssprache des Orients; und ich selbst würde in Erinnerung an die Streitschriften jener Herren, soweit ich sie gelesen habe, einem ausgiebigeren Unterrichte in der deutschen Muttersprache das Wort reden.

Indessen, wir sind noch nicht so weit, und es handelt sich für Hrn. Engel auch nicht um Ersatz des Altgriechischen durch das Neugriechische, sondern bloß um das Altgriechische mit neugriechischer Aussprache. Es geht mir dabei immer nicht ein, wie Jemand im Ernst glauben kann, eine Sprache, zumal die Sprache eines so lebhaften und unruhigen Volkes, wie die Griechen sind, habe in der Zeit, sagen wir seit Perikles bis heute, gar keine Wandlungen in der Aussprache, d. h. wissenschaftlicher gesprochen, gar keine phonetischen Veränderungen durchgemacht. Das ist so ungeheuerlich, daß es gar nicht discutirt zu werden verdiente. Die heutige Orthographie der Griechen, die sich so weit von der wirklichen Aussprache entfernt, ist eine historische, wie die französische und die englische. Was will das anders sagen, als daß sie die Aussprache einer früheren Zeit wiederspiegelt? Einmal muß sich ja doch auch in diesen Sprachen Laut und Lautbezeichnung gedeckt haben — wenigstens soweit gedeckt, als das bei der Anwendung eines ursprünglich fremden Alphabetes auf die eigene Sprache, wie das im Griechischen der Fall war, möglich ist. Wenn die Griechen von Anfang an *ἀφτός* „selbst" geschrieben hätten, so würde ich ohne weiteres zugeben, daß die heutige Aussprache aftós alt und ursprünglich sei; da die alten Griechen aber bis zu einer gewissen Zeit immer *αὐτός* schrieben, die neuen Griechen ebenfalls noch *αὐτός* schreiben, aber aftós

Für nützliche Festgeschenke

empfehle und versende prompt unter Garantie für erste Qualitäten·
russ. Weihnachtsfest-Astrachaner Perl-Caviar, gross und graukörnig, nicht gesalzen, in eleganter Verpackung von ½—20 Pfd., Ia. Ural-Caviar in gleicher Verpackung, französische Langousten, Gänseleber-Pasteten, feinste Marken in Terrinen von 4—100 Mk., lebende Hummer, frischen und geräucherten Winter-Rheinsalm, Fromage de Brie, Fromage de Neufchâtel, Camembert, Roquefort, Mont d'or, Edamer, Hohenburger und Strassburger Schachtelkäse, feinsten Parmesan-, Emmenthaler, Victoria, Chester und Liptauer Käse, Ia Whistable, Colchester, Burnham- und Secunda-Nativa-Austern, französ. Kopfsalat und frischen französ. Stangen-Spargel, frische Perigordtrüffel, spanische Mandarinen in collecter Frucht, Sultaninen, Tafelrosinen, Prinzessmandeln, Tafelfeigen, Malagatrauben, in ¹/₁, ½ und ¼ Kistchen, nur feinste Marken, Livorneser Orangeat und Citronat, alle Sorten candirter und krystallisirter Früchte in kleinen Leistenkistchen, Glas- und Pappschachteln, sämmtliche Compote-Früchte, sowie in Zucker eingemachte Ananas, Erdbeeren und Pfirsiche zu Bowles in ¹/₁, ½ Dosen, Hamburger Rauchfleisch, echte Bayonner Schinken mit und ohne Knochen, feine Tafelschinken, Westfäler Schinken, Lachsschinken, Rundschnitt von 8—12 Pfund, Prager und kleine Frankenschinken, feine Wurstwaaren, als: Strassburger Gänseleber-, Trüffelleber-, Sardellenleber- und Gothaer Cervelat-Würste, Frankfurter Bratwürstchen, pommer'sche Roll-Gänsebrüste und -Keulen, sämmtliche englische und französische Pickles, 30 Sorten englische Saucen, alle conserv. französ. Gemüse, englische Marmeladen von Grosse und Blackwell, 50 Sorten engl. Biscuits von Hundley und Palmers; ferner norwegische Schneehühner, Feldhühner, Schnepfen, Becassinen, Auerhähne und Auerhennen, Birkhühner, junge Truthähne und Truthennen; feinste Dessertweine und Liqueure: Dry Madeira, alter Gold-Sherry, alter Portwein, Malaga und Marsala, Cognac fine Campagne, Batavia-Arac, Jamaica-Rum, Genèver Punsche, ½ Flasche Mk. 1.70, ¹/₁ Flasche Mk. 3.20, echter Chartreuse, Benedictiner, Sherry Brandy, Maraschino, Allasch, Absynth, Fockinks, holl. Liqueure; Capaune, Poularden, italienische Gänse, Wildenten, Wachteln,
sowie alle sonstigen feineren Delicatessen in jeder beliebigen Verpackung. Aufträge erbeten. Preise billig. ☞ Neueste Weihnachts-Kataloge gratis und franco.

J. Arnsberger,
Hoflieferant Sr. kgl. Hoheit Prinzregenten Luitpold,
München, Delicatessen- und Seefisch-Handlung,
Maffeistrasse 7, Promenadeplatz 1.

Feine Delicatessen-Collectionen werden in jeder wünschenswerthen Weise in hübschen Körben mit feiner Garnirung verpackt und zu Vorzugspreisen berechnet. (15177)

Zwiesel 27. December Ziehung. Loose à 2 Mk. nur noch wenige bei bekannten Verkaufsstellen. Gewinne **baar** 30,000 M., 25,000 M., 10,000 M., 5000 M., 2500 M., 3 à 1000 M., 4 à 500 M., 8 à 250 M., 10 à M. 200, 50 à M. 70, 120 à M. 25, 1200 à M. 10. (14941/2)

Lebens-Versicherungs-Bank f. D. zu Gotha.
Gegründet 1827.

Versichert: 67,161 Personen mit . . . . M. 496,769,500. —
Bankfonds . . . . M. 130,000,000. —
Dividende 1886 nach dem alten System . . . . 43 Procent.
nach dem neuen „gemischten" System 34—115 Procent.

Feuer-Versicherungs-Bank f. D. zu Gotha.
Gegründet 1821.

Versicherungs-Summa . . . . M. 3,502,235,200. —
Dividende 1886 . . . . 77 Procent.
„ nach dem letzten 10jähr. Durchschnitt 77 Procent.
Anträge vermittelt
Wilh. Sahm, Barerstraße 12/0, München.
(Persönlich anwesend 2—4 Uhr.) [4516]

Das Cigarren-Import-Geschäft von
GEORG KREBS,
Hoflieferant,
Theatinerstrasse 3, MÜNCHEN, Theatinerstrasse 3,
empfiehlt sein grosses Lager direct importirter
Havanna-Cigarren,
sowie (15175)
Bremer u. Hamburger Cigarren
in reichster Auswahl, und macht ganz besonders auf die für **Weihnachtsgeschenke** geeigneten eleganten Packungen aufmerksam, ferner ägyptische, türkische, russische, englische, amerikanische, franz. Regie-**Cigaretten** und eigener Fabrik, sowie **Rauchtabake** aus den renommirtesten Fabriken.

Gegen Feuersgefahr und Einbruch
Geldschränke
Christian Bachmann, München
[8153]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
So eben erschien:
Ferdinand Gregorovius:
Kleine Schriften (15150)
zur Geschichte und Cultur.
Erster Band. 8. Geheftet 5 M. 50 Pf. Gebunden 6 M. 50 Pf.
Der berühmte Verfasser der „Wanderjahre in Italien" und der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bietet hier eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit eigenthümlicher Anmuth der Sprache verbinden. Sie werden seinen zahlreichen Verehrern sehr willkommen sein und empfehlen sich auch als werthvolle Gabe für den Weihnachtstisch.

GRUSONWERK
Eisengiesserei u. Maschinenfabrik
Buckau-Magdeburg,
Specialität: Hartgussfabrikation,
empfiehlt und exportirt hauptsächlich
I. Zerkleinerungs-Maschinen (Melbourne, Halle, Amsterdam, Madrid, I. Preise) als: *Steinbrecher, Walzenmühlen, Kollergänge, Mahlgänge, Schleudermühlen, Glockenmühlen, Kugelmühlen.*
Excelsior-Mühlen (Patent Gruson) für Hand-, Göpel- u. Maschinenbetrieb, in 7 Grössen, zum Schroten von Getreide, Futterkorn, Hülsenfrüchten, Zucker, Cichorien, Kalk, gedämpften Knochen, Holzspähnen, Kork, Gerbstoffen, Droguen, Chemicalien, Colonial- und Apothekerwaaren etc. 45 Prämien. Gesammtabsatz über 6700 Stück.
II. Bedarfs-Artikel f. Eisenbahnen, Strassenbahnen, Secundärbahnen, als: Hartguss-Herz- und Kreuzungsstücke, *Hartgussweichen* und *Weichen* mit *Stahlzungen* jeder Construction und für sämmtliche Strassenbahn-Schienensysteme.
Hartgussräder nach mehr als 400 Modellen, *fertige Achsen* mit Rädern und Lagern, *complete Transportwagen.*
III. Hartguss-Artikel aller Art, besonders Hartgusswalzen jeder Construction für die Müllerei, für Thon-, Cement- und Trassfabriken, für die Fabrikation von Papier, Draht, Eisen, Blechen, für Zuckerrohrquetschwerke etc. *Vielfach prämiirt.* Antwerpen 1885 goldene Medaille.
Ferner: Krahne aller Art, Pressen, besonders hydraulische, Maschinen für Pulverfabriken, Cosinus-Regulatoren, Ludwigs Plan-Roststäbe, schmiedbarer Guss, Rothguss und Phosphorbronze nach Modellen gegossen. Lagermetall (Composition). Gussstücke jeder Art. Schmiedestücke aus Stahl und Flusseisen etc.
Preiscourante u. Cataloge gratis.
DURCHSCHNITTLICHE JAHRESPRODUCTION 12 000 000 KILO · CATALOGE IN DEUTSCH, ENGLISCH, FRANZÖSISCH, SPANISCH
60 MEDAILLEN & AUSZEICHNUNGEN
[12868—79]

Festgeschenk für Herren!
Für literarische Feinschmecker als angenehmes Erinnerungsgeschenk (15171)
Albumblätter aus Auerbachs Keller.
Herausgegeben von Fritz Frenzel.
Mit 8 Illustrationen, darstellend:
Scenen aus Goethes „Faust."
Preis eleg. cart. M. 1.50, eleg. geb. M. 2. —.
Verlag von **Eugen Peterson, Leipzig.**

Mittagstisch zu Mk. 1.75, 3 od. 5 Mk.
(13307) von 12—3 Uhr, bei
Schleich, Weinrestaurant, Briennerstrasse 8,
Auswahlreiche Speisekarte bei Tag u. Abends.
Frische Ostender Austern.

Novellenschatz.
Gesammelt v. Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner.
56 Bde. m. 191 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk.
Verlag v. R. Oldenbourg, München. Katalog gratis.
(14007)

Theater
in den
Central-Sälen,
München.
Samstag den 25. December und
Sonntag den 26. December
Nachmittags und Abends
Gastvorstellung der
Liliputaner.
Anfang der ersten Vorstellung 4 Uhr,
der Abendvorstellung 7½ Uhr.

Theater in den Central-Sälen.
1. Gesammt-Gastspiel der
Liliputaner.
Zum 1. Male:
Die kleine Baronin.

Die kleine Baronin
ist in Berlin und Hamburg ꝛc.
über 400 Mal
aufgeführt worden.

Die Decorationen und Costüme, Möbel und Requisiten ganz neu und genau wie bei der ersten Aufführung in Berlin.

Das Gastspiel der
Liliputaner
dauert unwiderruflich
nur 6 Tage.
An beiden Feiertagen täglich 2 Vorstellungen um 4 Uhr u. um 7½ Uhr.

Die Preise der Plätze
zum Gastspiel der
Liliputaner
sind wie folgt: Sperrsitz 1.75, numerirter Saal 1.25, Saal-Entrée 1 M. Gallerie 50 Pf. Die numerirten Plätze an der Theatercasse um 25 Pf. mehr! Anfang der ersten Vorstellung 4 Uhr, der zweiten 7½ Uhr.

Billets im Vorverkauf
zum Gastspiel der
Liliputaner
sind in der **Hof-Musikalien-Handlung** des Hrn. **Chr. Werner,** Weinstraße, zu haben.

Montag den 27. December
zum 3. Male:
Die kleine Baronin.

Die kleine Baronin
kommt **nur** [14087/90]
5mal zur Aufführung.

Die kleine Baronin
kommt nur **Samstag, Sonntag und Montag** zur Aufführung.

Friedrich Bornemann & Sohn,
Pianino-Fabrik, Berlin, Dresdenerstrasse 38, empf. kreuzsaitige Pianinos in erster Qualität zu billigsten Fabrikpr. Zusendung franco Fracht auf mehrwöchentl. Probe, ohne Anzahl. von 15 M. monatl. an. Preisverz. franco. (11354)

Panorama, Goethestr. 45.
Die Kreuzigung Christi.
Entree **1 Mk.** Kinder unt. 12 J. **50 Pf.** (14371)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entree **1 Mk.,** Sonn- u. Feiertage **50 Pf.**

Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 354. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Mittwoch, 22. December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München.

Bayerische Chronik.

München, 21. Dec.

♀ (Hofnachrichten.) J. Maj. die Königin-Mutter hat jüngst dem General der Cavallerie, General-Adjutanten Karl Grafen zu Pappenheim aus Veranlassung von dessen 70. Geburtstage ein Glückwunschtelegramm zukommen lassen. — JJ. kk. HH. Prinz und Prinzessin Ludwig feiern in Mitte ihrer Familie die Weihnachtsbescherung in Schloß Leutstetten. Dorthin sind auch bis Freitag alle Damen und Herren ihres Gefolges beschieden. — Se. kgl. Hoh. Prinz Arnulph gab am Sonntag eine Tafel, zu der nachfolgende Herren geladen waren: kgl. Kämmerer und Major Karl Gemmingen Frhr. v. Massenbach, Oberstlieutenant a. D. Würdinger, Regierungsrath Rudolf Fürst, Director der Kunstgewerbeschule Lange, Professor und Historienmaler Adolf Seitz und Schlachtenmaler Heinrich Lang. — Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig Ferdinand, welcher sich mit seiner hohen Familie dermalen in Madrid befindet, besuchte bis jetzt täglich, wie Zeitungen von dort melden, die chirurgischen Abtheilungen der beiden großen Spitäler der Hauptstadt und nahm eine Reihe von Operationen vor. Gestern sind der Prinz und seine Familie zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Sevilla übergesiedelt.

⌣ (Demokratischer Verein.) In einer auf gestern Abend vom demokratischen Verein einberufenen, gut besuchten öffentlichen Versammlung sprach Reichstagsabgeordneter Kröber zunächst über die Militärvorlage im Reichstage. Der Redner folgte in seinen ziffermäßigen Vergleichen der Friedens- und Kriegsstärke der Armeen von Frankreich, Rußland mit derjenigen des Deutschen Reiches bekannten Aufstellungen. Er zog daraus den Schluß, daß insbesondere eine Vermehrung unserer Infanterie-Bataillone nicht veranlaßt sei, zumal man nicht voraussehen könne, ob nicht der Bewilligung der vierten Bataillone bei einigen Regimentern allmählich vierte Bataillone für alle Regimenter folgen würden. Wir hätten für Frieden und Krieg immer mehr Soldaten in Wirklichkeit, als Frankreich und Rußland auf dem Papier. Das Deutsche Reich werde im Kriegsfall mindestens zwei Millionen wohlorganisirt ins Feld stellen können. Gegen Rußland und Frankreich zusammen können wir freilich nichts machen. Deßhalb solle sich der Reichskanzler eng an Oesterreich anschließen, dessen militärische Macht unterschätzt werde. Hier spendet der Redner den österreichischen Staatsmännern großes Lob, welche sich in dem Militäretat nach der Decke gestreckt und für einen tüchtigen Landsturm, die Organisirung der Honved-Armee und der Landesschützen-Bataillone in Tirol und den Alpenlanden sorgten. Redner beklagt, daß Deutschland so wenig auf Alliirte rechnen könne, hält übrigens eine drohende Kriegsgefahr nach keiner Seite für gegeben. Wäre der Reichskanzler in die Mitte des Reichstags getreten und hätte erklärt, daß Krieg in Sicht sei, so hätte kein Mitglied die zur Vertheidigung des Reiches erforderlichen Mittel verweigert. Mit der Annahme der Militärvorlage, abgesehen von einer in der That nothwendigen Vermehrung der technischen Abtheilungen, werde die Militärmacht des Deutschen Reiches ohne zwingende Gründe vermehrt, obwohl die Finanzlage des Reiches dieß nicht gestattet. Redner wird deßhalb gegen die Vorlage stimmen, seine Wähler um ein Vertrauensvotum bitten und, wenn ihm dieß nicht ertheilt werden sollte, sein Mandat niederlegen. Auf Antrag Hrn. Heinz Kriegers nahm die Versammlung folgende Resolution an: „Die heutige Versammlung spricht, indem sie dem Referenten Hrn. Reichstagsabgeordneten Kröber für seinen interessanten Vortrag, dem sie in allen Theilen zustimmt, bestens dankt, ihre Ueberzeugung dahin aus, daß eine Vermehrung unserer dermaligen Militärlasten mit der schlechten Finanzlage des Reiches und der Einzelstaaten, wie mit der mißlichen materiellen Lage des Volkes nicht zu vereinbaren ist, und um so mehr von derselben abgesehen werden muß, als die Wehrkraft des Reiches auch auf anderem Wege, insbesondere durch Herabsetzung der Präsenzzeit in Verbindung mit verstärkter Recruteneinstellung, erhalten und sogar erhöht werden kann. Eine Vermehrung der technischen Truppen ist zulässig, aber nur wenn das Bedürfniß nachgewiesen wird. Diese Resolution ist durch den Vorstand zur Kenntniß des Reichstags zu bringen." Hr. Krieger referirt hierauf über die Lage des subalternen Verkehrspersonals und die Parteien im Landtage. Eingangs seines Vortrags berichtigte Redner eine frühere Behauptung, Staatsminister Frhr. v. Crailsheim habe im Landtage gesagt: „Wenn wir nicht in der Lage wären, billiger zu verwalten, hätten wir das ganze Staatsbahnsystem nicht acceptirt," dahin, daß der Minister sagte: „Wir haben die Centralwerkstätten geschaffen, weil wir unsere Reparaturen dort besser und billiger besorgen als in Privatetablissements." Redner erörtert, die Nothlage, in der sich der größte Theil des Verkehrsdienstespersonals befinde, könne durch keine agitatorische Thätigkeit für den Landtag, sondern nur durch einen demokratisch organisirten Volksstaat beseitigt werden. Die Nothlage sei gegeben, weil das bekannte Engel'sche Gesetz von der Höhe des Lohnes — daß der Mann sich damit ernähren kann, die Kosten seiner Erziehung ihm zurückerstattet werden, daß er die Kosten der Erziehung seiner Kinder bestreiten und im Alter von dem, was er erübrigt, leben kann — auf den allergrößten Theil unseres subalternen Verkehrspersonals nicht zutreffe. Es sei das im Landtage von Frhrn. v. Stauffenberg und Dr. Frankenburger anerkannt worden. Auch die Staatsregierung habe die Nothwendigkeit einer Aufbesserung zugegeben. Es sei bedauerlich, daß die 800,000 M., die am Landtagsschluß plötzlich erübrigt werden könnten auf die Schätzung der Zuckersteuer hin, daß diese für die pragmatischen Beamten und nicht für die Verkehrsbediensteten verwendet wurden, und daß die fortwährende Erhöhung des Militäretats dem Landtage Mittel zur Befriedigung der berechtigten Forderungen des subalternen Personals wegnehme. Redner hält es für sehr gefährlich, wenn das Verkehrspersonal eine Interessenvertretung im Landtage anstreben wollte. Man würde mit einem solchen Handelsgeschäfte sich nicht nützen, sondern schaden. Dem Verkehrspersonal kann nur geholfen werden, wenn die Regierung anstatt auf Verbilligung der Waare auf die Erhöhung der Consumtionsfähigkeit bedacht ist, wenn sie davon ausgeht, daß die Beamten beim Staate größeren und besseren Schutz genießen müssen als bei Privatbahnen. Schließlich übte Redner an dem ministeriellen Verbot einer zur Interessenvertretung einberufenen Versammlung der Verkehrsbeamten und an dem bezüglichen Verhalten der liberalen Presse Kritik. Er schloß mit der Einladung an das Verkehrspersonal, für eine kräftige Vertretung aller Volksinteressen im Landtage zu sorgen. Eine Discussion über den zweiten Gegenstand der Tagesordnung wurde nicht beliebt.

⌣ (Städtisches.) Dem Stadtmagistrat wurde heute die Rechnung der Gemeindekrankenversicherung für 1884/85 vorgelegt, abgeschlossen am 31. December 1885. Dieselbe hat bei 633,000 M. Einnahmen und Ausgaben einen Gemeindezuschuß von 8730 M. erfordert. — Behufs Ausschmückung des Amtszimmers des ersten Bürgermeisters und des Treppenhauses des Rathhauses hat der Stadtmagistrat mit den Künstlern Prof. Ritter v. Widmann und Prof. Barth Vertrag abgeschlossen. — Der Plan für eine Gittereinfriedung um die neue Synagoge wurde vom Stadtmagistrat nicht genehmigt.

μ (K. Hoftheater.) Die gediegenen Aufsätze, welche aus der Feder Max Zengers anläßlich des 100. Geburtstags K. M. v. Webers in diesem Blatte erschienen sind, überheben uns wohl der sonst selbstverständlichen Verpflichtung, an dieser Stelle des weiteren auf die Bedeutung, sowie auf das Leben Webers einzugehen. Wir können und müssen uns also darauf beschränken, die Weber-Säcularfeier, welche unsere Hofbühne mit der Aufführung seiner vier bedeutendsten dramatischen Werke veranstaltet hat, mit einigen, die Geschichte und die Aufführungen dieser Werke betreffenden Ausführungen zu begleiten. Für den ersten Abend, den 18. d., also den eigentlichen Geburtstag, hatte man „Preciosa" angesetzt. „Preciosa" ist das neunte dramatische Werk Webers; im Stich ohne Opuszahl, trägt es im geschriebenen Werkverzeichniß die Zahl 78. Aus Webers Tagebuch erfahren wir, daß er die „Preciosa" am 15. Juli 1820 in Cosels Garten, Antonstadt-Dresden, vollendet hat. Zwölf Tage vorher war „Der Freischütz" fertig geworden, welcher aber gleichwohl erst drei Monate nach ihr über die Bühne ging. Die Geschichte des Wolff'schen Schauspiels ist nicht ohne Interesse. Pius Alexander Wolff schrieb dasselbe 1804 in seiner Vaterstadt Augsburg, und zwar im späteren Cotta'schen Hause, der ehemaligen Heimstätte der „Allg. Ztg." Den Stoff entnahm er der ersten jener zwölf, 1613 in Madrid erschienenen, „Novelas ejemplares" des Cervantes, welche „La Gitanilla" (Das Zigeunermädchen) heißt. Wolff, als dramatischer Darsteller später Goethe's berühmter Schüler, bearbeitete seinen Stoff ursprünglich in Prosa 1811 zu einem Schauspiel, in welchem er zugleich die Figur des Pedro nach dem Urbilde des Dorfschulzen in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts" verwob. Nach der Aufführung in Leipzig sandte Wolff seine „Preciosa" an Iffland nach Berlin, um sie dort zur Aufführung zu bringen, was aber vorerst nicht gelang. Der Grund der Absage ist eigenthümlich genug und wirft ein culturhistorisch interessantes Streiflicht auf die damaligen Verhältnisse. Wie nämlich F. W. Jähns in seinem trefflichen Werke „K. M. v. Weber in seinen Werken" (Berlin 1871) bemerkt, schrieb Iffland an Wolff einen Brief, der uns in Teichmanns Nachlaß p. 345 aufbewahrt ist, in welchem er dem Dichter zu seinem herzlichen Bedauern mittheilt, daß eine Aufführung, so gern er ihn dadurch verpflichten möchte, schon deßhalb gerade jetzt unmöglich sei, weil zur Zeit eine große Mordbrennerbande, von einem schönen Mädchen geführt, Berlins Umgegend unsicher gemacht habe und jetzt ihr Urtheil erwarte. Als nun Wolff später dem Schauspiel die bekannte Form in Versen gegeben und Graf Brühl 1820 dasselbe zur Aufführung angenommen hatte, wendete sich dieser auf Wolffs Wunsch an Weber um Composition der dazu gehörigen Musik, denn die 1811 von Karl Eberwein componirte Musik befriedigte Wolff durchaus nicht. Weber stand vor dem Abschlusse seines „Freischütz" und war anfangs keineswegs über diesen Auftrag besonders erfreut; er schreibt zuerst am 20. Februar 1820 an den Grafen Brühl: „Zum Beweise meines guten Willens die Versicherung, daß ich die Musik zu „Preciosa" schreiben will. Ich habe es eigentlich verschworen, Musik zu Schauspielen zu schreiben, denn es ist besonders deßhalb mißlich, weil einem ein Gedicht recht wohl gefallen kann, ohne gerade zur Composition anzusprechen; aber was wird man nicht gerne thuen, um einem Director wie Graf Brühl und einem Künstler wie Wolff seine Achtung zu beweisen." Aber schon wenige Wochen später hat ihn ein wärmeres Interesse ergriffen, und er schreibt an Brühl: „Nun geht es mit Macht über Preciosa her — das ist ein schweres und bedeutendes Stück Arbeit, über eine halbe Oper!" Durch Oberbibliothekar Ebert in Dresden wird er auf zigeunerische Nationalmelodien aufmerksam gemacht, nachdem ihm schon früher sein Freund Kind die für dessen Almanach von Professor Hasse mitgebrachte spanische Volksmusik übergeben hatte, welches Material von Weber mit der ihm eigenen glücklichen Gestaltungskraft für „Preciosa" um- und seiner neuen Schöpfung anbildete. Leider sind jene Originalmelodien, die Weber benützte, verloren gegangen, so daß wir heute nicht mehr mit Sicherheit entscheiden können, was Weber aus Eigenem hinzugefügt hat; doch schreibt er über seine Musik selbst an den Dichter: „Die Ouverture beginnt mit einem die spanische Nationalität bezeichnenden Satze, der Zigeuner-Marsch, nach einer echten Melodie geformt, schließt sich ihm an, woraus sich ein feurig strömendes Allegro entwickelt, den fröhlichen Schluß bezeichnend und größtentheils Preciosens und Spaniens Eigenthümlichkeit vereinend." Die erste Aufführung fand am 14. März 1821 auf der Hofbühne in Berlin statt. Auch bei uns ist das eigenartige Werk in kürzeren und längeren Pausen stets auf dem Répertoire geblieben, wenn uns auch Manches in dieser Zigeunerromantik schon wie jener eigenthümliche Moderduft anweht, der alten vergilbten Papieren zu entsteigen pflegt. Dießmal war die Aufführung vor gefülltem Hause freilich eine besonders festliche und gehobene, wozu nicht zum wenigsten die stimmungsvoll einleitende Feier beitrug. Den warm empfundenen „Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von K. M. v. Weber" von Martin Greif, in welchem der Dichter in wenigen Strophen die Bedeutung und das Wirken Webers präcis erfaßt und glücklich ausgedrückt hat, haben die Blätter bereits gebracht. Frl. Bland, als Polyhymnia eine Erscheinung voll edler Anmuth, sprach denselben mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden, von Poesie durchtränkten Wärme. Ein sehr glückliches und würdiges Arrangement der Weber-Büste mit der von Hofmusikdirector Strauß, welcher auch mit Verve dirigirte, melodramatisch geschriebenen Musik und der Jubelouverture vervollständigten die tiefe Wirkung dieser Huldigung, welche auch in stürmischem Beifall Ausdruck fand. Auf die animirte Aufführung selbst brauchen wir wohl um so weniger ausführlich einzugehen, als die Besetzung der Rollen die nämliche geblieben und also genügend bekannt ist. Die Titelrolle gab Frl. Dandler im ganzen recht brav und entschiedenen Fortschritt bekundend; eine tiefere seelische Antheilnahme, eine innigere von ihr ausstrahlende Wärme, als sie uns Frl. Dandler vorläufig zu geben vermag, wäre freilich gerade in dieser Rolle zu wünschen. Prächtige Leistungen

* **Berlin,** 21. Dec. Nachbörse. Creditactien 472.50, Oesterr.-franz. Staatsbahn 406.50, Ungar. Goldrente 83.30, Lombarden 169.50, Disconto-Commandit 211.70, Mittelmeerbahn-Actien 118.90, Bochumer 119.70, Stuttgarter Baumwoll-Comp. —.

* **Berlin,** 21. Dec. Nachbörse-Schluß. Creditactien 472.50, Disconto-Commandit 211.75, Staatsbahn —.

* **Frankfurt a. M.,** 21. Dec. Nachbörse. Creditactien 234 5/8, Staatsbahn 201 7/8, Lombarden 83 3/8, Galizier —, Aegypter 75.20, Spanier —, Ung. Goldrente 83.30, Disconto-Commandit 211.50, Gotthardbahn —. Tendenz: fest.

* **Frankfurt a. M.,** 21. Dec. Abendcurse. Creditactien 234 5/8, Staatsbahn 201 1/4, Lombarden 83 5/8, Galizier —, Aegypter 75.40, Ungar. Goldrente 83.30, Goldrente —, 2. Orientanleihe —, Disconto-Comm. 211.80, Gotthard 96.40, 1880er Russen 82.40. Tendenz: fest. 5%ige Portugiesen 91.20, 3%ige 55.00, 4 1/2%ige portugiesische Eisenbahn 93.30, 5%ige Buenos Aires 84.00, 3%ige Karlsruher 92.30, Ital. Kirchengüter-Obligationen 100.00.

* **Wien,** 21. Dec. Abendbörse. Creditactien 291.80, Marknoten 61.90, Staatsbahn —, ungar. Goldrente 103.55, Galizier —. Tendenz: schwach.

* **London.** Schlußcurse.

	20. Dec.	21. Dec.		20. Dec.	21. Dec.
3% Consols per Jan.	100 3/8	100 3/8	Silber	46 1/4	46
Eriebahn	—	—	Ottomanbank	10 5/8	10 7/8
Türk. Consols converlirte	14 3/8	14 1/2	5% Russen von 1872	94	94
Aegypter	73 3/4	74 3/8	Oesterr. Goldrente	90 1/8	89
Lombarden	8 5/8	8 5/8	Ungar. Goldrente	83 1/4	83 5/8

Bankeingang 7000 £. Bankausgang 100,000 £.

* **Paris,** 21. Dec. Eröffnungscurse. 3%ige Rente 82.62, 4 1/2%ige Rente —, Oesterr.-franz. Staatsbahn 515.00, Lombarden 222.00, Türken (conv.) —, Aegypter 378.00, Spanier —.

* **Paris.** Schlußcurse.

	20. Dec.	21. Dec.		20. Dec.	21. Dec.
3% Rente	82.57	82.62	6% Türken, neue	14.77	14.85
4 1/2% Rente	110.10	110.12	4% Spanier	66.43	67
Amort. Rente	86.15	86.40	4% Ungar. Goldrente	85 1/8	85 1/4
Aegypter	377.00	379.37	Crédit Foncier	1430	1435
5% Italiener	101.90	102.00	Ottomanbank	521	525
Oesterr. Staatsbahn	515.00	515.00	Suez	2087	2090
Lombarden	221.00	220.00	Länderbank	500	503
Banque de Paris	775.00	780.00	Rio Tinto	272	269

Tendenz: behauptet. Tabak —.

* **Berlin,** 21. Dec. Productenmarkt. Weizen per April-Mai 164.75, per Mai-Juni 165.75. — Roggen per Dec.-Jan. 129.50, per April-Mai 131.50, per Mai-Juni 131.75. — Rüböl per April-Mai 46.20, per Mai-Juni 46.50. — Kündigungspreis für Weizen 155.80, für Roggen 127.60. —. Weizenmehl loco 0 21.00. — Roggenmehl loco 0/1 17.70. — Spiritus loco 37.30, per Dec.-Jan. 37.80, per April-Mai 38.90. — Hafer per April-Mai 111.20, per Mai-Juni 112.70. Wetter: Frost.

* **Köln,** 21. Dec. Productenmarkt. (Schlußbericht.) Weizen loco hiesiger 17.70, loco fremder 18.20, per März 17.30, per Mai 17.70. — Roggen loco hiesiger 14.50, per März 13.20, per Mai 13.40. — Hafer loco 14.70. — Rüböl loco mit Faß 24.80, per Mai 24.40.

* **Bremen,** 21. Dec. Petroleumbericht. Standard white loco 6.85 Brief. Tendenz: fest.

* **London,** 21. Dec. Habanazucker Nr. 12 12.

* **Paris,** 21. Dec. Productenbericht. Rüböl per Dec. 55.50, per Jan. 55.70, per Jan.-April 55.70, per März-Juni 55.70, Tendenz matt. — Spiritus per Dec. 39.00, per Mai-Aug. 42.50, Tendenz behauptet. — Zucker per Dec. 33.30, per Mai-Aug. 35.20, Tendenz behauptet. — Mehl per Dec. 53.20, per Jan. 53.60, per Jan.-April 53.10, per März-Juni 54.10, Tendenz ruhig. — Weizen per Dec. 22.50, per Jan. 22.70, per Jan.-April 23.10, per März-Juni 23.90, Tendenz ruhig. — Roggen per Dec. 13.00, per Jan. 13.00, per Jan.-April 13.20, per März-Juni 14.00, Tendenz ruhig.

* **Antwerpen,** 21. Dec. Getreidemarkt. Weizen behauptet, Roggen ruhig, Gerste unbelebt, Hafer still.

* **Antwerpen,** 21. Dec. Petroleum fest. Loco 17 1/4, 17 1/4, per Jan. 17 1/4, 17 1/4, per Febr. —, 16 5/8, per Jan.-März —, 16 5/8.

* **St. Petersburg,** 21. Dec. Wetter: Frost.

Privatdepeschen der „Allg. Ztg."

.*. **Wien,** 21. Dec. Die Regierung ertheilte einem Interessentenconsortium die definitive Concession der Localbahn Marienbad-Karlsbad, 73 Kilometer lang. Das Anlagecapital beträgt circa 10 Millionen; die Finanzirung übernahm das Frankfurter Bankhaus Erlanger.

h. **Liverpool,** 21. Dec. Abgegangen 11 Uhr 16 M. Original-Bericht, mitgetheilt von Hornby Hemelryk u. Co., Baumwollmakler. Umsatz 8000 Ballen, Tendenz: ruhig. Middl. Orleans 5 3/8 d, middl. Uplands 5 1/4 d, good fair Oomra 3 7/8 d. American. Basis middling, Lieferung per Jan.-Febr. 5 9/64 d, per März-April 5 11/64 d, per Mai-Juni 5 15/64 d. Käufer. Tendenz: stetig.

h. **New-York,** 20. Dec. Futures Schluß 3—7 Points niedriger. Receipts in den amerikanischen Häfen 64,000 Ballen.

Frankfurter Cursbericht vom 21. December 1886.

Bei österr. Eisenbahnactien, Credit-, Bankgesellschafts- und Nationalbankactien versteht sich der Curs in fl. ö. W. per Stück, bei unverzinslichen Anlehensloosen in Rmk. per Stück bei allen übrigen Effecten in Procent.

Prolog

zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von Karl Maria v. Weber,

gedichtet von Martin Greif, gesprochen von Frl. Bland am 18. Dezember 1886 im Hoftheater zu München.

* Die Bühne stellt eine Festhalle vor. Der Hintergrund ist durch einen Vorhang geschlossen. Rechts und links brennen auf Altären Opferflammen. Nach einer musikalischen Einleitung tritt Polyhymnia seitwärts im Hintergrund auf, einen Lorberkranz und einen Palmzweig in den Händen; sie schreitet vor und spricht:

Ein Kind der Bühne, keck und überschäumend,
Die Brust von ahnungsvollem Drang geschwellt,
Und frühe schon vom künft'gen Lorber träumend,
So trat er, vom Beginn auf sich gestellt
Und gegen jeden falschen Zwang sich bäumend,
Ein vorbestimmter Sieger in die Welt.
Die, da sie sein Gedächtniß heut' erneuert,
Ihm ihren Dank auch über's Grab betheuert.
Und ist's nicht unser Stolz, was er geschaffen,
Von keinem Glück auf stürm'scher Bahn belebt.
Doch ohne je im Kampfe zu erschlaffen,
Den Dünkel gegen Geistesmacht erhebt,
Und den er stets nur mit gerechten Waffen
Für seine Kunst zu führen war bestrebt,
So daß die edle Richtung seines Lebens
Sich rein verband dem Hochflug seines Strebens.
Denn wie vom Himmel aus gefülltem Borne,
Ergoß sich labend uns sein Hochgesang,
Ob ihm vom heil'gen Krieg und Heldenzorne,
Vom Tod für's Vaterland die Leyer klang,
Ob gleich, am aus geschwung'nem Blumenhorne
Die ganze Zärtlichkeit der Liebe drang,
Ob er, in Andacht und in Lob versunken,
Den Schöpfer pries, von seinem Odem trunken.
Und immer reicher regten sich die Töne
In seinem still entfalteten Gemüth,
Wie wenn er sich erstarkend erst gewöhne
Zu künden, was sein Innerstes durchglüht,
Bis ihm, in eingeborner Wesensschöne,
Die Welt, die tief er hegte, war erblüht,
Und er vom Lebensbaum, der spät ihm reifte,
Die gold'nen Früchte der Vollendung streifte.
Da bot er uns zu bleibendem Entzücken,
Was er empor vom Grund der Seele hob
Und das er, um es köstlich auszuschmücken,
Mit allen Zaubern der Natur umwob:
Ein süß Geheimniß, d'rein die Sterne blicken
Und das umsonst der Hölle Grimm umschnob,
Denn Der, zu dem Agathen's Fleh'n gestiegen,
Läßt nimmer Maxen's Seele unterliegen.
Und wie er hier des Waldes heimlich Weben
In düstern und in heitern Bildern malt,
So rollt er dort in Euryanthen's Leben
Die Vorzeit auf, die That mit That bezahlt,
Um and'rer Weile Kunde auszugeben
Von Elfen-Nachten, wo, vom Mond umstrahlt,
Titania und Oberon erscheinen,
Das treue Paar für immer zu vereinen.
Wohl zeigt sich auch, wie anders Heimisch Traute
Preciosa uns in fremden Schein gehüllt.
Doch steigt aus ihrer Brust in jedem Laute,
Was seines Volkes tiefstes Herz erfüllt,
Und wie er sich am deutschen Lied erbaute,
So hat er fromm ein Sehnen uns gestillt;
D'rum unter Klängen, die ihm selbst entquollen
Laßt uns ihm Huldigung und Ehre zollen.

Hier ertönt ein Absatz der Jubel-Ouverutre von Weber, der Vorhang im Hintergrunde öffnet sich und man sieht auf einer erhöhten Estrade die Büste Weber's in einem von exotischen Gewächsen gebildeten Haine. Polyhymnia bekränzt die Büste, tritt einige Schritte vor und spricht weiter:

Er ist bekränzt und wird es immer bleiben,
Denn seinem Werth verdankt er keiner Gunst,
Die das Vergängliche hinaufzutreiben
Oft scheint bemüht, wie Wind den Wolkendunst;
Den Kreis, den er getrachtet zu umschreiben,
Er hat ihn ausgefüllt durch seine Kunst,
Und wer als Meister sich bewährt hienieden,
Dem ist die Palme ew'gen Ruhm's beschieden.

Die Muse wendet sich wieder zur Büste, legt die Palme nieder und verweilt in knieender Stellung, bis der Vorhang gefallen.

	Z.-T.	In Proc.
…Staatsd. Fr. 300	1/3 u. 9	—
…Bod.-Cred.	13/1 u. 7	92.50G
…d. H.-B.-Pfdbr.	versch.	101.00G

Anlehens-Loose.

…zinsliche.		
…rämien Thl. 100	1/4	—
…Mind. Thlr. 100	1/4 u. 10	128.00B
…Pr. Thlr. 100	1/6	133.00G
…Pr. Thlr. 100	1/2 u. 8	133.10G
…Pr.-Pf. Th. 100	1/2	120.00G
…v. 1854 fl. 250	1/4	109.00G
…v. 1860 fl. 500	1/5 u. 11	114.80B
…Grazer Thlr. 100	15/4 u. 10	98.40G
…v. 64 S.-R. 100	13/1 u. 7	—
…von 1866	13/3 u. 9	—
…% Fr. 400	o. Z.	9.50B
…rzinsliche.		
…iger Thlr. 20	—	94.80B
…1864 fl. 100	—	—
…1858 fl. 100	—	—
…Staats fl. 100	—	213.80G
…e Thlr. 10	—	50.50G
fl. 7	—	32.60G
fl. 7	—	28.80G
Fr. 15	—	—
Fr. 10	—	16.90G
fl. 7	—	24.50G
Lire 30	—	—
…ner fl. 7	—	—

…do.	—
…u. 5	157 3/4 G
…do.	178 1/4 G
…u. 11	—
…u. 7	202 G
…1/5	83 3/4 G
…u. 7	135 G
…u. 7	134 7/8 G
…1/1	46 1/2 G
…u. 7	—
…1/1	—
…do.	—
…1/12	96.30G
…u. 8	98.50G
…11/1	69.10G
…u. 7	81.80G
…u. 7	117.40G
…u. 10	81.20G

…tionen.

…u. 8	—
…u. 10	102.90G

5 „ Rdost. i. G. stf. M. 400	do.	101.00G
5 Vorarlb. stf. ö. W. fl. 200	1/3 u. 9	74.30G
5% Westsicilianische Prior.	1/4 u. 10	—
4% Nied. Kön. Willem III.	1/1 u. 7	—
4% Gotthardb. III. Serie	13/3 u. 9	102.50G
4 1/2 Schweiz. Nordostbahn	3/2 u. 8	101.00G
4% Russ. Südwestbahn	1/1 u. 7	82.70G
4% Wladikawkas-Oblig.	do.	81.00G

Pfandbriefe.

4% Bayer. Ver.-B. Münch.	1/4 u. 10	100.50G
4% „ „ Nürnberg	do.	100.20G
4% B. Hyp.- u. W.-B. M.	versch.	100.20G
3 1/2% „ „ „	1/6 u. 12	99.10G
4% Frankf. Hypothekenb.	1/1 u. 7	100.30G
5 Pr. B.-C.-A.-B. vl. à 110	do.	—
4 1/2 Preuß. Bod.-Cred.-A.	do.	—
3 1/2% S.B.-C.-B. Münch.	do.	99.20G
4 Württ. Hypothekenb. M.	1/4 u. 10	103.60G
4% Württ. Renten-A. M.	1/1 u. 7	—
4% Oest. B.-C.-A. i. Gold	1/5 u. 11	150.00G

…echsel in Reichsmark.

		Kurze S.	%
	fl. 100	168.25 G	2 1/2
Belgien	Fr. 100	80.12 1/2 B	2 1/2
London	£ 1	20.39 G	5
Italien	Lire 100	79.97 1/2 G	5 1/2
Paris	Fr. 100	80.20 G	3
Schweiz. Bankpl.	Fr. 100	80.20 G	3 1/2
Wien	fl. ö. W. 100	161.20 G	4

Geldsorten und Papiergeld.

	M.	Pf.
Oest. Bankn. fl. 100	161.20	
20 Franken-Stück	16.10	

Amerikanische Bahnen.

6 Atl. u. Pac. (W. D.) I. M.	1/1 u. 7	84.00G
7 Calif. Pac. I. M. r. 1887	do.	101.70G
3 Calif. Pac. rückzlb. 1905	do.	76.70G
6% Calf. u. Oregon r. 1888	do.	100.60G
6 Centr. Pacific rückz. 1898	do.	113.80G
6% North. Pacific-Prior.	do.	115.40G
6 Pac. of Missouri r. 1888	1/2 u. 8	101.20G
6 Südl. Pac. „ „ r. 1888	1/1 u. 7	101.00G
6 South. Pacific of Calif.	1/4 u. 10	109.70G

…leicht abgeschwächt auf London.

…zu den Bedingungen der betr. …en, gegen Baar, gegen 3 1/2% Pfand-…, oder gegen andere sichere, gut verzinsliche Papiere.

Sinn & Co., München, Weinstraße 7.

Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 355. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Donnerstag, 23. December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München.

Bayerische Chronik.

München, 22. Dec.

† (Begnadigung.) Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent hat die vom Schwurgerichte in Bayreuth unterm 21. Oct. d. J. wegen Mordes zum Tode verurtheilte Oekonomensehefrau Anna Margar. Döbler von Kleinschoppen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Dieselbe hatte das außereheliche Kind ihrer Tochter nach der Geburt gemeinschaftlich mit letzterer getödtet.

⊙ (Vom kgl. Hofe.) Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent hat gestern den Oberst a. D. Grafen v. Otting-Fünfstetten in Audienz empfangen und heute mit den Prinzen Leopold, Arnulf und Alphons, Reichsrath Grafen Quadt-Wykradt-Isny, Obersthofmeister Grafen Castell, Oberststallmeister Grafen Holnstein an einer Jagd bei Hartmannshofen theilgenommen. — Laut Ansage des Oberceremonienmeisteramtes wird der Prinz-Regent, von dem großen Cortège begleitet, am 24. d. Nachts 12 Uhr zur Christmette in der Allerheiligen-Hofkirche, am 25. d. Vormittags 11 Uhr zum Hochamt ebendaselbst sich einfinden.

× (Orden.) Dem k. Hofrath und Hofsecretär Klug, dem k. Commerzienrath und Director der Notenbank, Pühn, und dem Director der Süddeutschen Bodencreditbank, Dr. v. Schauß-Kempfenhausen, wurde das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone verliehen.

♀ (Abreise.) Die Gemahlin des Botschafters Frhrn. v. Bruck, sowie deren beiden Töchter haben sich heute Vormittag zunächst nach Innsbruck begeben. Den Scheidenden gaben die Gesandten Preußens, Sachsens, Italiens, Rußlands, Großbritanniens, sowie eine große Anzahl adeliger Herrschaften das Geleite bis zum Centralbahnhof.

* (Preßverbot.) Die „Thüringer Waldpost" ist gestern, nachdem sie letzte Woche confiscirt worden, durch Entschließung der k. Regierung von Oberbayern für das ganze Deutsche Reich verboten worden. Die „A. Abdztg." schreibt dazu: Der für den Verlag verantwortliche Redacteur W. Eichhoff suchte schon vor Ausspruch des Verbots die Zuständigkeit der k. Kreisregierung zu bestreiten, weil das Blatt im Viereck'schen Geschäft lediglich redigirt und gedruckt worden sei, zum eigentlichen Verleger aber einen Hrn. P. Ed. Wehder in Sonneberg in Thüringen habe. Der Thatort sei somit nach dem Socialistengesetze die Stadt Sonneberg. Die k. Regierung versagte diesem Einwand seine Berechtigung nicht, erklärte sich aber für nebenzuständig, weil am Kopfe des Blattes der Vermerk stand: Filialexpedition für München: Senefelderstraße 4/I. Das Viereck'sche Geschäft wird durch dieses Verbot sehr hart getroffen; an periodisch erscheinenden Organen gibt es nunmehr nur noch das „Recht auf Arbeit" und den „Süddeutschen Postillon" heraus, nachdem eine ganze Serie von Blättern, wie „Süddeutsche Post," „Rheinisches Wochenblatt," „Deutsches Wochenblatt" ꝛc., ihm auf Grund des Socialistengesetzes verboten sind.

μ (Kgl. Hoftheater.) Die Weber-Säcular-Feier nahm am Dienstag mit der neu einstudierten Aufführung der „Euryanthe" ihren Fortgang. Die Urtheile über diese Oper waren zur Zeit ihrer ersten Aufführungen die widersprechendsten; das enthusiastischste hat wohl Robert Schumann am 23. September 1847 in seinem „Theaterbüchlein" („Gesammelte Schriften über Musik und Musiker," 4. Band) gefällt: „Geschwärmt haben wir, wie lange nicht. Die Musik ist noch viel zu wenig erkannt und anerkannt. Es ist Herzblut, sein edelstes, was er hatte; ein Stück Leben hat ihm die Oper gekostet — gewiß. Aber auch unsterblich ist er durch sie. Eine Kette glänzender Juwelen vom Anfang bis zum Schluß. Alles höchst geistreich und meisterhaft. Die Charakteristik der Einzelnen, namentlich Eglantinens und Euryanthens, wie herrlich — und wie klingen die Instrumente! aus der innersten Tiefe sprechen sie zu uns. Wir waren ganz voll davon, sprachen noch lange darüber. Das genialste Stück der Oper scheint mir das Duett zwischen Lysiart und Eglantine im zweiten Acte. Der Marsch im dritten Act zu Ehren der nämlichen ist's auch, aber nicht im Einzelnen, dem Ganzen gebührt die Krone." Auch Beethovens Theilnahme, als er vom Erfolg der ersten Wiener Aufführung hörte, war sehr groß: „Das freut mich, das freut mich!" sagte er, „so muß der Deutsche über den italienischen Singsang zu Recht kommen!" Daneben will das in den schärfsten Ausdrücken absprechende Urtheil des 26jährigen Schubert: „das ist keine Musik — kein Finale" (sic!) u. s. w. um so weniger besagen, als man weiß, daß dasselbe auf rein persönliche Gründe zurückzuführen ist. Die „Euryante" ist dem Kaiser Franz I. von Oesterreich gewidmet, auch sie trägt im Stiche keine Opuszahl, im geschriebenen Verzeichniß jedoch die Zahl 81. Sie ist das zehnte dramatische Werk Webers, und die überaus saubere Originalpartitur ist, wie wir dem trefflichen Jähns entnehmen, im Besitze der Privatbibliothek des Königs von Sachsen. Gleich nach den ersten Aufführungen des „Freischütz" in Wien im October 1821 erhielt Weber vom Pächter des damaligen Kärntnerthor-Theaters, Barbaja, die Aufforderung, für dasselbe eine Oper zu schreiben. Weber ging darauf ein und wählte aus den vielen ihm zur Verfügung gestellten Dichtungen die „Euryanthe." Er wurde zu dieser nicht ganz glücklichen Wahl durch den ritterlichen Stoff, der seinem Wesen so sehr entsprach, und durch die Absicht veranlaßt, dem „Freischütz," diesem anspruchslosen Waldlied deutscher Romantik, eine Oper im großen Stil, eine Kunstoper an die Seite zu stellen; denn eine solche componiren zu können, wurde ihm von Allen, die den „Freischütz" lediglich für ein Singspiel angesehen wissen wollten, rundweg abgesprochen. Das Finale des zweiten Actes in der „Euryanthe," dem die dramatische Literatur weniges an die Seite zu setzen hat, würde wohl allein schon zum Gegenbeweis genügt haben. So leicht, so mühelos aus sich heraus, wie den „Freischütz," hat Weber die „Euryanthe" freilich nicht geschaffen, den „Freischütz" sang er, die „Euryanthe" arbeitete er, „der Freischütz erwuchs ihm, die Euryanthe erzog er sich." Der „Freischütz" hat auch von jeher mehr Erfolg gehabt als die „Euryanthe," und dafür waren wohl die beiden Textbücher ausschlaggebend; denn während das Textbuch zum ersteren einfach und klar ist, leidet das zur letzteren unter verhängnißvoller Dunkelheit und Unklarheit. Der Stoff der „Euryanthe" stammt aus einer altfranzösischen Erzählung des 13. Jahrhunderts, deren Handschrift sich auf der Pariser Staatsbibliothek findet, sie heißt: „Histoire de Gérard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryant de Savoye, sa mie." Schon Boccaccio hat sie benützt, ebenso Shakespeare für seine „Cymbeline." Helmina von Chezy übertrug die alte Erzählung getreu dem Urtext und veröffentlichte sie im 2. Bande der von Fr. Schlegel herausgegebenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" 1804 als „Geschichte der tugendsamen Euryanthe." Ueber den unläugbaren Vorzug der Ritterlichkeit, den der Stoff besaß, übersah Weber den Mangel an Handlung, ganz abgesehen davon, daß die ursprüngliche Fabel mit ihrem dramatischen Angelpunkte auf der Bühne unmöglich ist, wodurch die Textdichterin genöthigt wurde, für den eigentlichen, in der Fabel enthaltenen klaren Beweis von Euryanthens Untreue die stets unklar und unwahrscheinlich bleibende geheimnißvolle Geschichte vom Ringe einzuschieben. Der Text hatte denn auch nicht weniger als 11 Umarbeitungen durchzumachen, bis er in der gegenwärtigen Gestalt vorlag. Weber begann die Composition der Oper am 17. Mai 1821 mit der Es-dur-Arie Adolars und beendigte sie am 29. August 1823 auf seiner Sommerfrische Klein-Hosterwitz bei Pillnitz, am 19. October vollendete er die Ouverture, und am 25. October erlebte „Euryanthe" ihre erste Aufführung am Kärntnerthor-Hoftheater zu Wien, wo man mit ihr den Erfolg der ersten „Freischütz"-Aufführung in Berlin überbieten wollte. Unsere Festaufführung der „Euryanthe" am Dienstag war die erste seit Jahren; trotzdem sah sie unbegreiflicherweise nur ein halbgefülltes Haus, was um so bedauerlicher ist, als sie in der That eine Musteraufführung genannt werden darf; denn Mängel wie das Verunglücken des Hochzeitsmarsches auf der Bühne im dritten Acte und eine plötzlich eingetretene Indisposition Hrn. Bauseweins (König Ludwig VI.) fallen bei so großen Vorzügen, wie sie die von Hofcapellmeister Fischer geleitete Aufführung aufzuweisen hatte, wenig ins Gewicht. Auch Frau Weckerlin, die Darstellerin der Titelrolle, schien sich im ersten Acte durch Hinausschleifen der Töne und äußerste Schonung ihrer Stimme erst versichern zu müssen, hatte aber in den beiden folgenden Acten sich zu schönen Erfolgen durchgerungen. In Frau Vogls Eglantine war eine prächtige Ortrud-Figur — die Parallelen mit „Lohengrin," dem die „Euryanthe" zum Vorbild gedient hat, sind überhaupt durchgehend von höchstem Interesse — sie brachte insbesondere ihr wunderbares Duett mit Lysiart zu überzeugendstem Ausdruck. Hr. Gura stand ihr als Lysiart würdig zur Seite, er war vortrefflich bei Stimme, und seine berühmte große Arie zu Beginn des zweiten Actes war insbesondere von dämonischer Wirkung. Auch Hr. Vogl (Adolar) schwelgte im Vollbesitz seiner Stimme und guten Laune, seine Cavatine im ersten, die sich auch in lebhafterer Darstellung aussprach, und seine Arie im zweiten Acte erwarben sich stürmischen Beifall, der auch der ganzen würdig inscenirten Aufführung gern gezollt wurde.

E. O. (Geographische Gesellschaft.) Donnerstag den 16. December sprach Hr. Studienleherer Georg Biedermann über Kephalonia und Ithaka, welche Inseln er im Frühling dieses Jahres besucht hat. Nach einer kurzen Schilderung der Seefahrt von Triest (von dem näheren Weg über Brindisi mußte wegen der Quarantäne abgesehen werden) über Korfu nach Argostoli, dem bedeutendsten Orte von Kephalonia, gab Redner zunächst einen allgemeinen Ueberblick über die geographischen Verhältnisse der Insel, deren älterer Name (Same), ebenso wie der Name Ithaka, phönicischen Ursprungs ist. Die Gliederung Kephalonia's wird durch drei Bergzüge gebildet, von denen der westlichste die Halbinsel Paliki erfüllt, welche durch den tief einschneidenden Golf von Argostoli getrennt ist, die östlichste, der Atros, sich in dem kleinen Ithaka fortsetzt, während das Massiv des Aenos den Rumpf der Insel darstellt. Zwischen Aenos und Atros dehnt sich das schöne und fruchtbare Thal Frakli aus. Getreide, Südfrüchte, Wein, Oliven und namentlich Korinthen sind die Haupterzeugnisse der Insel, neben welchen natürlich auch Ziegen- und Schafzucht eine Rolle spielt. Im Alterthum enthielt die Insel vier Städte (Same, Pronnoi, Kranioi, Pale), welche ebensoviele unabhängige Staaten darstellten. Der Grund zu dieser Zersplitterung lag, wie man bei eigener Anschauung der geographischen Verhältnisse leicht erkennt, eben in der erwähnten Gliederung der Insel. Ueber die geschichtlichen Daten, unter denen wir hier nur den Tod Robert Guiscards (1085) erwähnen, von welchem Normannenherzog noch heute der Hafen Phiskardo den Namen trägt, rasch hinwegeilend, ging der Vortragende zu einer Schilderung der modernen Stadt Argostoli über, deren buntes Leben und Treiben er als Beispiel südlicher, speciell griechischer Volksthümlichkeit in anziehender Weise schilderte. Die größte Merkwürdigkeit von Argostoli sind die sogenannten Meermühlen, welche als geophysische Erscheinung einzig dastehen und eine Anzahl wissenschaftlicher Erklärungsversuche hervorgerufen haben. Auf mehrfachen Wanderungen durch das Innere der Insel bot sich Hrn. Biedermann Gelegenheit, den Charakter der Landschaft, sowie der Landbevölkerung nach den verschiedensten Richtungen kennen zu lernen. Indem wir es uns hier versagen müssen, auf Einzelheiten dieser interessanten Touren einzugehen — wir erwähnen nur die Besteigung des Aenos, des höchsten Berges der Insel (1620 Meter), dessen Gipfel im Gegensatz zur Kahlheit der meisten griechischen Berge durch einen Wald von Abies cephalonica bestanden ist und eine herrliche Aussicht gewährt — wollen wir nur hervorheben, daß sich dem Vortragenden der griechische Volkscharakter auf Kephalonia in vortheilhaftester Weise zeigte, und daß derselbe wiederholt Gelegenheit hatte, die berühmte griechische Gastfreundschaft in echt patriarchalischer und wirklich zuvorkommendster Form zu genießen. Auch über die großartigen Reste kyklopischer Mauern auf Kephalonia gab Redner nähere Mittheilungen und schloß mit einem gedrängten Ueberblick über die Insel des Odysseus und deren Alterthümer seinen inhaltreichen Vortrag, zu dessen Erläuterungen mehrere Specialkarten und Originalzeichnungen dienten.

† (Polytechnischer Verein.) Mitgliederversammlung vom 20. December. Der Generalsecretär des Vereins, Hr. Ingenieur Steinach, berichtet über die Generalversammlung des bayerischen Kunstgewerbevereins vom 14. December und betont, daß auch der polytechnische Verein die Veranstaltung einer internationalen Gewerbe-Ausstellung 1888 in München auf das wärmste begrüßt. Leider trafen die für den Vortrag des Hrn. v. Hößle bestimmten Apparate nicht ein, so daß derselbe verschoben werden mußte. Hr. Ingenieur Steinach hielt statt dessen einen Vortrag über Aneroïden und Aneroïdaufnahmen. Redner versuchte hauptsächlich darzulegen, wie man aus einer nur bis zu einem gewissen Grade genauen Beobachtung und mittelst in der Behandlung sehr empfindlicher Instrumente dennoch durch Anwendung graphischer Rechnungsmethoden genaue und jeden etwaigen Fehler selbst anzeigende Resultate erzielt. Die Ausstellung des Abends hatte die Münchener Bleistiftfabrik Kronheimer u. Leiter mit ihren Fabricaten beschickt. Diese rührige Firma fertigt außer ihren rühmlichst bekannten Bleistiften als weitere Specialitäten Farbstifte, Farbkreide und künstliche Griffel. Die nächste Versammlung den 3. Januar 1887.

äußerst geringfügigen Oberflächenverhältnissen bedingt, die örtlichen Schnee-Anhäufungen zu veranlassen pflegen. Gerade auch mit diesen Verhältnissen und Wirkungen hat sich Schimper nachhaltig beschäftigt. Während seines Aufenthalts in Jena (1854 und 1855), wo er oftmals die ausgezeichnetsten Professoren der Universität — mehrere derselben sind noch lebende Zeugen — als freudig überraschte Zuhörer um sich versammelt sah, hielt er eine Reihe von rhoologischen Vorträgen, in welchen er nicht nur die Morphologie der Wasserströme, sondern auch die der Luftströmungen, als deren sichtbaren Ausdruck er die Formen der Wolken auffassen lehrte, eingehend behandelte und insbesondere auch die Schneeverwehungen (als gleichsam Sandbänke in den Luftströmen) und deren Ablenkung durch ganz geringfügige Vorrichtungen zur Sprache brachte.

Warum ich gerade diese Gelegenheit benutze, um so nachdrücklich auf Schimpers Leistungen hinzuweisen? Um es offen zu gestehen: weil ich mich der Hoffnung hingebe, noch manche Ergebnisse seiner Forschungen für die Einsicht und den Nutzen der Menschheit sichern zu können. Durch die Gnade Sr. k. Hoh. des Großherzogs Friedrich von Baden in den zeitweilig anvertrauten Besitz des handschriftlichen — freilich den Meisten für unleserlich geltenden — Nachlasses des großen Forschers gelangt, welchen der weise Fürst vor 15 Jahren durch Ankauf aus gänzlicher Verwahrlosung gerettet hat, fand und finde ich alltäglich Gelegenheit, die Tiefe und den Umfang der Forschungen Schimpers zu bewundern und mit beglückender Genugthuung zu erkennen, daß es wohl möglich sein wird, noch vieles, vieles Werthvolle, ja wahrhaft Unschätzbares, von den Früchten seines Geistes zu entziffern, zu verstehen und mittheilbar zu machen. Schimpers „Rhoologie," welche uns zugleich an seines „dunkeln" Vorgängers Herakleitos' tiefeinsichtsvolles Wort τα πάντα ῥεῖ erinnert, ist nach meiner Ueberzeugung die großartigste einheitliche Weltauffassung, welche je einem menschlichen Gehirn entsprungen ist. Sie erstreckt sich von den Bewegungen des Weltalls bis zu denjenigen des denkenden Ich, deren Gesetze dem Gebiete der „Rhoologie der Gedanken" angehören.

Berliner Brief.
XI.[1]

H.M. Berlin, 21. Dec. Die königlichen Theater stehen wieder im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Diese erfreuliche Aenderung läßt sich durchaus nicht läugnen. Seit dem Eintritte des neuen Intendanten, des Grafen Bolko v. Hochberg, merkt man aus allerhand deutlichen Anzeichen, daß man an hoher und höchster Stelle mit Ernst daran denkt, der wahren Kunst wieder eine bleibende, würdige Heimstätte dort zu bereiten, wo sich bisher unter ihrer Maske so viele falsche Göttinnen breit gemacht hatten. Alles was man bisher im Publicum von dem feinen und kunstverständigen neuen Leiter der ersten Berliner Bühnen verlauten hört, der nicht allein ein Aristokrat von reinstem Blute, sondern gottlob auch ein durch und durch gediegener Fachmann ist, läßt die berechtigte Hoffnung aufkommen, daß die beiden Hofbühnen Berlins, die unter dem letzten Régime geradezu unpopulär geworden waren, wieder den vornehmen und tonangebenden künstlerischen Standpunkt einnehmen werden, der ihnen nach Recht und Pflicht zukommt. Es ist bemerkenswerth, daß dieser bedeutsame Umschwung sich gerade mit dem Beginne eines neuen Jahrhunderts vollzieht, in welches das königliche Theater nach einem ganzen Säculum, das vor kurzem in gebührender Weise gefeiert wurde, eingetreten ist. Keineswegs soll hier aufs neue über die letzten Zeiten des vergangenen Regimentes Klage geführt werden. Aber es soll mit Nachdruck daran erinnert sein, daß man im gleichen Maße, wie man sich unter der früheren Leitung voll Strenge und Unnachsichtigkeit gegen alle seit Jahren systematisch anwachsenden Mängel richten mußte, von nun ab die Pflicht auferlegt ist, der weiteren Entwicklung der Dinge mit dem größtmöglichen Wohlwollen, mit liebevollem Vertrauen und einer ordentlichen Portion Geduld entgegenzukommen. Der Mißstände und Ungehörigkeiten waren zu viele, als daß man sie an einem Tage, ja auch nur in einem Jahre aus der Welt schaffen könnte. Es gehört viel Zeit, viel Geld, viel Härte und Rücksichtslosigkeit dazu, um mit den alt eingewurzelten Verhältnissen zu brechen, und das Publicum thut in seinem eigenen Interesse und im Interesse seiner ersten Bühnen wohl daran, wenn es den neuen Intendanten in seiner schweren und oft undankbaren Aufgabe auf das eifrigste unterstützt. Man kann dieß von vornherein mit gutem Gewissen und froher Zuversicht thun, denn Graf Hochberg beweist nicht nur den besten Willen, sondern er besitzt vor allem das, was seinem Vorgänger gänzlich abging, er hat einen edlen und hohen Respect vor der Kunst, und auf dieser für ein erstes Kunstinstitut so nothwendigen Grundlage läßt sich bei einigermaßen thatkräftiger Organisation ganz gewiß nach und nach eine schöne Zukunft aufbauen. Die ersten Verordnungen gaben sofort Zeugniß davon, wie der neue Intendant seine Stellung auffaßt und seine Aufgabe anfaßt. Daß er die Mitglieder des Orchesters von nun ab in Frack und weißer Binde erscheinen ließ, daß er den Hervorruf seiner Sänger und Sängerinnen auf offener Bühne verbot, daß er den Urlaub und die Gastspiele seiner Opernmitglieder in Theatern und Concerten einschränkte, daß er das Zuspätkommen des Publicums — eine Unsitte, die hier mehr als irgendwo grassirt — durch Schließen der Thüren während der offenen Scene zu vereiteln suchte, daß er sogar auf eine vornehmere und bessere Toilettirung der Besucher der besseren Plätze hinzielte — alles das mag in den Augen gewisser Leute als unwesentlich erscheinen, gibt aber jedes auf seine Art einen gewichtigen Beitrag zur Beurtheilung der neuen Anschauungsweise. Weit erfreulicher aber noch wirkte das Eingreifen Hochbergs in das Répertoire selbst. Hier war sofort eine wirklich gute That zu verzeichnen. Der neue Intendant ließ Mozarts „Don Juan," der am Berliner Opernhause allerdings in einer unverantwortlichen Weise zu Gehör gebracht wurde, bis auf weiteres absetzen, und wie ernst er es mit einer würdigen Aufführung dieses unsterblichen Werkes meint, beweist der Umstand, daß er sich persönlich an Stelle der bisherigen unglaublich verunstalteten Partitur im Opernhause von der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek die ursprünglichen und fehlerlosen Vorlagen der Oper zu verschaffen wußte. Die Classiker erhalten überhaupt in erster Linie an Graf Hochberg einen warmen und verständnißvollen Fürsprecher, und man wird voraussichtlich in Zukunft nicht so viel Aergerniß bei der Vorführung ihrer Meisterwerke in unserem Kunsttempel zu erfahren haben, wie bisher. An einer guten, die berechtigten Ansprüche der Reichshauptstadt befriedigenden Oper hat es schon seit Jahren gefehlt, und die immer wiederkehrenden Pläne zur Gründung einer zweiten Oper waren durchaus zeitgemäß. Ein tüchtiger Unternehmer hätte hier, ebenso gut wie das Deutsche Theater dem königlichen Schauspielhause eine empfindliche Concurrenz bereitete, gewiß sein Publicum gefunden. Hoffen wir, daß solche Pläne durch den Wechsel der Verhältnisse von nun ab gänzlich in das Wasser fallen. Bei dem außergewöhnlich hohen Etat, den der Kaiser seinen Hoftheatern bewilligt und dessen Zahlen unlängst durch Zeitungsnotizen bekannt geworden sind, muß eine von Privatunternehmern unerreichbare Höhe der königlichen Bühneninstitute ermöglicht werden. Von dem Schauspielhause, das in früheren Zeiten nur von Ueberschüssen zu erzählen wußte und jetzt bedenklich leer geworden ist, soll ein anderes Mal die Rede sein. Auch hier ist unendlich vieles zu thun.

[1]) S. „Allg. Ztg." Nr. 111 B.

Die Oper ist offenbar das eigenste Gebiet Hochbergs, und hier that er denn auch zunächst einige wichtige Schritte vorwärts.

Mit der Anstellung des Karlsruher Capellmeisters Felix Mottl hat der neue Intendant einen außerordentlich glücklichen Griff gethan und nebenbei große Klugheit bewiesen. Erstlich bringt er damit ein- für allemal die Stimmen zum Schweigen, welche ihn eines für einen heutigen Bühnenleiter unzeitgemäßen Anti-Wagnerianismus beschuldigen möchten, da der junge, kaum dreißigjährige Musikdirector als einer der begeistertsten Jünger des Bayreuther Meisters gilt. Zum zweiten hat er in dem aus Oesterreich gebürtigen Mottl eine Kraft gewonnen, wie sich nicht leicht eine zweite finden ließ, einen hervorragend beanlagten, thatkräftigen, kunstfrischen Musiker, der ohne Zweifel zu den Allerersten seines Faches gehört und nicht allein als Dirigent Wagner'scher Bühnenwerke, sondern im gleichen Maße als sorgfältiger, geist- und gemüthvoller Leiter von classischen, italienischen und französischen Opern die meisten heutigen Theater-Capellmeister um ein Bedeutendes überragt. Es steckt eine jugendliche Frische und eine hingebende Begeisterung, ein echt künstlerisches Temperament und eine virtuose technische Fertigkeit in diesem Dirigenten, die alles widerstandslos mit sich fortreißt. Unvergeßlich wird mir persönlich die letztsommerliche Aufführung von Wagners „Tristan und Isolde" in Bayreuth sein, die überhaupt zu dem Besten zählt, was ich jemals von der Bühne herab gehört habe. Trotz der Unsichtbarkeit des Orchesters fühlte man hier aus jeder Note, wie der Dirigentenstab mit genialem Feuer und liebevollstem Verständniß das Einzelne aus den Instrumenten und aus den Künstlern hervorholte und zu einem mächtigen harmonischen Ganzen zusammenzwang. Leidenschaft, Poesie, Durchgeistigung, Empfindung, Geschmack, alle diese hauptsächlichen Eigenschaften, deren die wahre Kunst nicht entrathen kann noch darf, traten hier in die deutlichste Erscheinung und riefen den unerwartet großen und allgemeinen Erfolg der ergreifenden Liebestragödie des Dichter-Componisten hervor. Aber auch von vortrefflichen Vorstellungen nichtwagnerischer Werke am Hoftheater in Karlsruhe weiß ich zu sagen. Man braucht nur das dortige Opern-Répertoire der letzten Jahre durchzusehen, um einen Begriff von dem Fleiß und der Leistungsfähigkeit dieses Dirigenten zu bekommen, der nichts weniger als den Tadel der Einseitigkeit verdient, sondern geradezu mehr als andere eine staunenswerthe Vielseitigkeit künstlerischen Wirkens an den Tag gelegt hat. In Berlin wird dieß nun für die Folge wohl anders werden, da Mottl vornehmlich Wagner'sche Opern zu dirigiren bekommen und das größere Publicum ihn folglich, wie es schon jetzt der Fall ist, als einen hauptsächlichen Wagnerianer anzusehen sich gewöhnen dürfte. Wie ungerecht und einseitig aber dieses Urtheil ist, wird Jeder gestehen müssen, der in den letzten Jahren Gluck'sche, Mozart'sche, Weber'sche, italienische und französische Opern unter seiner Leitung gehört hat. In allen bestätigte sich die parteilose, achtungsvolle und achtunggebietende Tüchtigkeit einer verständigen, energischen und ausnehmend frischen künstlerischen Kraft, die aus allem und jedem etwas durchaus ganzes herauszuschaffen versteht und allen vorgeführten Werken ein einheitliches individuelles Gepräge zu verleihen weiß. Die badische Residenz verliert viel an diesem bedeutenden Künstler, und für Berlin und für den jungen Dirigenten selbst ist nur zu hoffen, daß er nicht ausschließlich in der Beschäftigung mit den Werken Wagners aufgeht oder untergeht.

Ueber die zweite neue Acquisition für das Dirigentenpult der Berliner Hofoper wird man zunächst mit dem Urtheil zurückhalten und die nächste Zeit abwarten müssen. Ludwig Deppe, ein geborener Westfale und bald sechzig Jahre alt, Schüler von Marxsen in Hamburg und Lobe in Leipzig, vormals Musiklehrer und Begründer einer Gesangsakademie in Hamburg, daraufhin einige Zeit lang Dirigent der Liebig'schen Symphonie-Capelle in Berlin und seit 1876 Leiter der schlesischen Musikfeste, ist bisher an keinem Operntheater praktisch thätig gewesen, hat sich aber als Concert-Dirigent mannichfache Verdienste erworben. Er ist seit langem als ein besonderer Schützling des Grafen Hochberg bekannt, welcher ja die schlesischen Musikfeste ins Leben rief, und man hörte von vornherein des öfteren die Ansicht äußern, daß dieser ihn wohl nach sich an die königliche Oper ziehen würde. Deppe's Berufung an den einflußreichen und wichtigen Posten wird trotzdem in gewissen Kreisen einigermaßen überraschend erscheinen, da seine Person gerade mit den in Berlin tonangebenden Musikern nicht auf dem besten Fuße steht. Seine Polemik gegen die Hochschule und deren Oberhaupt Joachim, die sich mehrfach in Wort und Schrift kundgab, hat seinerzeit viel böses Blut gemacht und ist noch in Aller Erinnerung. Sein Eintritt soll bereits mit dem neuen Jahre erfolgen, und ihm wird vor allem die Aufgabe zufallen, die im Foyer-Saale des Opernhauses stattfindenden Symphonie-Concerte der königlichen Hofcapelle und die älteren classischen Opern zu dirigiren, da er der neueren Richtung Richard Wagners nicht sonderlich hold ist. Eine gute musikalische Kraft wird ihm unter allen Umständen nachgerühmt.

Was aus den bisherigen ersten Capellmeistern der königlichen Bühne wird, ist zur Zeit noch eine offene Frage. Robert Radecke's Schicksal namentlich erregt die allgemeinste Theilnahme der Bürgerschaft. Der 56 Jahre alte bisherige erste Hofcapellmeister hat seit nahezu 25 Jahren seine Kraft dem Theaterorchester gewidmet und ist contractlich auf Lebenszeit an seine Stellung gebunden. So leicht läßt sich also sein Verhältniß zu der Hofbühne nicht lösen, und man wird ihn nur durch die demüthigende Unterordnung unter die neu engagirten Orchesterdirigenten — die Symphonie-Concerte werden ihm bereits mit Anfang des neuen Jahres entzogen — zwingen können, seinen Abschied einzureichen, was bisher noch keineswegs geschehen ist. In jedem Falle wird man ihm seinen vollen Gehalt als Pension auszahlen müssen, was bereits für neun Jahre zugestanden sein soll — eine von den vielen kostspieligen Concessionen, welche im Laufe der nächsten Zeit zu Gunsten der für die Hofbühnen nothwendig erscheinenden Reorganisationen unvermeidlich sein werden. Der Kaiser soll bei Vorlage der Reformpläne an den königlichen Theatern schon im Herbste geäußert haben, daß ihm dieselben sehr viel Geld kosten würden, und in der That wird es bei einer gründlichen Säuberung der bisherigen Zustände nicht an einem bedeutenden Pensionsetat fehlen können. Der Kunst werden diese Opfer aber auf die Dauer unzweifelhaft zu statten kommen. Radecke hat übrigens als Hauptleiter des Stern'schen Conservatoriums einen

anderweitigen schönen und erfolgreichen Wirkungskreis vor sich, und wenn er auch die Stellung am Opernhause verliert, so wird ihm die Sympathie des größeren Publicums nicht versagt bleiben, das sich trotz manchmaliger Unzufriedenheit im einzelnen bisher gern auf seine Seite schlug. Capellmeister Kahl soll, wie verlautet, zunächst auf seinem Posten bleiben und dasjenige thun, was die neuen Capellmeister nicht thun werden. Da Mottl erst am 1. Juni, nach anderen Versionen erst am 1. September, sein neues Amt antreten dürfte, bleibt ja vorderhand genügende Thätigkeit für ihn offen.

Dieser kraftvolle Anfang der Reorganisation an der Berliner Oper wird voraussichtlich manche Folgen nach sich ziehen, manche Ueberraschungen bringen und überhaupt der Anfang vom Ende mancher bisherigen Größe bilden. Im Interesse des Instituts läßt sich das nicht bedauern. Es waren Calamitäten von mancherlei Art eingetreten, die unbedingt eine Aenderung erheischten. Die Herrschaft einiger Persönlichkeiten an der Oper, deren Willkür sogar die Répertoirebestimmung und die Rollenvertheilung verstattet wurde, mußte endlich ein Ende finden. Augenblicklich schweben Verhandlungen mit Rosa Sucher-Hasselbeck in Hamburg, deren Anstellung in Berlin allerdings mit der größten Freude begrüßt werden müßte. Andere Pläne und Aussichten entziehen sich einstweilen der Kenntniß des Publicums, und es ist auch nicht nothwendig, daß vorzeitig Vermuthungen und Hoffnungen ausgesprochen werden, deren Verwirklichung noch in der Ferne liegt.

Die erste Novität unter Hochbergs Leitung war die noch von Hrn. v. Hülsen angenommene Oper „Donna Diana" von Heinrich Hofmann. Mehr als ein Achtungserfolg ward ihr trotz mehrfacher Wiederholung nicht zutheil und wird ihr schwerlich anderswo zutheil werden. Vor allem ist der Text, frei nach Moreto von Karl Wittkowsky bearbeitet, an und für sich schon ein todtgeborenes Kind. Wie man das bekannte spanische Intriguenspiel, das sich vornehmlich aus Situationen, geistreichen Unterredungen und witzigen Pointen zusammensetzt, als geeignete Unterlage einer modernen Oper ansehen konnte, ist schwer zu verstehen. Ein einsichtsvoller Freund hätte dem Librettisten wie dem Componisten von vornherein davon abgerathen. Dazu würde sich selbst die sprudelnde Erfindungsgabe eines Mozart schwerlich entschlossen haben. Jedenfalls aber bedurfte ein solcher Text eine ganz außergewöhnliche Fülle von Originalität, und diese steht dem Componisten Hofmann, ein wie guter und unterrichteter Musiker er auch sonst sein mag, nicht zur Verfügung. Schritt für Schritt beweist uns die Oper wiederum respectables Geschick, feine musikalische Bildung, kenntnißreiche Beherrschung der vocalen und orchestralen Technik, aber zu gleicher Zeit vermißt man individuelles, selbständiges Gepräge. Man glaubt immerzu, schon einmal anderwärts gehört zu haben, was uns hier aufgetischt wird, und alle die netten musikalischen Sächelchen, an denen in der That das Werk nicht arm ist, täuschen uns nicht über den wahren Mangel. Auffällig tritt auch der Einfluß Richard Wagners, besonders in der Einleitung, zu Tage. Die Aufführung war gut, wenn auch nicht hervorragend.

Nicht viel Günstigeres läßt sich über Max Bruchs neueste Sinfonie (E-dur, Manuscript) sagen, die ihre Feuerprobe im dritten von Joachim dirigirten Concert der königlichen Akademie der Künste in der Philharmonie bestand. Auch hier erfreute die gute, durchaus tüchtige Arbeit, ohne aber den Genuß einer bedeutenden Erfindung und Gestaltung zu gewähren. Am meisten war noch das Scherzo geeignet, sich den Beifall des Publicums und der Kritik zu verdienen.

Da ich gerade so viel über Musik gesprochen habe, will ich auch einer Erscheinung gedenken, von der man voraussichtlich in Zukunft noch viel reden wird, die aber in dem Strom des großstädtischen Lebens lange nicht genug das verdiente Aufsehen gemacht hat und viel zu bald vergessen wurde. Ich meine den jugendlichen Pianisten und Componisten Joseph Hofmann aus Warschau, und bemerke dabei ausdrücklich, daß ich in Folge von mannichfachen Enttäuschungen ein geschworener Feind aller Wunderkinder bin und mich auch dießmal erst nach mehrmaliger Aufforderung entschließen konnte, das gepriesene Wunder kennen zu lernen. Habe ich doch sonst nie den Gedanken los werden können, daß die jugendlichen Virtuosen auf irgendeinem Musikinstrument in der Regel nicht viel höher stehen, als die kleinen angestaunten Wunderkinder im Circus, in Seiltänzerbuden, in Akrobatengesellschaften. Beiden merkt man gleicherweise, trotz der glitzernden Kleider und der gleißenden Aeußerlichkeiten, unwillkürlich an, daß alle Kunststücke, die sie mit scheinbarem Vergnügen vortragen, mit Mühe und Noth, mit Hunger und Prügeln eingepaukt worden sind, daß alle übrigen nothwendigen Erziehungsbedürfnisse dafür vernachlässigt werden, und daß die frühreifen, gegen die natürliche Entwicklung künstlich gezüchteten Geschöpfchen schließlich auch einem frühen leiblichen und geistigen Untergang entgegengehen müssen. Bei dem kleinen neunjährigen Joseph Hofmann ist dieses alles ganz anders. Da verspürt man nichts von jener angelernten und gequälten Künstlichkeit, von jener äußerlichen, mühsam errungenen und durch unausgesetzte Uebungen eingetrichterten Fertigkeit in der Technik, die doch nicht im Stande ist, die innere Unwahrheit, den klaffenden Mangel an tieferer künstlerischer Beanlagung, Begeisterung und Kunstfreude zu verdecken. Da steht man wie vor einem vollkommenen Räthsel der Natur. In kürzester Frist hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß es sich bei Hofmann nicht allein um außergewöhnliche technische Fertigkeiten, die allenfalls angelernt werden konnten, sondern weit mehr noch um ein echtes und natürliches, angeborenes, nicht anerzogenes musikalisches Genie handelt, dessen ganzes Innere in Musik webt und lebt, das alles, was es spielt und von sich gibt, auch versteht und empfindet, das jetzt schon die innerste Sprache der Musik beherrscht. Man vergißt völlig das Alter des Knaben, sobald er sich an seinem Flügel zurecht gerückt und die Tasten angeschlagen hat. Der kleine Knirps mit dem auffallend hübsch geformten Kopfe und den angenehmen freundlichen Zügen wird plötzlich zum ernsten Manne und versenkt uns mit warmem Verständniß in die Werke, die er uns mittheilen will, als ob das etwas Selbstredendes wäre. Er leiert seine Aufgaben nicht pflichtschuldig herunter, wie ein braves gehorsames Kind, das an seinen Kunststücken doch endlich Freude gefunden hat, sondern er sucht uns die Sprache des wiederzugebenden Kunstwerkes verständlich zu machen, er dirigirt von seinem Platze aus das Orchester, er hört auf jeden Ton, auf jedes Tempo, und zeigt durch ein natürliches Mienenspiel, wieweit die Wiedergabe mit seinen Intentionen zusammenstimmt, kurz, er ist vollständig bei der Sache wie ein Alter, und nur sein Kindercostüm und das künstlich erhöhte Pedal seines Flügels erinnert uns daran, daß wir es mit einem Kinde zu thun haben. Sein Répertoire ist ein ziemlich ausgedehntes und ausgewähltes. Der Vater, der ein gediegener Musiker ist, wie aus seinen mit Joseph gemeinsamen Vorträgen auf zwei Clavieren hervorgeht, und den Unterricht leitet und überwacht, setzt ihm vorzugsweise gute Kost vor, ohne gerade ein gelegentliches Dessert von Virtuosen-Nüssen und Süßigkeiten zu verachten. Die Compositionen des jungen Pianisten halten sich in dem Rahmen der Convention, sind gefällig und einfach, und können ihrer Erfindung und Ausarbeitung nach ihm wohl zugetraut werden, wenn auch hie und da die bessernde Hand des Lehrers angelegt worden ist. Alles in allem befindet man sich hier einem Phänomen gegenüber, das lebhaft an Erscheinungen wie Mozart, Liszt, Hiller erinnert, und man kann, ohne leichtsinnig zu sein, getrost prophezeien, daß dieser Knabe, wenn er weise und vorsorglich weitergebildet wird, so daß seine übrigen leiblichen und geistigen Fähigkeiten nicht zu Schaden kommen, dereinst noch Außergewöhnliches erreichen wird. Im Interesse der Kunst ist dieß auf das wärmste zu erhoffen.

Die Wahrheit über Nipon.[1])

Von Dr. med. Rintarō Mori.

* Seit der Venetianer Marco Polo im 13. Jahrhundert seine abenteuerliche Reise nach Nipon (Japan) in seinem fast in alle Sprachen übersetzten Reisebuche geschildert hat, ist sehr vieles über dieses Land geschrieben worden. Leider waren aber nur wenige Schriftsteller im Stande, ein wahrheitsgetreues Bild des Landes zu entwerfen, theils weil sie von zu Hause eine Menge von Vorurtheilen mitbrachten, theils weil ihnen das Land bis auf einige Häfen verschlossen war, theils endlich, weil nur wenige unter ihnen mit der niponischen Sprache soweit vertraut waren, um die reichen Schätze der niponischen Literatur zu benützen. Für die neuesten Autoren lag außerdem noch eine weitere Schwierigkeit richtiger Beurtheilung darin, daß sich die niponischen Verhältnisse gegenwärtig in einem Uebergangszustande befinden; neben alten Sitten und Traditionen tritt überall das Bestreben hervor, die Fortschritte der europäischen Civilisation möglichst rasch einzuführen — ein Bestreben, das der Natur der Sache nach nicht immer gleich das Richtige trifft.

Jedoch will ich keineswegs behaupten, daß Staat und Volk Nipons von Seite der europäischen und speciell deutschen Fachmänner noch keiner eingehenden und objectiven Erforschung unterworfen worden seien, denn, obgleich ich mich nicht einer vollständigen Kenntniß der einschlägigen Literatur rühmen kann, habe ich bereits viel in deutscher Sprache verfaßte, wissenschaftliche Werke über mein Vaterland gelesen, die unsere Verhältnisse im wesentlichen richtig schildern. Ich weise in erster Linie auf die umfassende Arbeit von Professor Rein[2]) hin. Sehr beachtenswerth ist auch ein kleiner, allerdings etwas veralteter Vortrag von Karl Rosenkranz: „Ueber Japan und die Japaner,"[3]) und der von K. v. Scherzer herausgegebene Bericht über die österreichisch-ungarische Expedition.[4])

Solche ernste Werke werden aber nur von einem kleinen Kreise gelesen. Am meisten verbreitet sind gerade die werthlosesten Schriften, welche, mit der größten Willkür und Gewissenlosigkeit auf einzelne, theils schlecht beobachtete, theils mißverstandene Thatsachen gestützt, ein Zerrbild unserer Zustände entwerfen.

Monate sind schon verflossen, seit die „Allg. Ztg." einen Aufsatz „Land und Volk der japanischen Inselkette" von Dr. Eduard Naumann publicirte,[5]) und gleich darauf über einen Vortrag desselben Autors in der Anthropologischen Gesellschaft referirte.[6])

Ich war erstaunt, als ich jene Blätter zu sehen bekam, denn es ist unbegreiflich, wie ein Forscher, der sich selbst mehrere Jahre lang in Nipon aufhielt, in seinen Schilderungen solche Irrthümer begehen und solche Trugschlüsse ziehen konnte. Ich entschloß mich schon damals, auf Grund der Thatsachen, die Naumann'schen Angaben zu widerlegen, finde aber erst jetzt Zeit dazu. Indem ich hier die Gelegenheit ergreife, mich gegen Hrn. Dr. Naumann auszusprechen, bemerke ich ausdrücklich, daß mir keinerlei persönliche Beziehungen die Veranlassung dazu gegeben haben. Es geschieht nur im Interesse meines Vaterlandes und meiner — besonders in Deutschland sich aufhaltenden — Landsleute.

Ich weiß nicht, ob ich es unternommen hätte, im Folgenden eine Anzahl herausgegriffener Irrthümer Naumanns nachzuweisen, wenn er diese Irrthümer nicht dazu benützte, um sich in eigenthümlich sarkastischer Weise über Nipon auszusprechen. Ich hoffe die Leser durch die Widerlegung der falschen Behauptungen Naumanns zu überzeugen, daß die Niponer an seiner ungünstigen Beurtheilung zum größten Theile wenigstens unschuldig sind.

Niponer und Ainos. Die Abstammung der Niponer ist längst Gegenstand der Discussion. Es herrschen die verschiedenartigsten Ansichten über diese noch immer offene Frage, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann. Die Hoffnung Naumanns, daß vielleicht aus China noch genaue Kunde kommen werde, muß ich aber als gänzlich unbegründet erklären, da die ganze chinesische Literatur den Niponern vollkommen zugänglich und bekannt ist. Die achtundzwanzig großen chinesischen Annalenwerke z. B. enthalten nur vereinzelte Daten über die niponischen Gesandtschaften am Hofe der chinesischen Kaiser und die viel gefürchteten niponischen Seeräuber, sonst nichts.

Von den Ainos, den Urbewohnern Nipons, sagt Naumann, daß sie bei den Niponern verachtet seien und als Halbwilde nahezu in Gefangenschaft leben. Die Ainos leben von Jagd und Fischfang. In einer besonders hohen Achtung stehen sie allerdings nicht bei den Niponern, jedoch behandelt die niponische Regierung sie mit Milde, und begünstigt die Entwicklung ihres Stammes in jeder Weise. Das ganze Land steht ihnen offen, und von einer Gefangenschaft kann keine Rede sein. Am 3. Juli dieses Jahres war ein Aino, Namens Kannari Taro, in der Residenzstadt Nipons, um die Schuleinrichtung daselbst zu besichtigen, welche er eventuell in seine Heimath (Insel Yezo) einzuführen wünschte. Sein Vortrag im Palais Kosei wurde von den Tokyonern mit Beifall aufgenommen. Vielleicht hat das Volk eine ganz andere Zukunft, als man sie sich im allgemeinen vorzustellen geneigt ist!

Nahrung, Kleidung und Wohnung. „Bei der körperlichen Kraft und Ausdauer," sagt Naumann, „fällt bei den Japanesen ihre nach unseren Be-

[1]) Entgegnung auf den unter dem Titel „Land und Volk der japanischen Inselkette" in diesen Blättern erschienenen Aufsatz von Dr. E. Naumann und seinen Vortrag in der Anthropologischen Gesellschaft zu München am 25. Juni 1886.

[2]) J. Rein, „Japan" nach Reisen und Studien im Auftrage der kgl. preußischen Regierung. Leipzig, W. Engelmann, 1881.

[3]) K. Rosenkranz, „Neue Studien." Leipzig, E. Koschny, 1875.

[4]) K. v. Scherzer, „Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan." Stuttgart, J. Maier, 1877.

[5]) „Allg. Ztg." Nr. 175—178 B.

[6]) Ebenda. Nr. 179 B.

griffen schlechte Nahrung auf." Ich möchte daraus schließen, daß die Begriffe Naumanns darüber nicht richtig sind. Die neueren experimentellen Arbeiten haben bewiesen, daß sich eine Nahrung einzig und allein nach physiologischen und hygienischen Gründen beurtheilen läßt. Es mag die Nahrung aus noch so fremdartigen Materialien bestehen, immer besteht sie aus Eiweißstoffen, Fetten, Kohlehydraten, Salzen und Genußmitteln, und von der Menge und Art dieser Stoffe, die im menschlichen Körper verdaut und assimilirt wird, hängt ausschließlich die Güte der Nahrung ab. Hat Jemand specielles Interesse für die Nahrung der Niponer, so findet er alle näheren Angaben in dem Aufsatz von Botho Scheube: „Die Nahrung der Japaner,"[1]) und dann in meiner kleinen Arbeit „Ueber die Kost der niponischen Soldaten."[2])

Ueber Kleidung und Wohnung hat Naumann auch einige mir unbegreifliche Bemerkungen gemacht. Ich werde aber auf sie vorläufig nicht näher eintreten, da ich beabsichtige, in kurzer Zeit eingehendere Studien darüber zu veröffentlichen.

Einen auffallenden Irrthum muß ich aber hier doch noch berichtigen, daß man nämlich im Innern Nipons „fast nackt" gehe. Kennt denn Naumann das niponische Gesetz (Ishiki Kaii) nicht, worin sogar die Entblößung der unteren Extremitäten oberhalb der Kniee mit Geldbuße bedroht wird? Dieses Gesetz ist schon seit mehreren Jahren in Nipon gültig. Es wundert mich, daß Naumann für seine Mittheilung das alte Gesetz von Jyeyasu studiert (vgl. unten) und das gegenwärtig gültige Gesetz unberücksichtigt läßt!

Gesundheitszustand. Naumann gibt an, daß in Nipon wegen der unreinen Wäsche und Kleider ansteckende Krankheiten in Menge vorkommen. Abgesehen davon, daß meine vergleichenden Betrachtungen hier und zu Hause in Bezug auf die Reinlichkeit der Wäsche — wir Aerzte haben in den Kliniken Gelegenheit genug dazu — zu einem ganz anderen Resultate geführt haben, ist die Aeußerung Naumanns über das Vorkommen der Infectionskrankheiten mir höchst befremdend. Ich bin leider nicht im Stande zu erfahren, ob er die absolute Zahl der Fälle zu Grunde gelegt, ob er die Frequenz in Promille oder Procent der Einwohner gerechnet, und ob er die Mortalität an den ansteckenden Krankheiten mit der Gesammtmortalität verglichen hat. Ferner ist mir unbekannt, welches Volk er als Maßstab genommen, um das Mehr oder Weniger richtig beurtheilen zu können. Nipon hat ein Gesundheitsamt, das eine Abtheilung des Ministeriums des Innern bildet, und in welchem gute Kräfte, darunter auch ein in Deutschland (bei HH. Geheimrath v. Pettenkofer und Geheimrath Koch) ausgebildeter Hygieniker Masanori Ogata, thätig sind. Jährlich kommen zolldicke Quarthefte statistischer Berichte heraus. Um eine solche Aeußerung zu machen, hätte Naumann einen Blick in diese Berichte werfen sollen. Jeder Sachverständige wird Naumann nicht zustimmen, wenn er liest, daß von 1880 bis 1883 nur 6,6 Procent aller Todesfälle durch Infectionskrankheiten und andere endemisch auftretende Affectionen (z. B. Kakke=Beriberi) bedingt waren,[3]) während z. B. in Sachsen in demselben Zeitraum von 100 Todesfällen 9,9 durch acute Infectionskrankheiten allein starben.[4])

Weiter sagt Naumann: „Blinde gibt es in großer Zahl, und sie üben auffallenderweise die Massage meisterhaft." Ich kann leider nicht die Zahl der Blinden in Nipon angeben, doch ist es mir klar, warum Naumann in Nipon mehr Blinde auf der Straße gesehen hat als in Europa. Sie gehen auf der Straße, weil sie dort Beschäftigung haben, während sie in vielen anderen Ländern in völliger Arbeitslosigkeit ein verborgenes Leben führen. Daß man aber viele Blinde sieht, beweist noch nicht, daß es mehr Blinde gibt als anderwärts.

Sitten und Gebräuche. Als eine niponische Sitte führt Naumann an, daß die verheiratheten Frauen die Augenbrauen abrasirten und die Zähne schwärzten. Er hätte doch hinzufügen sollen, daß diese Sitte kaum unter den neueren Generationen besteht. Wenn er weiter von dem schlechten Geschmacke — „der Blindheit" — der Niponer spricht, so gestehe ich, daß der wahre Schönheitssinn bei den Niponern sich nicht entwickeln konnte, weil sie mit keinem Volke von hochentwickeltem Schönheitssinne, wie die alten Griechen, in Berührung kamen! Doch in welchem Lande klagt man nicht über den schlechten Geschmack des Pöbels?

Es wird noch erwähnt, daß die Frauen durch Stillen der Kinder bis zum sechsten Lebensjahre frühzeitig altern. Die Niponerinnen stillen, im lobenswerthen Gegensatze zu den Europäerinnen, noch ganz allgemein selber ihre Kinder. Nur wenige Familien überlassen die Säuglinge den Ammen. Das Kind wird gestillt, so lange es noch keine andere Nahrung aufzunehmen im Stande ist, und zuweilen bis die Mutter wieder concipirt. Doch wie Naumann zu einer bestimmten Gränze von sechs Jahren gekommen, bleibt mir ein vollkommenes Räthsel!

Vielleicht machte es den Lesern des Naumann'schen Aufsatzes einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er angibt, daß die Gesetze Jyeyasu's „den Fürsten und 'Fahnenträgern' — niponisch Hatamoto, Officiere unter der Fahne, nicht Fahnenträger — das Recht sichern, acht Nebenfrauen halten zu dürfen, während die Samurai — Officiere im Gefolge — nur zwei haben dürfen." Jyeyasu war der erste Feldherr (Shogun) aus der Familie Tokugawa am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Nach dem langjährigen Kriege, der am Ende der Ashikaga-Dynastie (1540) begann und ganz Nipon zu Grunde zu richten drohte, stiftete Jyeyasu Frieden. Durch sein Gesetz hat Jyeyasu wissentlich oder unwissentlich dazu beigetragen, die rasche Wiederbevölkerung des durch den Krieg verwüsteten Landes zu ermöglichen. Ich bemerke hier noch, daß die gegenwärtige Regierung nichts mehr mit der Familie Tokugawa zu thun hat und vom Gebrauche des Jyeyasu'schen Gesetzes keine Rede ist. Was würde man aber dazu sagen, wenn Jemand, der über die Sittlichkeit in Deutschland schreibt, sich auf den Beschluß des fränkischen Kreistages zu Nürnberg am 14. Februar 1650 berufen wollte, worin es buchstäblich heißt: „Es soll hiefüro jeden Mannspersonen zwey Weyber zu heyrathen erlaubt seyn ꝛc.[5])" Daß die Niponer Monogamisten sind und waren, beweisen schon die verschiedenen Bezeichnungen von Frau (tsuma) und Nebenfrau (sobame). Ferner halte ich es für bemerkenswerth, daß ein Vorhandensein der Nebenfrauen durchaus keine Polygamie ist. Die Griechen und Römer hatten Nebenfrauen; sie waren aber keine Polygamisten. Gegenwärtig wird in Nipon von einem Ehemann nur noch ausnahmsweise eine Nebenfrau gehalten, und ein solcher wird nicht zu den tugendhafteren gezählt. Ich unterlasse es, naheliegende Verhältnisse des modernen Europa hier zum Vergleich heranzuziehen.

Kunst. In Bezug auf niponische Malerei bemerkt Naumann, daß die Oelmalerei den Verfall derselben herbeiführen wird. Dessen bin ich gewiß, daß die Niponer durch Einführung europäischer Oelmalerei einen höheren Kunstsinn durch Erkenntniß wahrer Schönheit erhalten, und daß in Folge dessen einige charakteristische Züge der bisherigen niponischen Malerei allmählich erblassen werden. Aber liegt das Wesen der niponischen Malerei in diesen Zügen in dem, was durch den höheren Kunstsinn zu Grunde geht? Im Gegentheil! Durch diesen neuen Erwerb wird sich die niponische Malerei wahrscheinlich erst im vollen Glanze zeigen!

Es bleibt auch nach Adoptirung der neuen Technik immer noch viel Originelles der niponischen Malerei übrig. Es sind dieß Gegenstände, welche in der europäischen Malerei fehlen, und deren Darstellung den orientalischen Gemälden besonderen Reiz verleihen. Die Verschiedenheit der niponischen Natur, Architektur und Menschen bieten immer noch eigenartige Stoffe genug dar, und die Malerei, welche diese Stoffe darstellt, bleibt niponisch, wenn man die Kunst überhaupt nach Nationen eintheilen will.

Vielleicht meint aber Naumann den Verfall der niponischen Wasserfarbenmalerei, Porzellanmalerei ꝛc. Können diese Kunstzweige aber neben der Oelmalerei nicht bestehen? Werden sie nicht in Ländern, wo die Oelmalerei in Blüthe steht, neben dieser getrieben? Ich dächte, eine Kunst, wie die niponische Porzellanmalerei, deren Motive in Europa so eifrig nachgeahmt werden, könnte über ihre Existenz ruhig sein!

Religion und Sage. Die Naumann'sche Beschreibung vom Buddhismus ist im großen und ganzen richtig, aber mit seiner Art der Darstellung kann man nicht zufrieden sein. Was wäre denn leichter, als z. B. aus den biblischen Schriften einzelne Punkte herauszugreifen und sie lächerlich zu machen? Ebenso verhält es sich mit den buddhistischen Geschichten.

Die Quintessenz der buddhistischen Lehre ist bekanntlich ein pantheistischer Nihilismus, der Buddhismus findet im irdischen Dasein nichts Vollkommenes; er sucht es in einer höheren Sphäre, im Jenseits. Diese Sehnsucht nach dem Jenseits ist ja der Knotenpunkt aller Religionen. Dieser nihilistischen Anschauung von allem Irdischen entspricht auch der Pantheismus der buddhistischen Lehre. Der Buddhismus erkennt Gott im Weltall; auch die Pflanzen, die Erde sind nach ihm beseelt. Wie kann nun Naumann behaupten, daß die Buddhisten sich die Frauen ohne Seele vorstellen?!

Man muß ferner nicht außer Acht lassen, daß unter den Buddhisten viele Abstufungen und Nüancen der religiösen Bildung vorhanden sind, gerade so wie unter den Christen. Es gibt Secten, welche Paradies, Hölle und Seelenwanderung ꝛc. nur symbolisch, nur für Gestaltungen des Gewissens erklären.

Naumann erwähnt ein niponisches Märchen, nach dem schöne Frauen zu Schlangen werden sollen, und scheint zu meinen, daß dieser Aberglaube des Volkes noch allgemein verbreitet sei.

Allerdings brachten die alten niponischen und die noch älteren chinesischen Sagen die Schlangen und die Frauen in gewissen Zusammenhang.[1]) In den Confucius'schen Sammlungen alter Literatur steht ein Satz, welcher lautet: „Die Schlange sei das Ebenbild des Weibes, der Bär das des Mannes." Dieß kommt daher, daß man sich die Frauen in der Regel mehr der Leidenschaft, dem Neide und dem Zorne geneigt vorstellte. So gibt es z. B. ein niponisches Drama, worin ein in einen Mönch „Anchin" verliebtes Mädchen „Kiyohime" die Gestalt einer Schlange annimmt, um sich an dem herzlosen Hagestolz rächen zu können. Aber zu behaupten, daß die Niponer heute noch an die Möglichkeit dieser Metamorphose glauben, wäre ebenso lächerlich, als wenn man aus den alten Sagen irgendeines europäischen Volkes auf den bestehenden Glauben desselben schließen wollte. Andrerseits werden natürlich bei dem niponischen ungebildeten Landvolk so gut wie bei dem europäischen noch eine große Anzahl alter Sagen und Märchen geglaubt; fehlte dieß, so würde Naumann sicher mitleidig auf einen Mangel an Poesie bei den Niponern hinweisen.

Betheiligung am Welthandel. Ueber die Eröffnung der niponischen Häfen für den Welthandel äußert sich Naumann wörtlich folgendermaßen: „Man würde sehr irren, wenn man glaubte, die Japaner hätten sich durch den Eindruck der neuen Erfindungen derart überwältigen lassen, daß sie aus inneren Bedürfnissen unserer Civilisation nähergetreten wären.... Gewöhnlich nimmt man an, daß die Japaner sich uns, als den Ueberlegeneren, im Bewußtsein eigener Unvollkommenheit genähert hätten, und pflegt man diese Annäherung als einen Beweis für die guten Eigenschaften und die Intelligenz des Volkes hinzunehmen. Aber diese Anschauung trifft nicht das Rechte. Das Land ist nicht von innen her geöffnet, sondern von außen erschlossen worden." Soweit Naumann.

Ja, das Land ist unbestreitbar von außen erschlossen worden! Nicht nur dießmal, sondern solange es eine niponische Geschichte gibt. Nipon war im Alterthum von zahlreichen wilden Volksstämmen, zum Theil Troglodyten, bewohnt. Die jetzige kaiserliche Familie hat vor 2500 Jahren das Land von außen, d. h. von den südlichen Inseln her, erobert. Es folgte die Einführung des Buddhismus, der chinesischen Staatseinrichtungen und Sittenlehre immer von außen her, bis endlich die europäische Cultur und Civilisation Eingang fanden. So hat sich Nipon stets passiv verhalten und die fremde Cultur eingelassen. Was war aber natürlicher bei der insularen Lage Nipons? Wer hat jemals behauptet, daß Nipon von innen her geöffnet worden sei?

Ich gebe ferner zu, daß die Niponer nicht aus inneren Bedürfnissen das Land dem Welthandel geöffnet haben. Worin sollten denn auch diese Bedürfnisse bestehen? Nipon producirte und producirt Nahrungsmittel, Kleidungsstoffe und Baumaterialien in hinreichender Menge für seinen Gebrauch. Ein Binnenhandel genügte also allen materiellen Bedürfnissen, zumal da in Nipon bis jetzt von einer Uebervölkerung nicht die Rede war, und es konnte also nur der Wunsch erwachen, sich die allgemeinen Fortschritte von Kunst und Wissenschaft anzueignen. Hiezu war aber nicht nöthig, an dem Welthandel theilzunehmen, und strebsame Männer (J. Saguma u. A.) hatten bereits ihre Aufmerksamkeit den europäischen Wissenschaften zugewandt, ehe die Häfen Nipons geöffnet wurden. Mit Recht hat Rosenkranz (a. a. O.) den damaligen Zustand Nipons mit dem Ideal des geschlossenen Handelsstaates verglichen, wie es dem berühmten Philosophen Fichte vorschwebte. Doch war dieser ideale Zustand auf die Länge unhaltbar. Der Strom der Weltgeschichte hat Nipon aus seiner idyllischen Stille fortgerissen!

Nun komme ich auf eine Naumann'sche logische Folgerung zurück. Er beweist, daß Nipon von außen erschlossen ist, und daraus schließt er, daß die Niponer die Ueberlegenheit der Europäer nicht anerkannt haben, und weil sie sie nicht anerkannt, spricht Naumann ihnen die guten Eigenschaften und die Intelligenz ab. O welch eine Willkür! Die Möglichkeit der Coexistenz des Bewußtseins, in einer tieferen Culturstufe als die Europäer zu stehen, mit dem Streben, den Staat vom Welthandel fernzuhalten, glaube ich schon hinreichend bewiesen zu haben. Welch tiefe staatsmännische Ueberlegungen konnten nicht davor warnen, ein behagliches Stillleben zu opfern und die Europäer, die schon den Frieden so manches Staates gestört, einzulassen — welch unabsehbare Verwicklungen konnte nicht dieser Schritt im Gefolge haben! Naumann läugnet aber die Möglichkeit dieser Einsicht. Wie will er aber erklären, daß Rin Shihei lange vor der Eröffnung der Häfen seine Ideen in seinem berühmten Werke „Kaikoku Heidan" niedergelegt hat, worin er dazu auffordert, neue Kriegsschiffe zu bauen und sich neue Waffen anzuschaffen, um sich der überlegenen, von allen Seiten andringenden fremden Mächte erwehren zu können? Wie will Naumann erklären, daß viele Gelehrte ihre Schüler, trotz des damals bestehenden Verbotes, nach Europa zu schicken versuchten, um sich die neuen Wissenschaften anzueignen? Wie will er weiter erklären, daß der Minister des Shogunates J Kamonnokami auf die Gefahr seines eigenen Lebens hin den Verkehr mit den Europäern anknüpfen wollte? All diese Thatsachen gehören zwar der Vergangenheit an; die Richtung des Strebens bleibt aber heutzutage noch unverändert. Hunderte von zukünftigen Culturträgern bevölkern die europäischen, insbesondere deutschen Universitäten, wofür die Regierung jährlich ungemein große Summen Geldes ausgibt. Wir Niponer wollen uns nicht mit besonders guten Eigenschaften und einer hervorragenden Intelligenz brüsten, aber dazu sind wir intelligent genug, die Civilisation und Cultur Europa's als solche anzuerkennen.

Weiter scheint Naumann die geistige Inferiorität der Niponer noch damit beweisen zu wollen, daß die Niponer die europäischen Staatseinrichtungen nachahmten. Er sagt: „Was war bequemer, als sie zu copiren!" Ich sage: „Was war natürlicher, als sie zum Vorbild zu nehmen! Ein Staat, welcher noch nicht am Welthandel betheiligt war, fängt an, an demselben theilzunehmen; hätten etwa die Einrichtungen, die dazu nothwendig sind und die in allen am Welthandel betheiligten Ländern bereits in sehr ähnlicher Weise getroffen worden sind, in diesem neuen Handelsstaate neu erfunden werden sollen? Naumann spricht aber von kritikloser Nachahmung. Welche von den eingeführten Einrichtungen waren kritiklos? Welche haben Nipon geschadet? Naumann führt kein einziges Beispiel an, um diese schweren Anschuldigungen zu beweisen.

Zukunft Nipons. Nachdem Naumann in seinem Vortrage im anthropologischen Verein ein an Schatten reiches Bild meines Vaterlandes entworfen, schloß er seine Rede mit der Aeußerung, daß er die oft debattirte Frage nach der Zukunft Nipons mit dem niponischen Sprichworte „Frösche im Salzwasser" beantworten möchte. Zunächst muß ich gestehen, daß das Sprichwort mir vollkommen unbekannt ist. Ich habe es weder von Niponern jemals gehört, noch in der niponischen Literatur jemals gelesen. Es scheint mir fast zu den übrigen geistreichen Erfindungen Naumanns zu gehören!

Es ist unverkennbar, daß er damit auf den bevorstehenden Untergang des niponischen Volkes anspielt. Schon in seinem Aufsatze hat er dieselbe Aeußerung gemacht, und als Grund angegeben, daß die neuere Bewegung des Staates eine oberflächliche sei.

Ferner sagt er wörtlich: „Die reine Annahme der europäischen Cultur würde die Japanesen schwächen statt stärken und den Untergang des Volkes herbeiführen?" Was soll die sogenannte europäische Cultur sein, mit deren Annahme die Gefahr verbunden ist, ein Volk zu Grunde zu richten? Besteht die wahre europäische Cultur nicht in der Erkenntniß der Freiheit und Schönheit im reinsten Sinne des Wortes? Ist diese Erkenntniß im Stande jenen Untergang herbeizuführen? Nein; so kann es Naumann nicht gemeint haben. Versteht er aber etwa unter der europäischen Cultur jene Waffen, die gewisse Nationen gegen andere schon öfters mit Erfolg anwendeten, wie Branntwein, Opium und gewisse häßliche Infectionskrankheiten? Nun wohl, diese vermöchten auch Nipon zu Grunde zu richten — wenn sie Eingang fänden. Doch hat uns bisher wenigstens der gesunde Sinn unseres Volkes davor bewahrt.

Was die getadelte Oberflächlichkeit der Neuerungen anbelangt, so führt Naumann dafür als Beleg die Fabel an, daß die niponische Schiffsmannschaft die Maschine eines Dampfschiffes in Gang setzen, aber nicht abstellen konnte. Ein wirklich vortrefflich erfundenes Beispiel für die Oberflächlichkeit! Aber es ist doch nur erfunden, und es fehlt Naumann geradezu jedes discutirbare Beispiel für seine mit solcher Sicherheit ausgesprochenen Behauptungen.

Es mögen wohl unter den vielen Neuerungen der letzten Zeit einige der Naumann'schen Fabel ähnliche Fälle in der That vorgekommen sein, und wo ist das Land in der ganzen Geschichte, das bei so schnellen Reformen, wie sie in Nipon durchgeführt wurden, nicht einiges Unpraktische und Thörichte versucht hätte? Es mag der neue niponische Staat wie ein unerfahrener Knabe gehandelt haben. Ein Knabe jedoch ist der Entwicklung fähig. Und ein verständiger und vor allem wohlwollender Beurtheiler wird nie auszusprechen wagen, daß ein strebsamer Knabe sich nicht zu einem tüchtigen und kräftigen Manne entwickeln werde, weil ihm einige Jugendversuche mißlungen sind.

Neueste Posten.

⊕ **Bern**, 27. Dec. Einem Londoner Blatte ist von seinem Berner Correspondenten telegraphisch die Nachricht zugegangen, die in der Schweiz befindlichen deutschen Studenten und Officiere hätten die Weisung erhalten, sich sofort zu ihren Regimentern zu begeben. Diese Nachricht ist ebenso unwahr, wie jene vor ein paar Tagen bereits von mir aus erster Quelle dementirte, muthmaßlich von dem gleichen Berner Correspondenten dem gleichen Londoner Blatte zugegangene Mittheilung, der Bundesrath habe eine deutsche Note erhalten, welche ihn aufgefordert, die Schweizer Gränze besser zu schützen als im Jahre 1870/71, da die Franzosen, wenn der Krieg ausbreche, sicher einen Einfall in die Schweiz machen würden. Diese in so unbegründeter Weise die öffentliche Meinung allarmirenden Mittheilungen sind in den hiesigen officiellen Kreisen natürlich nicht unbemerkt geblieben und dürfte ihr Urheber die Folgen davon bald spüren.

= **Paris**, 27. Dec. Die „Républ. Française" bemerkt zur gestrigen Rede des Kriegsministers Boulanger: „Wir geben an einer anderen Stelle die Rede wieder, welche gestern in der Sorbonne vor der Lebensretter-Gesellschaft von dem Hrn. General Boulanger gehalten wurde, eine Rede, die in dem Munde eines Ministers des Unterrichts oder des Innern vorzüglich wäre. Wir halten in der That an der Idee fest, daß ein Kriegsminister nicht die Aufgabe hat, in öffentlichen Versammlungen das Wort zu führen. Lassen etwa Hr. Goblet und Hr. Sarrien die Truppen Revue passiren?" — Der „Temps" seinerseits schreibt: „Der Kriegsminister hat gestern in einer Versammlung von Lebensrettern, in der die Anwesenheit des Ministers des Innern viel natürlicher gewesen wäre, eine Rede gehalten, über die nichts zu sagen wäre, wenn ihr Verfasser nicht eine Art Hymnus auf den Frieden in dieselbe einflechten zu sollen geglaubt hätte. Diese Sprache ist übrigens ausgezeichnet, sie bringt über diese Angelegenheit genau den Gedanken des französischen Volkes und sogar aller Völker der Welt zum Ausdruck, unter der Bedingung, daß man sich über den Sinn der Worte „Ehre" und „Sicherheit" verständigt. Was uns anbelangt, so kann es hiebei natürlich kein Mißverständniß und keine Unterstellung geben: mit dem Worte Ehre wollen wir sagen, daß unsere innere und äußere Politik von uns allein abhängen muß, und mit Sicherheit, daß das Gebiet Frankreichs und seiner Colonien gegen jeden Angriff geschützt sein muß. Die Neuheit und das Reizende des Abenteuers liegen in der Thatsache der Friedensworte, welche von einem Kriegsminister gesprochen wurden. Wir sind dessen nicht ganz sicher, ob diese Wirkung des Contrastes, die von seinem Urheber gesucht und angekündigt war, von gutem Werthe ist: die Rolle des Kriegsministers ist nicht die, den Frieden zu besingen, sondern sich in Stand zu setzen, ihn mit den Waffen zu beschützen, wenn er durch auswärtige Gefahren bedroht würde; er kann es auch durch Unvorsichtigkeiten im Innern sein, und die größte dieser ist die maßlose Bedeutung, die man in dem früheren Cabinet und dem Anscheine nach in dem neuen Cabinet noch mehr die Persönlichkeit des Generals Boulanger hät annehmen lassen; man hat ihn als Minister des Aeußern, Minister des Innern gesehen, nun ist er Conseilspräsident. Nicht genug daran, daß er spricht, was schon zu viel ist, sondern er ist der Einzige, der spricht, und das genügt nicht. Die Gefahr liegt nicht darin, was er sagt, sondern in der Freiheit, die man ihm gewährt, es zu sagen, während er Collegen hat, deren Rolle, und einen Chef hat, dessen Pflicht es ist. Er gehört zur Regierung und wir freuen uns hierüber, denn er gilt dafür, daß er die Leidenschaft und den Sinn der technischen Function hat, die er daselbst auszufüllen hat, er ist aber nicht die Regierung." — Das „XIX. Siècle" erklärt, kein Republicaner werde die Verurtheilung gutheißen, welche das vom größten Freunde öffentlicher Kundgebungen begründete Blatt (die „Rép. Franç.") im voraus schon über die Rede Boulangers ausgesprochen habe. Dieselbe sei allerdings nur kurz und hasche nicht nach Effecten, sei aber doch beredt und zeitgemäß. Angesichts der beunruhigenden Erklärungen von anderer Seite habe der Kriegsminister gut gethan, diese Friedensversicherung hören zu lassen. — Die „Autorität" meint: „Wenn sich der General Boulanger immer so correct ausgedrückt, immer eine so würdige Zurückhaltung gezeigt hätte, so wären wir nicht gezwungen gewesen, ihn zu bekämpfen.... Wir freuen uns jedes Mal, wenn wir feststellen können, daß er die gewaltigen Interessen und die heilige Sache, die ihm anvertraut, in der gebührenden Weise vertritt." — „Petit Journal" sagt: „Das sind schöne und edle Worte. Es war nothwendig, daß sie gesprochen wurden, und wir danken dem Kriegsminister von ganzem Herzen für dieselben." — Im „Gaulois" berichtet der monarchische Abg. Dugué de la Fauconnerie Aeußerungen, die er vom Kriegsminister bei einem Essen von 15 Gedecken kürzlich gehört hat, gerade während die Kriegsgerüchte die Blätter füllten. Der Minister setzte auseinander, daß die Franzosen ihre militärischen Eigenschaften in einem Kriege nur dann ganz und voll zur Geltung bringen könnten, „wenn man fest überzeugt sei, daß die Herausforderung vom Feinde gekommen, und daß wir, weit entfernt, die Angreifer zu sein, Alles gethan haben, um das Land vor den Leiden des Krieges zu bewahren, was mit unserer Würde und der nationalen Ehre vereinbar war." Dasselbe Blatt will wissen, daß der Kriegsminister im Schoße des Ministerraths auf Drängen des Premiers und der übrigen Minister nach langem Sträuben und nachdem er mit seinem Weggang gedroht, endlich eingewilligt hat, auf seine Creditforderung von 400 Millionen Francs für Neubewaffnung des Heeres zu verzichten und sich für 1887 mit der Summe von 43 Millionen zu begnügen. Am Schlusse des Ministerraths habe der Premier den Minister des Auswärtigen ersucht, den bezüglichen Beschluß des Cabinets an den diesseitigen Botschafter in Berlin zu telegraphiren. Dort habe am vorigen Freitag Hr. Herbette dem Grafen Herbert v. Bismarck davon Mittheilung gemacht; dieser habe sofort dem Kaiser darüber Bericht erstattet, welcher sowohl Hrn. Herbette als auch telegraphisch dem Grafen Münster seine Befriedigung darüber habe ausdrücken lassen. Die „Liberté" bestreitet diese ganze Geschichte. Herbette habe keinen derartigen Schritt gethan; die Militär-Credite seien noch Gegenstand schwebender Berathungen des Cabinets, und Deutschland habe sich ebensowenig in die militärische Reorganisirung Frankreichs gemischt, als Frankreich in die deutschen Militärfragen. Auf beiden Seiten wolle man aufrichtig den Frieden. — Bei der Mitternachtsmesse auf Weihnachten in der Kirche Saint-Nizier zu Lyon ist durch die Besonnenheit eines Polizisten eine furchtbare Katastrophe vermieden worden. Ein Unbekannter hatte eine Bombe mit brennendem Zünder am Eingang in der Nähe des Weihkessels niedergelegt. Glücklicherweise bemerkte ein Polizeidiener dieselbe, trug sie aus der Kirche und löschte die glimmende Zündschnur im Rinnstein aus. Eine Untersuchung wurde sofort eingeleitet, man soll dem Missethäter bereits auf der Spur sein.

☙ **Rom**, 26. Dec. In einem der auswärtigen Lage gewidmeten Leitartikel läßt sich der officiöse „Popolo Romano" über die Eventualität eines österreichisch-russischen Zusammenstoßes, den er an und für sich für localisirbar hält, folgendermaßen vernehmen: „Frankreich hat mittelst einiger seiner angesehensten Blätter bereits erklärt, daß es neutral bleiben würde; Deutschland — ça va sans dire — wird als Alliirter beider feindlicher Reiche sich nicht rühren, so lange Frankreich ruhig zusieht; England hat, wie es jeden Augenblick von neuem erklärt, auf der Balkan-Halbinsel keine größeren Interessen im Spiel als die beiden vorgenannten Mächte, und deßhalb keinen zwingenden Grund, aus der bisher beobachteten Zurückhaltung herauszutreten; Italien endlich hat sich bemüht und bemüht sich, zu verhindern, daß die orientalische Krisis eine acute Gestalt annehme, weßhalb wir nicht glauben, daß es die Waffen für eine Sache ergreifen könne oder wolle, die es nichts angeht, solange der Kampf zwischen Oesterreich und Rußland auf die Frage des Uebergewichts des einen oder des anderen beschränkt bleibt. Die Lage könnte sich nur unter einer Bedingung ändern, und diese wäre, wie Alle wissen, das Bündniß zwischen Paris und St. Petersburg — ein Bündniß, das, offen gestanden, für den Augenblick nicht allzu große Aussicht auf Verwirklichung hat.... In St. Petersburg kann man ebenso-

---

1) Archiv für Hygiene. Bd. 1.
2) Ebenda. Bd. 5.
3) Eiseikyoku Hokoku (Bericht des Gesundheitsamtes). 1880—1883.
4) Jahresberichte des Landes-Medicinalcollegiums über das Medicinalwesen im Königreich Sachsen. Jahrgänge 13—15. Leipzig, F. C. W. Vogel.
5) Schorer's Familienblatt. Berlin, 1886. Heft I.

1) Vergl. auch die christliche Lehre vom Sündenfall.

Einladung zum Abonnement.

Der herannahende Quartalsschluß gibt uns Anlaß, die verehrlichen Leser und Freunde unseres Blattes zum Abonnement, resp. zu rechtzeitiger Erneuerung desselben, einzuladen.

Man abonnirt **außerhalb Münchens** am billigsten beim heimischen Postamt. Preis excl. Postaufschlag vierteljährlich M. 9. — Uebernimmt das nächste Postamt keine Zeitungsbestellungen, so wolle man den Abonnementsbetrag für **directe Lieferung** (monatlich M. 4. — für Deutschland-Oesterreich, M. 5. 60 = Frs. 7. — für das Ausland) durch Postanweisung der unterzeichneten Expedition zuschicken oder sich an eine der nachgenannten Zeitungs-Agenturen wenden: Für England beim Postamt Köln und bei Hrn. Siegle (30 Lme Street E. C.) in London. Für Frankreich, Portugal und Spanien beim Postamt Köln oder Straßburg; bei HH. A. Ammel in Straßburg und Paris (36rue Monge); Hrn. Klincksieck (11 rue de Lille) in Paris. Für Nordamerika beim Postamt Köln und bei Hrn. E. Steiger und Co. (25 Park Place) in New-York. — **Reise-Abonnements** werden fortwährend und für beliebige Dauer angenommen von der Expedition. Adressenänderungen sind jederzeit zulässig. Preis **wöchentlich:** für Deutschland-Oesterreich M. 1. 20 = 70 Nkr. österr., für das Ausland M. 1. 60 = 2 Frcs. Gefl. Aufträge und Zahlung durch Postanweisung oder in Werthzeichen an die Expedition.

Für München beträgt der Quartalspreis M. 7. 50, wenn die Zeitung bei uns selbst oder bei einer der nachgenannten Stellen abgeholt wird.

Für **Zustellung ins Haus** (2mal täglich) berechnen wir M. 1. 25 vierteljährlich. (M. 1. 75 für die ganz entlegenen Stadttheile.)

Zur Bequemlichkeit unserer hiesigen Abonnenten haben wir in verschiedenen Stadttheilen Dépôts errichtet, woselbst, gleichwie

in unserer eigenen Expedition, Schwanthalerstraße 73,

die bei uns abonnirten Exemplare **(für die allein wir vollständige Lieferung garantiren)** in Empfang zu nehmen sind, nämlich:

Bahnhofplatz 5 (Ecke der Dachauer- und Luisenstraße) bei Herrn **Theodor Bochl.**
Schützenstraße 8 bei Herrn **Brand,** Zeitungs-Expedition.
Am Karlsplatz im **Zeitungskiosk.**
Karlsplatz 16 bei Frau **Utz,** Zeitungs-Expedition.
Maximiliansplatz 22 in Herrn **Louis Finsterlin's** Buchhandlung.
Am Promenadeplatz im **Zeitungskiosk.**
Windenmacherstraße 5 bei Frau **Eichelberg,** Zeitungs-Expedition.
Marienplatz 5 bei Herrn **E. Deisler.**
Maximiliansstraße 39 (gegenüber den 4 Jahreszeiten) bei Hrn. **Joh. Schweizer's Nachfolger** (E. Böck).
Maximiliansstraße 24 bei Frau **Heinel,** Zeitungs-Expedition.
Am Platzl Nr. 5 bei Frau **Memmert,** Zeitungs-Expedition.
Am Isarthor im **Zeitungskiosk.**
Am Sendlingerthor im **Zeitungskiosk.**
Thalkirchnerstraße 2 bei Herrn **Grünwald's** Zeitungs-Expedition.
Müllerstraße 39 (Ecke der Fraunhoferstraße) bei Herrn **Bauer,** Melber.
Ecke der Utzschneider- und Müllerstraße im **Zeitungskiosk.**
Stiegelmayerplatz (Ecke der Schleißheimerstraße) bei Frau **Reiter,** Zeitungs-Expedition.
Theresienstraße 42 bei Herrn **Schilling's** Zeitungs-Expedition.
Theresienstraße 59 bei Herrn **Heckner's** Zeitungs-Expedition.
Amalienstraße 79 bei Herrn **Käppner's** Zeitungs-Expedition.
Türkenstraße 45 bei Frau **Scheurer,** Zeitungs-Expedition.
Türkenstraße 65 bei Frau **Bartenschläger,**

In München wird das Hauptblatt Abends 4½ Uhr, die Beilagen werden früh 6½ Uhr ausgegeben.

München, December 1886.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Concurrenz-Ausschreiben.

Im höchsten Auftrage des k. b. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten wird hiemit zur Fertigung von Entwürfen für einen **monumentalen Brunnen** eine allgemeine Concurrenz unter den **in Bayern lebenden Künstlern** eröffnet.

Dieser Brunnen soll in der Vorstadt Gostenhof zu Nürnberg auf einem freien Platze, der Plerrer genannt, welcher durch die Fürther- und durch die Rothenburgerstraße, ferner durch den Bahnhof der Ludwigseisenbahn und die nördlich an diesem sich anschließenden Anwesen begränzt wird, errichtet werden.

Für die Ausführung dieses Kunstwerks steht eine nicht zu überschreitende Summe von 52,500 Mark zur Verfügung, in welcher jedoch die Kosten der Fundirung und Wasserzuleitung, welche die Stadtgemeinde Nürnberg zur Tragung übernommen hat, nicht mit inbegriffen sind.

Das Programm mit den Concurrenzbedingungen wird vom Stadtmagistrat Nürnberg auf Verlangen gratis und franco zugesendet.

Die für die Concurrenz bestimmten Entwürfe oder Modelle müssen bis **spätestens am 31. März 1887** an die k. Akademie der bildenden Künste in München abgeliefert sein.

Zur Prüfung derselben ist ein Preisgericht niedergesetzt, bestehend aus den Herren:
k. Professor der technischen Hochschule **Rudolf Gottgetreu,**
k. Professor **Rudolf Seitz,**
k. Professor der technischen Hochschule **Heinrich Schmidt,**
sämmtlich in München,

und den Herren:
I. Director des germanischen Nationalmuseums **Dr. A. Essenwein** und
k. Director der Kunstgewerbeschule **Karl Hammer,** beide in Nürnberg.

In Verhinderungsfällen haben als Suppleanten einzutreten die Herren: k. Professor **Georg Hauberisser** und k. Professor der Kunstgewerbeschule **Leonhard Romeis,** beide in München, und k. Professor der Kunstgewerbeschule **Karl Jäger** und Architekt **Theodor Eyrich** dahier.

Dieses Preisgericht ist ermächtigt, nach seinem freien Ermessen drei Preise zuzuerkennen, von denen der erste Preis in der Uebertragung der Ausführung des Brunnens, der zweite in einer Baarsumme von 1500 M. und der dritte in einer solchen von 1000 M. bestehen soll.

Nürnberg, den 23. December 1886. (15263)

Der Stadtmagistrat.
v. Stromer.

Th. Biermanns'

verbesserter galvano-elektr. D. R.-Patent-Frottir-Bürsten-Apparat: der vorzüglichste Heilapparat zum **Selbstgebrauch z. sofortigen** Linderung u. **gänzl.** Heil. v. **Gicht, Rheumatismus, Neuralgie, Nervosität, Nervenschwäche,** mangelhaften **Blutcirculationen, Hautreizungen, Hautjucken, Schwächezuständen** 2c. **Hunderte** von **Geheilten,** die alles **vergeblich** bei obigen **Krankheiten** anwandten, **rühmen** den **Erfolg** dieses Apparates. **Diese** Apparate incl. **Gebrauchsanweisung** sind **echt** aus der **Fabrik** des Erfinders, **Berlin S., Prinzenstr. 97,** geg. Einf. od. **Nachn.** des Betrages von 15 Mk. zu beziehen.

[12438] Elektrotechniker **Th. Biermanns.**

Vorschüsse auf courante Werthpapiere

offeriren wir auf 4—6 Monate à 3½ % jährlich **ohne Provision.**

(13506) **Basler Depositen-Bank.**

Wasserdichte Wagen- und Pferdedecken,

sowohl chemisch präparirt wie kautschuckirt, in verschiedenen Farben, liefert in garantirt bester Qualität zu billigen Preisen

Wilhelm Hennighausen, Nürnberg,
[14114] **Fabrik wasserdichter Stoffe.**

Vorrätig in allen Buch- und Musikalienhandlungen:

Festgeschenk Tanz-Album f. d. fröhl. Jugend 12 leichte Tänze für Klavier von **Herm. Necke,** Mk. 1,50. **54. Aufl.** (14911—8)

für Klavier zu 4 Händ. Mk. 2,—; f. Violine 75 Pfg.; f. Klavier u. Violine Mk 2,—; für Zither, bearb. von F. Gutmann Mk. 1,50. Verlag von P. J. Tonger, Köln.

Im Verlage von **Fr. Thiel, Friedenau-Berlin,** erschien so eben:

Jan van Calker.

Ein Malerlied
in sechszehn Abentüren
von
Josef Lauff.
(15260/2)
Preis geh. Mark 3.—,
„ geb. „ 4.—.

Gelegenheit.

Ein seit Jahren in einer großen Stadt etablirter (15259)

Maler

wäre bereit, sein Domicil zu verändern, um als Compagnon in einem ersten Geschäft beizutreten. — Derselbe ist ledig — Ende 30er Jahre — künstlerisch ausgebildet, namentlich für figürliche Decorationen, Allegorien, dec. Landschafts-Einlagen, Perspectiven, sowie Entwerfen von Decorationen in Oel, Wachs oder Leimfarbe. Skizzen und Photographien ausgeführter Arbeiten stehen zu Diensten. Auch wäre derselbe zur persönlichen Rücksprache eventuell bereit. Hierauf Reflectirende wollen ihre Offerte unter Chiffre „A. Gelegenheit" einsenden an die Annoncen-Expedition von Johannes Nootbaar in Hamburg.

Violin-Unterricht.

Ein humanistisch-akademisch gebildeter Geiger aus guter Beamtenfamilie, Schüler weiland Joseph Walters (Vater und Sohn), wünscht Anfängern Geigenstunden zu geben. Strenge Schule; Honorar 3 M. Adresse sub W. 3039 an **Rudolf Mosse** in **München.** (15206—15)

Weshalb badet man so selten? (15012) Weil bisher kein praktischer und billiger Badeapparat existirte. Wer sich einen solchen **Weyl'**schen heizbaren Badestuhl kauft, kann sich mit 5 Kübeln Wasser und 1 Kilo Kohlen täglich warm baden. Ein Jeder, der dieß liest, verlange per Postkarte den ausführl. illustr. Preiscourant gratis. **L. Weyl, Berlin W.,** Leipzigerstraße 41.

Milde ff. Malabar-Cigarren,

vorzüglich im Geschmack u. Brand, eigenes Fabric. aus nur bester Sumatra; Felix- u. Habana-Tab., sehr preisw., M. 50, 60 u. 70 p. Mille in 1/10 Kisten. (11526)
12 Probecig., 3 Sorten, fco. 1 M.
Herm. Fritsch, Bremen (Zollgebiet).

Panorama, Goethestr. 45.
Die Kreuzigung Christi.
Entrée 1 Mk. Kinder unt. 12 J. 50 Pf. (14371)

Pianinos, kreuzsaitiger Eisenbau, höchste Tonfülle. Kostenfreie Lieferung auf mehrwöchentl. Probe. Preisverz. gratis u. franco. Ohne Anzahlg. à 15—20 M. monatl. Pianoforte-Fabr. L. Herrmann & Co., Berlin, Neue Promenade 5. (11354)

Panorama, Theresienstr. 78.
Belagerung von Paris.
Entrée 1 Mk., Sonn- u. Feiertage 50 Pf.

Auszug aus dem Wetterbericht der k. b. meteorologischen Centralstation

vom 28. December 1886, **8 Uhr** Morgens.

Das Minimum, welches gestern vor dem Canale lag, hat sich mit abnehmender Tiefe nordostwärts nach Südschweden verlegt und der Luftdruck in Mitteleuropa von Südwesten her rasch zugenommen, so daß heute ein Maximum von 765 mm über dem Alpengebiet sich befindet. Da gleichzeitig über der Nordsee ein neues Minimum unter 750 mm erschienen ist, wehen auch heute in Deutschland südwestliche bis westliche Winde. Im Alpengebiete hat es am Morgen aufgeklärt; im allgemeinen ist das Wetter jedoch unbeständig, die Niederschläge sind meist gering. Fast ganz Deutschland hat Thauwetter, südlich der Alpen dagegen herrscht Frost (Turin —6°). Die Nachrichten aus England und fast ganz Frankreich fehlen.

Voraussichtliche Witterung für Mittwoch den 29. December 1886: Fortdauer des unbeständigen Wetters mit stellenweisen Niederschlägen; Temperatur wenig verändert.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 361. (Früher in Augsburg erschienen.) München, Donnerstag, 30. December.

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich *Schwanthalerstrasse Nr. 73.* Der Insertionspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Colonelzeile. Im Hauptblatt (excl. Montags) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Uebersicht.

Emin Bey (Dr. Schnitzler). — Zur deutschen Romanliteratur. — Die russische Universitätsreform von 1884.

Neueste Posten. Berlin: Der Kaiser. Neujahrscour. Karlsruhe: Vom Hofe. Nationalliberales. Le Tellier. Schneestürme. Paris: Die Kriegspolitik und die Parteien. Ministerrath. Unterrichtswesen. Generalsernennungen. Hr. Letellier. St. Petersburg: Katkow über die Presse. Zur Russificirung der Ostseeprovinzen. — Verschiedenes.

☞ Telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Emin Bey (Dr. Schnitzler).[1]

F. R. Innerhalb der letzten drei Jahre hat sich in Nordostafrika ein geschichtliches Trauerspiel erschütternder Art abgespielt. Die rasch sich folgenden und in einander zerfließenden Bilder desselben erinnern an die Fata Morgana der Wüsten, durch welche der geduldige, mächtige Nil seinen Weg nach Norden sucht. An diesem Strome hin hatten die ländergierigen Khedives ihre Macht seit siebzig Jahren immer weiter ausgedehnt, bis ein Reich von der vierfachen Größe des deutschen gewonnen war. Aber es schien nur gewonnen. Denn als dieser Bau eben am höchsten zu ragen schien, stürzte er in einer Frist zusammen, die uns jetzt nur wie ein Moment erscheint.

Als am 29. Mai 1883 in Kairo ein Dampfer eintraf, welcher die Reise von Ladó in 45 Tagen gemacht hatte, wurde diese Raschheit der Beförderung zwischen der Hauptstadt des jungen ägyptischen Obernilreiches und dem Mittelpunkte seiner südlichsten Besitzungen noch als ein großer Triumph gefeiert und es schien, als ob damit das Band zwischen den weithin sich streckenden Theilen des Reiches selbst ein festeres, zuverlässigeres geworden sei. Wie rasch ward diese Hoffnung zu nichte, als der im Juli 1883 nach dem Bahr el Ghasal abgegangene Dampfer im Beginn des folgenden Jahres schon nur mit Mühe Chartum wieder zu erreichen vermochte, und als die Schaaren des Mahdi so unwiderstehlich rasch über das Land sich ausbreiteten, daß Chartum genau ein Jahr später in ihren Händen und das englische Entsatzheer auf dem Rückzuge aus Dongola begriffen war. Dazwischen liegt der unglückliche Vormarsch der Aegypter unter Hicks gegen Kordofans Hauptstadt, El Obeid, die dreitägige Schlacht von Kaschgil, vom 1. bis 3. November 1883, die blutigste wohl, die in neuerer Zeit auf Afrika's Boden geschlagen ward, die Einschließung von Chartum, der waghalsige Zug Gordons nach diesem letzten Halt Aegyptens und seine Ermordung, zugleich mit der einer ganzen Reihe von Europäern und Aegyptern.

Der Aufstand des Mahdi, welcher seit 1881 geglüht hatte, bis er bei der Einnahme von Sennaar als drohende Flamme lohte, die Funken nach allen Seiten ausstreute, hatte seinen natürlichen Weg nilabwärts gesucht und zunächst sein Ziel in Chartum gefunden. Der Mahdi selbst war von der Insel Aba im Weißen Nil, 13° 20′ N. B., ausgegangen. Hinter sich ließ er die ägyptischen Aequatorialprovinzen in der Verwaltung von Männern, welche glücklicherweise in keiner Weise irre wurden an ihrer Pflicht, wenn auch über den breiten Brand des Aufruhrs weg keine Nachricht aus Aegypten zu ihnen gelangte und gleichzeitig die Verbindungen nach Süden hin mit Sansibar, die bis dahin offen gewesen, durch einen Thronwechsel in den mächtigsten der zwischenliegenden Reiche, Uganda, unterbrochen wurden. An ihrer Spitze stand und steht Emin Bey, ein österreichischer Schlesier, dessen deutscher Name Schnitzler. Emin Bey war früher Arzt in türkischen Diensten, dann seit 1874 in ägyptischen, wurde durch Gordon in die Verwaltung der oberen Nilprovinzen Aegyptens gezogen und endlich vor acht Jahren zur Leitung der ganzen Aequatorialprovinz berufen. In dieser bewährte er sich nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Beobachter nicht bloß durch seine Thätigkeit und sein Organisationstalent, sondern vor allem auch durch die seltene Fähigkeit, den Negern Vertrauen und damit freiwilligen Gehorsam abzugewinnen. Er hat in den acht Jahren seiner Verwaltung dem Lande seiner Adoption ebenso großen Vortheil gebracht, als dem seiner Verwaltung unterstellten. Es ist kein Europäer, sei es Forscher oder Missionär, den Nilweg gezogen, ohne daß er Schutz und Förderung seitens des Mannes gefunden, den der englische Uganda-Reisende Felkin nicht bloß einen vollkommenen Gentleman, sondern „den selbstlosesten Mann, den ich je kannte," nennt, und von dessen Thätigkeit Schweinfurth, der, weiterblickend als Andere, schon 1882 den ganzen Sudan als von Aufruhr und Unordnung bedroht erkannte, am meisten hoffte. Schweinfurth nannte ihn einen Culturapostel in des Wortes voller Bedeutung und einen „durch viele Jahre selbstentsagender Thätigkeit bewährten Charakter." Aus den Zeugnissen dieser Männer, dann Junkers, Casati's, Richard Buchta's und Anderer, die als Freunde oder Schutzbefohlene ihm nahegetreten waren, wissen wir genug, um beurtheilen zu können, daß Emin Bey hauptsächlich als edler Mensch, als Arzt und Freund der Armen, der sich selbst verläugnet in dem Maße, daß er nach mehrjähriger Verwaltung einer reichen Provinz ärmer als der letzte seiner Untergebenen dasteht, sich eine ganz andere festere Stellung als irgendeiner vor ihm, auch Gordon nicht ausgenommen, im Sudan bereitet hat.

Seine Erholung ist die Beschäftigung mit den Wissenschaften, der er mit derselben Energie sich hingibt, wie seinen administrativen und militärischen Obliegenheiten. Verbinden sich dieselben doch in dem wenig erforschten Lande auf das natürlichste. Nach tagelanger Arbeit im Bureau, bei Inspectionen, Audienzen u. dgl. sah man tief in die Nacht beim Schein selbstgefertigter Lichter ihn wissenschaftliche Berichte schreiben. Emin Bey hat seit 1878 in deutschen geographischen und ethnographischen Zeitschriften eine Reihe sehr werthvoller Untersuchungen veröffentlicht. Große thier- und pflanzengeographische Sammlungen liegen in Ladó, wo er mitten in den Wirren und Aufständen der letzten Zeit eine vollständige Reihe meteorologischer Beobachtungen über 1¼ Jahre sich erstreckend geschaffen hat. Noch auf dem letzten schwierigen Marsche nach Wadelai beobachtete er täglich die Schwankungen der Wärme und der Luft. Seine anthropologischen und ethnographischen Beobachtungen und Sammlungen gehören zu den ausgedehntesten. Noch vor wenigen Wochen veröffentlichte die Berliner Zeitschrift für Ethnologie von ihm eine Anzahl werthvoller Körpermessungen an Akka und Bari. Wir wollen auch nicht vergessen, hervorzuheben, daß seine Reiseschilderungen, wie besonders die „Geographischen Mittheilungen" und in früheren Jahren das „Ausland" sie veröffentlichten, im Sinne seines Vorgängers Schweinfurth, des Classikers der afrikanischen Natur- und Völkerschilderung, treu, lebendig, geistreich geschrieben sind. Eine Schilderung, wie sie 1883 das „Ausland" vom Markt und Verkehr in Uganda brachte, ist eine Perle unserer nachgerade reich gewordenen Afrika-Literatur.

Emin Bey hat seit seinem Amtsantritte jährlich einen anderen Theil seiner großen Provinz besucht. Er reiht sich dadurch den Afrika-Reisenden an, welche die größten Strecken zurücklegten, die weitesten Gebiete mit ihren Routen bedeckten: einem Livingstone, Stanley, Wißmann. Als er 1876 zum Chefarzt der ägyptischen Aequatorialprovinzen ernannt worden war, machte Emin Bey zuerst im gleichen Jahre mit Gordon eine Reise an den Ukerewe, wobei er den Somerset-Fluß untersuchte, dann im folgenden Jahre fuhr er von seiner Station Ladó über Dufileh nach dem Mwutan-See und kehrte durch Unyoro und über Rubaga zurück. Von dieser Zeit datiren seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mtesa. Als er erfahren hatte, daß der sogenannte Beatrice-Golf Stanley's nicht zum Mwutan, sondern zu einem südlicheren Seebecken gehöre, bereiste er 1879 das Westufer dieses Sees, wo er neue Aufnahmen machte und ethnographisches und linguistisches Material sammelte. 1880 besuchte er das Makraka-Gebiet im Westen, 1881 das Gebiet der Lattuka im Osten des Nils, 1882 reiste er in das Uelle-Gebiet, um dort gemeinsam mit Junker geographischen und ethnographischen Forschungen obzuliegen. Und mitten in den Sorgen des Aufstandes und der Abschließung beschäftigte ihn in den letzten Jahren unablässig eine geographische, zoologische und ethnographische Monographie über den Albertsee, die er, nach Brief vom Juli 1886, bald zu vollenden hoffte.

Als Emin Bey 1878 nach vierjährigem Dienste als Generalarzt im Sudan die Verwaltung der Aequatorialprovinz aus der Hand Gordons überkam, war nur die unmittelbare Umgebung des Nils von Ladó aufwärts, des Albertsees und des Schuli-Land in Ruhe, überall sonst herrschte Unfriede, ja Aufruhr, und die nubischen Sklavenhändler nützten einen Zustand des Faustrechts aus, der ihnen die staatlosen Neger fast ohne Kampf überlieferte. 1880 war die Ruhe wiederhergestellt, und Emin Bey, der alle Stationen, die meist verbrannt waren oder verfallen lagen, neu aufgebaut und armirt hatte, konnte zum ersten Male einen Reinertrag von 160,000 M., statt des bis zu seinem Amtsantritte üblichen Ausfalls von 5—800,000 M., aufweisen. Es waren Wege gebaut, ein wöchentlicher Postdienst organisirt, eine kleine Armee von Eingebornen ins Leben gerufen und ein erträglicher Verkehr mit den Nachbarn angebahnt. Da erhob sich im Sommer 1883 die mit unbegreiflichem Leichtsinn von den Aegyptern eher angefachte als gedämpfte Gluth des Aufstandes zur Flamme und bedrohte alle diese Keime mit Verderben. Wie zu erwarten, erfolgte der Stoß der Horden des Mahdi von Westen her gegen die Bahr el Ghasal-Provinz, das am weitesten nach der Heimath und dem Naturboden der Nubier hinausliegende, der Steppe am innigsten verschwisterte Gebiet der Aegypter im oberen Nillande. Im ersten Anprall drangen sie siegreich ein und schleppten Lupton mit sich, über dessen Schicksal weiter nichts Sicheres verlautet hat. Es hieß, er sei unter den Gefangenen in Omdurman. Emin Bey unterwarf sich scheinbar, worauf die Nubier nach Kordofan zurückwichen und er Zeit gewann, Befestigungen und Truppen ihnen entgegenzustellen. Als sie wieder vorrückten, fanden sie an der Station Amadi ein Hinderniß, das nur der Hunger überwand, die Besatzung von Amadi aber, lauter Neger, deren Heldenmuth Emin Bey in den höchsten Worten preist, zog sich in der Mehrzahl nach Makraka zurück, schlug den verfolgenden Feind bei Rimo und marschirte dann unbehelligt auf Ladó und Redjaf. Um dieselbe Zeit erhielt Emin Bey von dem Stellvertreter Mohammed Ali's in diesen Gebieten, einem gewissen Keremallah, die Nachricht, daß im Januar 1885 Chartum gefallen und Gordon, „der Feind Gottes," getödtet worden sei. „Was daran wahr ist," setzt hier Emin Bey zu, „weiß ich nicht; denn seit Mai 1883 fehlen mir alle Nachrichten, an Brandbriefen haben es ja aber die Herren Danagla nicht fehlen lassen — ich hoffe also, daß doch noch der Sudan in ägyptischem Besitze ist und man bloß mich und meine Handvoll Leute vergessen und aufgegeben hat." Emin Bey, der mit seinen zwei Dampfern noch immer den Nil freihielt, wandte sich nun nach Süden, um von den Missionären in Uganda Nachrichten, mehr aber wohl noch, um Zeug zur Kleidung seiner Leute zu erhalten, welche größtentheils in Fellen gingen. Er weilte am letzten Tage des Jahres 1885 in Wadelai und erwog dort den Plan, wenn er keine Unterstützung und keine Nachrichten aus Aegypten erhalten sollte, die ägyptischen Beamten und Officiere über Uganda nach Hause zu senden, die sudanesischen Officiere und Soldaten aber bei sich zu behalten. Seine größte Sorge war die Erschöpfung der Munition, welche nach seinem Ermessen bei guter Verwaltung noch ein Jahr halten konnte, also mit Ende des laufenden Jahres auf die Neige ging. Emin Bey gibt seinen Officieren und Soldaten das größte Lob. Fast nackt, ohne Sold, unter zahlreichen Verlusten zu dienen und zu gehorchen, das ist, wie er selbst sagt, „gewiß mehr, als

[1] Emin Bey ist in den letzten Tagen von der ägyptischen Regierung zum Pascha ernannt worden. Wir haben von ihm trotzdem im Folgenden immer nur mit dem Namen gesprochen, unter welchem er bekannt, ja berühmt geworden ist, und der durch den zu spät kommenden Paschatitel kaum gehoben werden kann. D. B.

man erwarten konnte." Allein das Geheimniß der Bildung einer solch heldenmüthigen, Großes leistenden und Schweres ohne Gefährdung der Disciplin ertragenden Schaar, wo liegt es anders, als in der Persönlichkeit des Führers, der seine traurig stimmenden und doch wieder erhebenden Mittheilungen mit den einfach edlen Worten schließt: „Wir sind Alle entschlossen, miteinander auszuhalten und Gutes und Böses miteinander zu theilen."

Emin Bey hatte übrigens die Zeit der Abschließung auch mit Arbeiten des Friedens gut ausgefüllt. Er schrieb am 7. Juli 1886 von Wadelai aus an Dr. Felkin, daß alle Stationen mit Baumwollenbau wohlbeschäftigt seien, von dessen Ertrag man hoffe, wenigstens die Blößen zu bedecken; er habe mit bestem Erfolge die Schuhmacherei eingeführt, die Seife werde im Lande hergestellt, auch Getreide und Tabak werde genügend erzeugt. Sie hätten zwar seit Monaten gewisse Luxusartikel, wie Zucker, nicht mehr gesehen, aber er für sich vermisse nichts als Bücher und jene Dinge, die zur Anlegung von zoologischen Sammlungen nöthig seien. Auch aus Junkers Briefen geht hervor, daß Emin Bey, unter dessen Schutze der Forscher die letzten Jahre bis Ende 1885 in Ladó weilte, unter Kämpfen mit Negern und Arabern langsam nach Osten zurückgegangen war, indem er die Truppen aus den am weitesten außenliegenden Stationen zurückzog und mehr und mehr um den oberen Nil, seine natürliche Rückzugsstraße, zusammenfaßte, und daß es ihm so gelungen war, die mittleren und südlichsten Bezirke der einstigen Aequatorialprovinz festzuhalten. Wir hoffen, daß Emin Bey dort auch in diesem Augenblicke noch Herrscher ist. Er war es, nach Junkers Briefen zu schließen, sicherlich noch im Sommer dieses Jahres. Und er hatte diesen Besitz festgehalten, vermeintlich für Aegypten, das aber in Wirklichkeit sich längst beschieden hatte, allem Ehrgeiz und allen Wünschen, die über die Nordgränze Nubiens hinausstreben wollten, bei Wady Halfa, an der Schwelle der nubischen Wüste zu entsagen. Jahre hindurch ohne jede directe Nachricht seiner ägyptischen Herren, seines Souveräns, wankte er nicht in der Aufgabe, das zu wahren, was ihm anvertraut worden, und wir weisen mit Stolz auf den deutschen Doctor als auf denjenigen hin, der Jahre nach dem Falle Chartums und dem jammervollen Zerschellen der ägyptischen Macht am mittleren Nilstrom den Muth und die Umsicht besaß, trotz geringer Mittel und ohne alle Ermuthigung als letzter der Verwalter des ägyptischen Ober-Nilreiches auf dem Platze zu bleiben und seinem Herrn einen höchst werthvollen Theil seines verlorenen Reiches zu erhalten. Ja wir lesen aus Junkers Brief an Schweinfurth (Msalala, 16. Aug. 1886), in welchem zur Befreiung Emin Bey's, gleichzeitig aber zur Wiederbesetzung der Aequatorialprovinzen aufgefordert wird, die Ueberzeugung heraus, daß dieser schwererworbene und noch schwerer festgehaltene Besitz überhaupt nicht ganz aufgegeben werden dürfe. Traut ja doch Schweinfurth, wie er in einem Briefe an die „Kölnische Zeitung," d. d. Kairo, 8. Nov., ausspricht, dem schöpferischen Organisationstalente Emin Bey's den Plan einer Wiedereroberung Chartums mit eigenen Mitteln zu, wenn es ihm gelinge, von der Ostküste her Waffen und Munition zugeführt zu erhalten. Aus den eigenen Briefen Emin Bey's erhellt, daß auch er, vom Munitionsmangel abgesehen, keine hoffnungslose Perspective vor sich sah und, solange ihm nicht die Weisung zuginge das Land zu räumen, entschlossen war, festzubleiben und festzuhalten.

Schweinfurth, welcher als Stationen, welche Emin Bey noch besetzt hält, Ladó, Redjaf, Bedden, Keri, Labor, Dufileh, Fatiko und Wadelai nennt, glaubt, daß derselbe, da er seit 1883 keine Erträge seiner Provinzen nach Aegypten abführen konnte, große Mengen von Elfenbein besitze, welche vielleicht für sich allein genügen würden, die Kosten einer großen Entsatzexpedition zu decken; endlich betont er den Vortheil, welchen Emin Bey in dem Besitze jener beiden Dampfer habe, die noch Gordon unter Gessi's Leitung zusammensetzen ließ. Er mag wohl im Rechte sein, wenn er meint, Emin Bey habe unter diesen Umständen umsoweniger Lust, die Aequatorialprovinz zu verlassen, als er noch etwa 2000 Officiere und Soldaten unter seinem Befehl habe, welche weder Lust hätten, nach Sansibar gebracht zu werden, noch auch leicht auf dem Wege dahin zu verpflegen sein möchten. Ist der Gouverneur in der That seiner Leute noch sicher, dann mag es dem rastlos thätigen, seit Jahren an die Beherrschung afrikanischer Menschen von hoher Stelle aus und an die Bewältigung afrikanischer Schwierigkeiten gewöhnten Manne allerdings wünschenswerther, weil vor allem auch ehrenvoller erscheinen, seine Provinz in irgendeiner Form, sei es endlich als Souverän weiter zu beherrschen, als unter großen Schwierigkeiten den Rückzug an die Ostküste anzutreten.

Möglich aber, daß Ereignisse im Süden des Gebietes, das diese Heldenschaar noch festhält, die Pläne Emin Bey's einigermaßen umgestaltet haben. Denn hier hat eine Wolke sich gesammelt, wo früher heiterer Himmel ihm lächelte. Wir berührten oben die Thatsache, daß Emin Bey nach Süden sich zurückgezogen habe. Er verließ Ladó mit angeblich 2500 Mann (außer Trägern), die in anderen Nachrichten auf 400 und sogar 30 zusammengeschmolzen sind, um Unyoro und Uganda zu erreichen. Die erste Schwierigkeit, welcher er begegnete, war die neue Thatsache der Verfeindung zwischen den Herrschern von Unyoro und Uganda, den Königen Kabrega und Mwana, welche den ersteren veranlaßte, Emin Bey zu verbieten, den Weg durch Unyoro zu nehmen. In Uganda hatte man sich gefreut, durch Emin Bey eine Menge Schießgewehre zu erlangen, und daß dieß geschehe, lag natürlich nicht im Interesse Unyoro's. Als Emin Bey nun den Versuch machte durch Usoga, also auf östlichem Umwege, nach Uganda zu gelangen, griff ihn der Gränzstamm der Bakedi an, den er jedoch zurückschlug, worauf er in dessen Gebiete eine Verschanzung aufwarf, von der schon die fehlgeschlagene Rettungsexpedition des jüngstverstorbenen Dr. Fischer Nachricht gebracht hatte.

Erst jetzt scheint Emin Bey erfahren zu haben, daß in Uganda eine wichtige, seine Aussichten verdüsternde Veränderung sich zugetragen hatte. Er hatte zweimal Uganda und einmal Unyoro am Ende der 70er Jahre besucht, um im Auftrage Gordons Friedensverhandlungen mit den Königen dieser Länder, Mtesa und Kabrega, anzuknüpfen und trug damals den Erfolg davon, daß beide die ägyptische Herrschaft in den Aequatorialprovinzen anerkannten. Mtesa gewann er sich zum Freunde, und auf diese Freundschaft bauend, war er nach Süden gezogen. An der Gränze Unyoro's hatte er Halt machen müssen. Am 30. Januar d. J. schrieb zwar der Missionär Mackay aus Uganda, daß Emin Bey sich bei Kabrega, dem Herrscher von Unyoro, befinde. Und am 3. Juli meldet der brittische Generalconsul John Kirk, daß Emin Bey mit 400 Mann sich in Unyoro befinde. Offenbar ist hier Junker mit Emin Bey verwechselt worden. Beide Nachrichten stimmten aber ferner darin überein, daß das Land Unyoro von dem Herrscher des südlicher gelegenen und größeren Landes Uganda angegriffen worden sei, und zwar mit schwerem Verluste für Unyoro. Einmal wird als Ursache dieses Angriffes angegeben, es habe Kabrega versäumt, das übliche Geschenk an Salz beim Regierungsantritt des neuen Königs von Uganda zu senden, dann aber wird gesagt, der Angriff gelte Emin Bey, dieser sollte vernichtet werden. Kabrega fiel in diesem Kampfe und damit verschlimmerte sich die Lage. In Uganda war nämlich 1884 nach dem Tode Mtesa's, ein neuer Herrscher zur Regierung gelangt, der seine den Weißen feindliche Politik schon durch die Ermordung des Bischofs Hannington im November 1885 klar genug bezeugte. Von Mtesa's Grausamkeiten hatte die Welt von Speke, der ihn als Jüngling kannte, bis Stanley, der ihn auf der Höhe seines Lebens und seiner Macht begrüßte, und endlich bis zu Felkin, der dem schon hinfällig werdenden, greisen Manne als Arzt zur Seite stand, so viel vernommen, daß sie nicht erstaunte, wenn in seinem Nachfolger edlere Eigenschaften nicht zu Tage treten. Auch waren über Mtesa's schwankenden und launenhaften Charakter die Urtheile, welche zwischen Anerkennung und Verdammung schwankten, wohl lange zum Abschlusse gelangt, ehe der Tod den umherirrenden Geist zur Ruhe brachte. Man hat zuletzt nichts mehr erwartet von dem Manne, der Heidenthum, Islam und Christenthum abwechselnd mit gleicher Inbrunst zu umfassen schien, dabei aber stets ein Spielball seiner eigenen Launen blieb. Man wird sich hinfort nicht so leicht der Täuschung hingeben, daß ein afrikanischer Selbstbeherrscher ohne frühe Schule und dauernden moralischen Zwang ein aufgeklärter und selbst sich beschränkender Mensch werden könne. Die Missionäre in Uganda, besonders der vorzüglichste Kenner des Landes unter ihnen, Mackay, sind jetzt auch darin vorsichtiger geworden, als sie einst waren. Als der Generalconsul Kirk in Sansibar ihnen schrieb, sie möchten doch den König ermahnen, Emin Bey und Lupton zu sich kommen zu lassen, befolgten sie diesen etwas leicht hingeworfenen Rath nicht, sondern schwiegen, und Mackay schrieb später: „Wir kannten nur zu gut den hinterlistigen Charakter der hiesigen Gewalthaber." Und als auf den Rath der in Uganda's Hauptort Rubaga weilenden Araber Dr. Fischer, um ermordet zu werden, nach Uganda gelockt werden sollte, ließen sie unserem Landsmanne Rathschläge zukommen, welche ihn veranlaßten, den Marsch von Kagehi nach Unyoro unverweilt fortzusetzen. Früher hatten sie geglaubt, bei Mwanga für Emin Bey dadurch wirken zu können, daß sie hervorhoben, er sei ein treuer Freund Mtesa's gewesen; allein dieser Appell an die Pietät hatte gar keinen Erfolg oder erzielte nur das Gegentheil von dem, was man erwartete. Der junge König erbrach alle an Emin Bey kommenden Briefe, und als in einem Schreiben der ägyptischen Regierung Soldaten und Officiere entziffert wurden, überfiel ihn ein solcher Schrecken, daß er noch mehr von Angst und Argwohn erfüllt ward. Ebensowenig wurden die von Emin Bey an die Uganda-Missionäre gesandten Briefe befördert.

Dem langjährigen Freund und Gefährten Emin Bey's, Dr. Junker, war es beschieden, den Weg durch dieses Fegfeuer unversehrt zurückzulegen. Aus Junkers Briefen geht hervor, daß er es ist, welcher zu Kabrega durchdrang, von dessen Ort aus er am 16. Februar d. J. seinen ersten Brief an das deutsche Generalconsulat in Sansibar richtete, und daß er mit einer Summe von 2000 Thalern, wahrscheinlich in Elfenbein, nach Rubaga kam, um hier Zeuge für Emin Bey zu kaufen. Letzteres geschah im Sommer dieses Jahres. Junker mußte von Rubaga abreisen, ohne die Absendung dieser als Tausch- und Zahlungsmittel unentbehrlichen Zeuge, bei deren Beschaffung schon Mwanga ihm Schwierigkeiten gemacht hatte, an Emin Bey überwachen zu können. Aber der Satz seines Briefes aus Msalála: „es bleibt hoffentlich nicht bei den leeren Versprechungen des Königs," klingt so, als sei Junker selbst von Zweifeln an der Ehrlichkeit Mwanga's nicht frei, in dessen Beseitigung er das beste Mittel sieht, um auf dem besten Wege, nämlich über Uganda, Emin Bey zu Hülfe zu kommen, ihm den Weg zur Ostküste freizumachen. Wahrlich, nicht übertrieben ist es, wenn Junker in einem Briefe an Schweinfurth ausruft: Den Strang für Mwanga und seine Bande! Befreiung Uganda's! Unterstützung Emin Bey's und Neubesetzung jener Provinzen!

Dr. Junker ist nun vor kurzem in Sansibar angekommen und befindet sich gegenwärtig auf dem Wege nach Kairo. Er wird ohne Zweifel neue Aufklärungen über die Lage Emin Bey's geben und das Interesse für denselben mit jener Gluth der Beredsamkeit beleben, die selbst aus seinen Briefen und Berichten sprüht.

In England suchen die Afrika-Reisenden Felkin und Thomson die öffentliche Meinung für eine Hülfsexpedition zu gewinnen, welcher indessen die Regierung, wie wir aus London hören, zunächst noch keine lebhaftere Theilnahme zeigt. Stanley sollte Führer derselben werden. Nachdem aber England sich so kalt in Gordons noch viel schwierigerer Lage verhalten hat, meint man wohl nicht mit Unrecht, es werde für den fremden Emin Bey sich nur rühren, wenn es den Plan verfolge, die Herrschaft über das obere Nilgebiet selbst in die Hand zu nehmen. Schweinfurth schlug in einem sehr merkwürdigen, geistvollen Briefe an Dr. Karl Peters, den die „Colonialpolitische Correspondenz" am 27. Nov. veröffentlichte, vor, die Ostafrikanische Gesellschaft solle Emin Bey die Hand reichen und seine Provinzen übernehmen. Dieser Gedanke besitzt besonders in der erprobten Kühnheit und Geschicklichkeit der Leiter dieser Gesellschaft und in der Nähe, bis zu welcher sie ihre Stationen gegen das obere Nilgebiet vorgeschoben hat, eine vortreffliche Begründung; doch fragt es sich, ob nicht die neue Abgränzung der ostafrikanischen Interessensphären Deutschlands und Englands dem letzteren die Früchte einer derartigen Lösung zuweisen würde. Bekanntlich war auch der österreichischen Congo-Expedition unter Dr. Oskar Lenz ursprünglich das Ziel gesetzt, bis zum oberen Nil vorzudringen; aber ihr sehr langsamer Fortgang hat angesichts der Wirren am oberen Congo die Wahrscheinlichkeit fast ausgeschlossen, daß sie dasselbe noch erreichen könne. Hoffen wir, daß in Kürze es möglich sei, der Entwicklung der Geschicke des edlen und bedeutenden Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, mit freudigem Vertrauen zu folgen.

Zur deutschen Romanliteratur.[1]

v.V. Wien, im December. Ein Künstlerroman! Bisweilen will die Kritik das Genre nicht gern gelten lassen, hier aber dürfte sie zugeben müssen, daß uns ein Stück Künstlerleben geschildert wird, das mehr als dieß, das ein Stück Wiener Zeitgeschichte bedeutet. Der Stoff lag in der Luft, Friedrich Uhl, der feinsinnige Kenner des Wiener Theater- und Kunstlebens, griff ihn auf und gestaltete ihn künstlerisch aus. Wir freuen uns, daß der Stoff einem Würdigen unter die Feder kam, der uns einen Wiener Roman im edlen Sinne gab. Wäre ein Anderer, minder Berufener mit der Feder an Makart und Genossen gerathen, wir hätten im „Farbenrausch" die schlimmsten Dinge erleben können. Uhl jedoch hat das schöne Ebenmaß in der künstlerischen Behandlung keinen Augenblick aus dem Auge verloren, er hat sich nicht fortreißen lassen von den Bethörungen des Stoffes; der „Farbenrausch," den er uns schildert, ist ihm selbst nicht zu Kopf gestiegen. Das ist ein Vorzug, der uns bei der Lectüre des Buches zuerst erfaßt, und gewiß nicht der mindeste unter dessen Vorzügen, denn solchergestalt ist dieser Wiener Roman, in dem so freies Künstlerblut aufschäumt, ein Kunstwerk geworden. Makart und Genossen zum Vorwurfe einer Romandichtung zu machen, war ein glücklicher Gedanke, den gehabt zu haben allein schon einen Erfolg bedeutet. War's doch kein gefahrloses Beginnen, denn obwohl die leuchtenden Umrisse des Wiener Künstlermärchens, welches „Hans Makart" heißt, bereits in der Vergessenheit großstädtischer Undankbarkeit zu verdämmern beginnen, so ist's doch allemal gewagt, so viele Zustände zu schildern, deren Horizont noch nicht genügend vertieft erscheint. Aber es war auch ein dankbares, dankenswerthes Beginnen, denn es gibt kaum in der socialen Geschichte von Neu-Wien einen Abschnitt, welcher würdiger gewesen wäre, im Rahmen des Romans künstlerisch zusammengefaßt zu werden, als die Makart-Zeit mit ihrem meteorhaften Glanze, ihren schnellverblassenden Tönen, ihrem verfliegenden „Farbenrausche." Da hieß es rasch zugreifen wie bei einem Tagestoffe, zugreifen, ehe Wien den Makart-Traum völlig ausgeträumt; Uhl griff rasch zu, und wir glauben, er that einen guten Griff.

[1] „Farbenrausch." Roman von Friedrich Uhl. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Für die Entwicklungsgeschichte der Wiener Kunst und deren Bedeutung in der Gesellschaft wird das halbe Menschenalter, welchem Makart seinen leuchtenden Stempel aufgedrückt, allezeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung bleiben. Der kleine, zierliche, blasse Hanns mit dem mächtigen Künstlerkopfe, der so still durch all die von ihm geschaffene laute Pracht dahinging, wie ein Träumender, so recht im „Farbenrausch," ist für Wien weit mehr gewesen als ein großer, verführerischer, blendender Maler. Er war ein belebendes, befeuerndes, die Kunstgenossen in die Kreise idealen Schaffens fortreißendes Element; sein Atelier bildete nicht allein den Mittelpunkt unaufhörlicher künstlerischer Spannung und Anregung, sondern auch er selbst gab, nimmer rastend, das Beispiel, die Parole zur Arbeit. Außerhalb der Bannkreise seines Schaffens weckte und förderte Makart die malerische Empfindung im allgemeinen, erhöhte er das Interesse für die freie Bethätigung der freien Künste, erweiterte und nährte er Bedürfniß und Verständniß für künstlerisch reichere Lebensführung, entwickelte er den Geschmack für decorative Behandlung von Haus und Heim. In letzter Linie aber that er noch mehr: er führte der Wiener Gesellschaft den Künstler als solchen zu. Vor Makart wäre ein Künstlerroman wie Uhls „Farbenrausch" unmöglich gewesen; erst seit Makart konnte er geschrieben werden, denn der stille Hanns, dem Reichthum, Rang und Macht nicht allein willig die Ebenbürtigkeit zugestanden, sondern sogar bisweilen den Vortritt ließen, als der Ruhm hoch über seinem Haupte stand, der trug ein Mächtiges dazu bei, daß der bildende Künstler in Wien nicht allein populär, sondern auch ein vielbegehrtes Mitglied der wahrhaft guten Gesellschaft geworden ist. Wie konnte es Wunder nehmen, daß die Genossen sich begeistert und zahlreich um den geliebten Meister schaarten, der so gut und hülfreich war, den Bedrängten unter ihnen lächelnd die goldene Hand bot, für jeden Einzelnen sein Herz und für den ganzen Stand seinen Stolz hatte, von dessen Palette, wie von hohem Wappenschilde, der Ruhm Wiens erstrahlte, dessen Glanz sich auf alle Kunstgenossen, die Berufenen wie die Unberufenen, ergoß! Konnte es Wunder nehmen, daß die Frauen ihn und sein Leben bekränzten, ihn, den Maler des Wiener Frauenruhms, den Verklärer ihrer allmächtigen Leibesherrlichkeit, ihn, Makart-Frauenlob, der sich der Farbensirene vermählt hatte, ihn, den Tanhäuser unter den Malern! Sie erkannten in ihm ein Avatar, eine neue Incarnation des Malergenie's aus jener berauschenden Zeit, wo die Frauen Geschichte machten, weil damals Kunst „Geschichte" war, obwohl man noch keine zünftige Kunstgeschichte trieb. Da kam ein Tag und er ward uns genommen; sie bekränzten sein stilles Haupt mit Todtenblumen und weinten und dann vergaßen sie ihn. So ist die Welt, so sind die Frauen. . . Ja, Makart und seine kurz verrauschte Zeit voll Glanz und Duft, voll Uebermuth und Großmuth, voll Farbenrausch und Frauenlächeln sind ein Romanstoff echt Wiener Art.

Uhls Roman wächst organisch aus dem werdenden Neu-Wien heraus. Das erste Capitel, welches uns in der Hauptgestalt, dem in der Alt-Wiener Kunst- und Künstlerkümmerniß aufgewachsenen und in seiner Entwicklung gleichsam steckengebliebenen Maler Coniere die Zeit vor dem mit der Stadterweiterung ins Leben getretenen Umschwunge verkörpert, dient dem Werke als Prolog. Mit dem Augenblicke, wo der beengende, hemmende Basteiengürtel gefallen, beginnt das verjüngte Wien seine Reize zu entfalten. Es wird Luft und Licht und die kümmerlich genährte Pflanze der Wiener Kunst treibt plötzlich neue, märchenhaft berauschende Blüthen. Der Boden hat ja gute, unerschöpfliche Triebkraft, nur die Sonne fehlte. Wien ist nun eine Stadt der Kunst und der Künstler geworden; die Sehnsucht nach allem Schönen, womit die Kunst, tröstend und erhebend, das Leben durchdringt und durchtränkt, ist erwacht. Diese Neuzeit mit ihrem Glanzbedürfniß, ihrer schönen, sinnlichen Wärme, ihren Ahnungen von kunstveredeltem Lebensgenuß verkörpert sich in Steiner, dessen rothgoldenes Haupt, wie sonnengöttlich, über der Bewegung leuchtet. Er ist wahrhaft das Haupt der neuen Kunstrichtung der Heerrufer, der Lebensvollen, der Realisten, welche aus dem lebendigen Leben herausschaffend, trunkenen Sinnes, das Kunstideal in der ewigen Verjüngung des Kunstschaffens durch das wirkliche Leben erblicken. Steiner, obwohl in der äußeren Erscheinung im Romane Makart nicht entsprechend, ist Makart selbst. Sein gebenedeites Haupt ist von den Sonnenfunken der neuen Zeit umsprüht, von ihm strahlen Glanz und Wärme aus. Elfner, der strenge, von seinem Pflegevater Coniere im classischen Ideal des vorbildlich und abstract Schönen und Wahren in der Kunst erzogene Idealist, ist Steiners Widerpart; der alte Coniere, das verkümmerte Genie, dessen Entwicklungsjahre in jene Zeit fielen, wo Luft und Licht noch fehlten, ist der ewig verneinende, nergelnde, allem Neuen skeptisch gegenübertretende und trotz aller Lebens- und Schaffensverbitterung doch herzgute Alt-Wiener Künstler, welcher das Janusantlitz Wiens geschaut und darob zum unheilbaren Zweifler geworden ist. Zu diesen drei männlichen Hauptgestalten des Romans gesellt sich als Vertreter des herrschenden und doch tributpflichtigen Reichthums, Mr. Anthony Zalperl Esquire, ein zweifelhafter Anglo-Indier, nabob-reich, zweifelhaften Ursprungs — seine Wiege stand an der „russischen" Gränze — aber unzweifelhaft typisch hingestellt. Er tritt der Bewegung mehr mit dem Instincte des Goldes, als jenem der Kunstempfindung entgegen, seine Crösus-Eitelkeit zieht ihn in den Farbenrausch hinein.

Was ists nun mit diesem Farbenrausch? Als er am höchsten gestiegen war, da ergoß sich ein von Gold und Farbe schäumender Strom durch die Straßen Wiens: der Festzug. Das Märchenatelier in der Gußhausstraße und der Festzug — Uhl feiert ganz entsprechend damit die Vollendung von Neuwien, nicht die Kaiserjubelhochzeit — waren sie nicht zwei der allgewaltigsten Bildschöpfungen Makarts? Lauter ertönte der Ruf der Widersacher: „Er trägt die Kunst auf die Gasse hinab!" — aber der Ruf verhallte im Jubel Wiens. In einem Zwiegespräche zwischen Steiner und Elfner zum Schlusse des Romans legt der Dichter den Beiden bedeutsam erschöpfende Worte in den Mund: Elfner rügt: „Du verläßt den Raum der heiligen Werkstätte, bringst, dem Rattenfänger gleich, eine ganze Stadt in Aufruhr und führst sie dem Abgrunde zu." Steiner antwortet: „Ich erwecke den Sinn für die Kunst, mache ihn zum Gemeingut Vieler, wenn nicht Aller; das einförmige Grau des gewöhnlichen Lebens soll verdrängt werden durch Farbenpracht......" Elfner warnt: „Und der Farbenrausch bemächtigt sich einer ganzen Stadt. Der Sinn für Ernst und Einfachheit geht verloren, ungezügelte Wünsche erwachen, die Eitelkeit schleicht gleißend einher, selbst angesteckt, Andere ansteckend, Genügsamkeit zieht, trauernd zurückblickend, fort und beim üppigen Gelage trinken sich wahnbethörte Zecher voll." Steiner: „Bin ich nicht ruhig?" Elfner: „Du bist der Wirth....." Und einige Seiten weiter sagt, weniger schroff und fast ein Halbbekehrter, Elfner zu Steiner-Makart: „Du hast Recht, so zu sprechen! Allein weißt Du, wie Dein Geist sich in kleinen verwirrten oder schwachen Köpfen spiegelt! Der Farbenrausch wirkt da zerstörend." In diesem Zwiegespräche liegt die ganze Kunst und sociale Moral des Romans; alle Gefahren und Bethörungen des Farbenrausches sprechen aus diesen wenigen Zeilen, in welchen der Dichter gleichsam noch einmal zusammenfaßt, was er durch die fein verschlungene, mit großer psychologischer Schärfe folgerecht und sicher durchgeführte Handlung des Romans illustrirt und dargethan hat.

Wie den Frauen der Farbenrausch zu Kopfe gestiegen, zeigt Uhl in den Gestalten der üppigen Malvine Keller und in der vom sinnigsten Reize umflossenen Emmy Farren; Beide gehören jenen mittleren, halbentbehrenden Lebensschichten an, welche so manchen geheimen Wunsch zu verwinden haben und somit den Verführungen des Farbenrausches am wehrlosesten gegenüberstehen. Grundverschieden von einander sind diese beiden Frauengestalten: Malvine ist die mit allen Dämonen der Eitelkeit und des Gefallbedürfnisses ringende, in kargbestellter Alltagsehe lebende schöne Frau, die ihren Platz am Bankette des Lebens will und eines Tages, jede Fessel von sich werfend, mit Ungestüm verlangt; ihr Farbenrausch ist ein tiefer, schwerer; sie ist ein Falter, der geradewegs in den Feuerschein der Gußhausstraße hineinflattert, um mit halbversengten Flügeln herabzusinken. Bei Emmy Farren ist es nur eine leichte, vorübergehende Betäubung, die sie sich für einen Augenblick durch ihre mädchenhafte Neugier, auch einmal in das Makart-Paradies einen Blick zu werfen, geholt. Ihr reines, edles Magdthum ist gefeit gegen die wirklichen Gefahren dieses gestillten Wunsches, denn gerade beim Frühsommerfeste Steiner-Makarts, wo Frau Malvine als Ceres laut bewundert wird, gewinnt Emmy, als schlichte, ährenlesende Ruth, die stille Liebe Elfners und macht den Nabob Zalperl zum Träumer. Es ist ein schöner Sieg der schmerzlich kämpfenden Liebe, den Emmy gegen die Verlockungen des ehrlich auf Freiersfüßen an sie herantretenden Reichthums davonträgt, um Elfners Gattin zu werden. Und es ist auch ein schöner Sieg Steiner-Makarts, wenn schließlich er die im Farbenrausch vom geraden Wege abirrende, hart ans Verbrechen gerathene Malvine durch den zwingenden Zauber seines edlen, festen Willens dem Gatten und den Kindern wieder zurückbringt. Der Charakter Steiners ist überhaupt mit einer Menge feiner, schöner Einzelzüge ausgestattet, welche weniger den lauten Erfolgen des Meisters, als seinem stillen Wirken und Thun abgelauscht sind. Es ist der in so manchem der richtige und doch der Allgemeinheit so unbekannt gebliebene echte Makart, mit seiner naiven Herzensgüte, seiner menschlichen und künstlerischen Selbstverständlichkeit, welchen Uhl als eine den Wienern für alle Zeiten sympathische Gestalt mit fester Hand künstlerisch geschaffen hat. Inmitten des großen Festzugtaumels, in voller Sonnenhöhe, als den vom Erfolg umbrausten, aber doch bereits von leise schmerzlicher Ermüdung erfaßten Liebling Wiens zeigt ihn uns der Dichter zum Schlusse des Buches, dessen letzte Zeilen trübahnend verklingen. Es war besser so, als den Meister heimgehen zu lassen, in der Gesellschaft schon fast vereinsamt, mit verbleichendem Schimmer um das Haupt, als seine Zeit überreif geworden und die Herbstschauer kamen..... Ich sage es noch einmal: Wir sind nicht reich an Wiener Romanen, Uhls „Farbenrausch" ist ein echter Wiener Roman, ein Zeitbild mit feinem Farbenpinsel, mit starker Liebe für Wien, alles Schöne, alle Schönen und alle schönen Dinge geschrieben. Besonders die schönen Dinge; man lese das Makart-Fest und die Schilderung bei Erglin, dem feinen Trödler; da schlägt dem Dichter der Sammler in den Nacken, der Sammler und der glückliche Besitzer der berühmten Villa am Mondsee mit all ihren Köstlichkeiten und Sammelschätzen.

Die russische Universitätsreform von 1884.[1]

G. S. Wer sich heutzutage mit dem Zarenreiche beschäftigt, wird wohl seine Aufmerksamkeit mehr der äußeren Politik zuwenden. Die Wenigen, welche auch für die inneren Verhältnisse desselben Interesse haben, können über ein wichtiges Gebiet der inneren Verwaltung, das der höheren wissenschaftlichen Bildung, aus dem unten genannten Buche reichliche Belehrung schöpfen.

Dasselbe behandelt an der Hand von officiellem Material, das dem Verfasser zu Gebote stand, die Entstehung und die Grundzüge des von dem Unterrichtsminister, Grafen Tolstoi, in einer Reihe von Jahren ausgearbeiteten, von seinem Nachfolger Deljanow zum Abschluß gebrachten und 1884 vom Kaiser vollzogenen Universitätsgesetzes. Da zum Verständniß desselben der Verfasser überall auf die früheren Universitätsgesetze zurückgegriffen hat, so erhalten wir dabei auch für alle Hauptpunkte eine historische Darstellung der Universitätseinrichtungen. Ganz besonders eingehend verweilt er natürlich bei dem Gesetze von 1863, welches eben durch das neue ersetzt werden sollte. Und hiebei ist es eben von eigenthümlichem Interesse, wie dieses selbst durch die ultraliberalen Principien, ohne welche damals kein russischer Staatsmann sein konnte, den Keim der Reform in sich trug. Man wird sich über diese weniger wundern, wenn man bei dem Verfasser nachliest, bis zu welchen Extremen man damals im Liberalismus ging.

In allen wichtigen Punkten der Verwaltung und des Unterrichts hatte die Regierung so gut wie gar nichts dreinzusprechen. Die Zusammensetzung

[1] Die Reform der russischen Universitäten nach dem Gesetz vom 23. August 1884. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1886. 246 S. 8.

109.

☞ (Literarisches.) „Die geistliche Dichtung in Hessen“ betitelt sich eine Wanderung durch die deutsche Literaturgeschichte, die wir in einer Landschaft machen, welche zwar nicht wie Schlesien oder Schwaben einmal eine eigene Dichterschule gehabt, aber an der Entwicklung des deutschen Geistes stets Antheil genommen hat; Dr. C. W. Stromberger, ein Pfarrer an der Bergstraße, ist der kundige Führer, der sich durch die „Geistlichen Lieder evangelischer Frauen“ schon früher bewährt hat. Wir lernen aus mittelalterlichen Sagen eine Evangelienharmonie, Friedberger und Alsfelder Passionsspiele, ein Fasnachtspiel vom Verlorenen Sohn, Bekenntnißlieder der Reformationszeit, Stimmungslieder bis auf die Gegenwart kennen, und ein Erasmus Alberus, ein Burkard Waldis treten uns als wohlbekannte Männer in neuer Beleuchtung entgegen. Den Schluß macht Wilhelm v. Plönnies, ein hochbegabter Darmstädter Officier, der in jungen Jahren die Gudrun vortrefflich übersetzte und erläuterte und von seiner militärischen Thätigkeit hinweggerissen auf dem Krankenlager sich nicht bloß mit liebenswürdigem Humor in seinem General von Knopf erheiterte, sondern auch, wie wir hier sehen, mit tiefempfundenen gottergebenen Liedern Trost und Ruhe suchte und fand. Auch außerhalb Hessens wird das Büchlein Freunden der geistlichen Dichtung willkommen sein.

* **Prag**, 29. Dec. (Eicheln oder Kolatschen.) In der am letzten Sonntag in Prag abgehaltenen tschechischen Volksversammlung hat bekanntlich Dr. Eduard Gregr, um die culturelle Ueberlegenheit der Tschechen über die Deutschen zu beweisen, angeführt, daß, als die Deutschen noch in den Wäldern von Eicheln lebten, die Tschechen bereits so weit vorgeschritten waren, daß sie die Kunst des Kolatschenbackens verstanden. Hiezu bemerkt nun die „Bohemia:“ „Es liegt uns natürlich fern, die germanischen Ahnen des Jungtschechenhäuptlings (die beiden Brüder Gregr sind nämlich deutscher Abstammung) gegenüber dieser Behauptung ihres auf die Culturstufe des Kolatschenconsums emporgerückten Abkömmlings zu vertheidigen; was aber die von den Brüdern Gregr adoptirten alttschechischen Vorfahren betrifft, so haben sich dieselben in jener grauen Vorzeit keineswegs bereits an den fraglichen Pflaumenbreiküchlein gelabt, sondern Kosmas von Prag merkt ausdrücklich an, daß die Tschechen vor Krok sich von — Eicheln nährten, daß sie weder Getreide kannten noch Wein, weder Wolle noch Flachs u. s. w. Die Stelle bei Kosmas lautet: „Cereris et Bacchi munera haud norant, quia neque erant..... Sua prandia solvebant glande et ferina carne. Lanae vel lini eis usus ac vestis ignotus.“ Zu Deutsch: „Der Ceres und des Bacchus Gaben kannten sie nicht, weil dieselben gar nicht vorhanden waren. Ihre Mahlzeiten hielten sie mit Eicheln und dem Fleisch wilder Thiere. Die Benützung der Wolle und des Leinens zur Bekleidung war ihnen unbekannt.“ Die Kolatschen sind also jedenfalls eine viel spätere culturelle Errungenschaft.

* **London**, 27. Dec. Die Heilsarmee feierte gestern die Rückkehr des „Generals“ Booth von seiner amerikanischen Rundreise in Exeter Hall. Die verschiedenen Corps der Armee empfingen ihren Führer an der Euston Station, von wo sie in Parade nach der Exeter Hall marschirten. Der Zug mochte etwa 4- bis 5000 Mann zählen, jedoch war die herbeigeströmte Menschenmasse so groß, daß selbst die riesige Halle die Zahl derer, die an der Feier theilzunehmen wünschten, nicht fassen konnte. Nach Absingung verschiedener Hymnen und den bei der Heilsarmee üblichen Ausbrüchen der Begeisterung begann der „General“ seinen Bericht über seine Reise in den Vereinigten Staaten und Canada zu erstatten. 15,000 Meilen, sagte er, habe er durchreist und in 200 Versammlungen gesprochen. Am Abend fand eine ähnliche Versammlung statt, in welcher Bramwell Booth den Jahresbericht verlas. Die Heilsarmee zählt gegenwärtig 1786 Corps mit 4192 Officieren, gegenüber 1322 Corps und 3076 Officieren beim Schluß des vergangenen Jahres. In der ersten Woche des laufenden Jahres seien 25,496 Versammlungen abgehalten worden, in dieser letzten Woche 29,733. Während dieses Jahres seien 195 Officiere in die Fremde gesandt worden. Für alle verschiedenen Zwecke, welche die Armee verfolge, seien im ganzen 73,430 Pf. St. in diesem Jahre vereinnahmt worden. Letztes Jahr habe die Einnahme der Armee 69,768 Pf. St. betragen. Während des ganzen Jahres hat die Heilsarmee 1,435,980 gottesdienstliche Versammlungen abgehalten. — Eine furchtbare Petroleum-Explosion fand an Bord des Dampfers „Patriana“ in Birkenhead statt. Das Schiff war vor einigen Tagen im Mersey mit 2000 Tonnen Petroleum von Batum angelangt. Nachdem die Ladung in Liverpool gelöscht war, fuhr der Dampfer nach Birkenhead, um daselbst einige Reparaturen vornehmen zu lassen. Als einige Leute mit brennenden Lichtern sich im Schiffsraum überzeugen wollten, ob Alles dicht sei, erfolgte die Explosion. Der Capitän und drei andere Personen wurden getödtet, eine große Anzahl erlitt außerdem schwere Brandwunden. — Der Londoner Hungerkünstler Alexandre Jacques hat seine ursprünglich auf 30 Tage berechnete Hungerprobe schon am 21. Tage aufgegeben, angeblich aus dem Grunde, weil es an Geldmitteln zur Fortsetzung des Experiments mangelte. Sein erstes Mahl bestand aus Milch und etwas Brod. — Einen eigenthümlichen Selbstmord beging der Kunstgärtner Samuel Adams in Kemerton bei Tewkesbury. Der Unglückliche grub sich in einem Außengebäude ein 6 Fuß langes und 5 Fuß breites Grab, füllte es mit Holz und tränkte das letztere mit Benzin. Nachdem er sich sodann mit dem Rücken nach oben hinaufgelegt hatte, zündete er den Scheiterhaufen an. Als man das Feuer entdeckte, brannte es noch, von dem Manne aber war nichts als ein paar Knochen übrig geblieben. Adams war erst 40 Jahre alt.

. **Paris**, Ende Dec. (Literarisches.) Hr. Charles Joret, Professor an der literarischen Facultät zu Aix hat das Manuscript aufgefunden, worin der französische Entdeckungsreisende Tavernier das Tagebuch seiner Reise (1684) von Paris nach Berlin gibt: „Récit succinct du voyage que moi Tavernier ay fait partant de Paris le 19. avril 1684 pour aller auprès de Son Altesse Electorale de Brandebourg à Berlin.“ Die Copie dieses Tagebuchs bildet das Manuscript 591 der Bibliothek Méjanes in Aix. Dieses bisher nicht benützte Tagebuch ist ein kostbarer Beitrag zu den Geschichtsquellen einer preußischen Colonialpolitik vor schon zwei Jahrhunderten. Es ergänzt vortrefflich die 1839 von Dr. Stuhr in Berlin erschienene Geschichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auf der Küste von Guinea und auf den Inseln Arguin und Sanct Thomas, ferner das vor einem Jahre vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte, in Berlin erschienene Werk: „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721,“ endlich die 1849 in der Berliner Geographischen Gesellschaft von Gottlieb Friedländer gehaltene Vorlesung über Jean Baptiste Tavernier, Kammerherr des großen Kurfürsten. Hr. Prof. Joret setzte seine Forschungen fort und gelangte schließlich zur vollständigen, streng wissenschaftlichen Ausarbeitung der Geschichte des Lebens und der Reisen des in Paris gebornen und in hohem Alter ziemlich verschollen in Moskau verstorbenen Handelsmannes Baron Tavernier. Er entdeckte in Paris urkundliche Angaben über seine Geburt und Heirath, sehr wichtige Beiträge im hiesigen Nationalarchiv und in der Nationalbibliothek, auch in der Bibliothek des Arsenals. Werthvolle Urkunden wurden ihm aus Kopenhagen, Moskau und Lausanne eingesandt. Die „Geheimen Archive“ Preußens waren Hrn. Joret nicht zugänglich; aber die auf Tavernier bezüglichen Acten wurden ihm aufs freundlichste von Hrn. Suphan, dem gelehrten Herausgeber Herders, und von G. Friedländer mitgetheilt. Aus diesen Sammlungen und Studien entstand der bei E. Plon herausgegebene Band: „Jean Baptiste Tavernier, Ecuyer, Baron D'Aubonne, Chambellan du Grand Electeur, d'après des documents nouveaux et inédits par Charles Joret.“ — Ein anderer französischer Gelehrter und Geschichtsforscher in der Provinz, Hr. E. Charvériat, Mitglied der Lyoner Akademie der Wissenschaften, der Literatur und der Künste, widmete sich dem urkundlichen Studium der religiösen Zustände und Ereignisse in Böhmen während des sechzehnten Jahrhunderts, vom Ursprung der Böhmischen Brüder bis zum Majestätsbriefe 1609. Er hat bereits sehr interessante Studien über den dreißigjährigen Krieg aus deutschen Quellen veröffentlicht. Als er neuerdings nach seinen Entstehungsgründen noch tiefer forschte, gelangte er dazu, die religiösen und die politischen Zustände des Königreichs Böhmen im 16. Jahrhundert zu ergründen. Dabei benützte er hauptsächlich die für französische Leser nicht leicht zugänglichen Werke des Prager Professors A. Gindely über Rudolf II. und seine Zeit, den dreißigjährigen Krieg, die Böhmischen Brüder und die Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes. Auch bediente er sich der Ranke'schen Werke über die Reformation und die römischen Päpste. Sehr nützlich war ihm auch Döllingers Werk über die Reformation, wovon 1848 eine französische Uebersetzung in drei Bänden: „La Réforme, son développement intérieur, Traduction Perrot“ bei Gaume erschienen war. Das jetzt bei E. Plon herausgegebene Werk: „Les Affaires Religieuses en Bohême au Seizième Siècle par E. Charvériat“ ist eine sehr schätzbare Bereicherung der französischen Geschichtsbibliotheken. Gegenwärtig sind auch das Königreich Böhmen und seine Tschechen überaus interessant für die Franzosen geworden, weil sie „slawische Brüder“ sind, mithin einer Nationalität oder Race angehören, welche bereits einen beträchtlichen Theil Europa's bedeckt und deren Schicksale wahrscheinlich — sagt Hr. Chavériat — eine extreme Wichtigkeit für die Zukunft „unserer Civilisation“ haben werden. — Ein Sensationsereigniß in theologischen und kirchlichen Kreisen ist die polemische Verkündigung eines katholischen Schriftgelehrten, daß der Protestantismus sich im vollen Verfalle befinde und zur Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche verurtheilt sei. „Le Protestantisme vu de Genève en 1886“ bei E. Plon ist eine ebenso gelehrte als anziehende Kritik kirchlicher und religiöser Zustände, wofür in England ein ausgedehntes Lesepublicum zu bestehen pflegt und wozu die Schweiz einen reichen Boden geschichtlicher und zeitgenössischer Thatsachen liefert. Der unbekannte Verfasser hat Genf, angeblich die alte wie die moderne Citadelle des Protestantismus, als seinen Beobachtungsposten gewählt. Jedenfalls hat er das Verdienst, das, was er sieht oder zu sehen glaubt, mit Freimuth zu sagen. Was jedoch die französischen Zustände anbelangt, so ist seine Polemik ziemlich gegenstands- und zwecklos. Man kann wahrhaftig nicht sagen, daß in Frankreich die protestantischen Cultusgemeinden und die protestantischen Facultäten der Theologie fortschrittlich gedeihen. Auch sie kränkeln daran, daß unconfessionelle Stimmungen und Tendenzen mehr und mehr die Gesellschaft und den Staat durchdringen. Noch weniger Fortschritte macht die katholische Propaganda, seitdem die wesentlich klerikale Opposition sich mehr und mehr der bestehenden Staatsordnung und den neuesten Gesellschaftsinteressen entfremdet. Den Verfall, welchen die erwähnte Schrift dem Protestantismus nachsagt, könnte man in Frankreich auch den katholischen Einflüssen nachsagen. Die erwähnte Schrift ist jedoch an Thatsachen und citirten Texten so reich, daß sie in dem weiten Bereiche der kirchlichen und der religiösen Blasirtheit Anlaß bietet, den nachgewiesenen protestantischen Gebrechen uneingestandene katholische Illusionen entgegenzustellen.

Telegramme des Wolff'schen Bureau's in Berlin.

* **Berlin**, 30. Dec. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht einen allerhöchsten Erlaß vom 29. November, welcher genehmigt, daß für die Erwerbung des Grundeigenthums für den Nord-Ostseecanal das Enteignungsrecht angewendet werde.

* **Berlin**, 30. Dec. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht das seinem wesentlichen Inhalte nach bereits bekannte Uebereinkommen zwischen Deutschland und England betreffend das Sultanat Sansibar und die Abgränzung der deutsch-englischen Interessensphären in Ostafrika.

* **Breslau**, 30. Dec. Die feierliche Beisetzung des Fürstbischofs hat heute Vormittag 10 Uhr im Dome unter Theilnahme des Oberpräsidenten, der drei schlesischen Regierungspräsidenten, der städtischen Vertretung und der Malteserritter stattgefunden. Erzbischof Dinder aus Posen celebrirte das Pontificalrequiem, Prälat Spieske hielt die Trauerrede.

Privatdepeschen der „Allg. Ztg.“

△ **Berlin**, 30. Dec. Fürst Bismarck wird bald nach Neujahr zum dauernden Aufenthalt hier erwartet. Ueber seine Theilnahme an der zweiten Lesung der Militärvorlage steht noch nichts fest. Die gratulirende Deputation der commandirenden Generale bei dem Kaiser wird vom Kronprinzen geführt. — Der verstorbene Fürstbischof von Breslau setzte den Domherrn Franz zum Testamentsvollstrecker ein. — Nach der „Kreuzzeitung“ wird die Bewaffnung der gesammten deutschen Infanterie mit dem neuen Repetirgewehr bis zum Frühjahr durchgeführt sein. Zunächst seien die Truppen an den Gränzen damit versehen.

☈ **Paris**, 30. Dec. Thibaudins Ernennung zum Platzcommandanten von Paris wird von den gemäßigten Republicanern scharf getadelt und vom „J. des Débats“ als Vorbereitung der Commune charakterisirt. — Der Botschafter in Berlin, Herbette, wurde zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt. — Eine officiöse Note des „Temps“ dementirt die Nachricht von angeblichen, vom Botschafter Herbette hieher berichteten Auslassungen des Fürsten Bismarck.

□ **Brüssel**, 30. Dec. Stanley hatte heute eine zweistündige Unterredung mit dem König in Angelegenheit der Befreiung Emin Bey's.

Schiffsnachrichten.

* **Hamburg**, 29. Dec. Der Postdampfer „Allemania“ von der Hamburg-Amerikanischen Paketschifffahrt-Actiengesellschaft ist gestern in Colon eingetroffen, der Dampfer „Rugia“ derselben Gesellschaft passirte, von New-York kommend, am 28. d. Abends Cap Lizard.

Einladung zum Abonnement.

Die unterzeichnete Verlagshandlung bringt hiemit

Dingler's

Polytechnisches Journal,

welches in Wochen-Lieferungen zum **vierteljährigen Preis** von **9 M.** erscheint, in empfehlende Erinnerung.

Die Ziele, welche für Dingler's Polytechnisches Journal während seines 67jährigen Bestandes stets massgebend waren, bleiben unverändert: es umfasst nach wie vor alle Zweige der Technik. Es bringt in zahlreichen Originalabhandlungen und in eingehenden Berichten aus den deutschen Patentschriften, sowie aus den hervorragendsten Fachblättern des In- und Auslandes eine möglichst vollständige Uebersicht der Fortschritte auf dem gewerblichen und industriellen Gebiete, aller werthvollen Erfindungen und Verbesserungen, mit einem Worte, eine erschöpfende Chronik aller bemerkenswerthen Erscheinungen auf dem weiten Gebiete ausübender Naturwissenschaft.

Durch die **wöchentlichen Lieferungen** des Journals — in der Stärke von 3 Bogen mit Abbildungen im Texte und auf 2 bis 3 lithographirten Tafeln — soll den verehrl. Lesern der überaus reichhaltige Stoff rasch zugeführt werden.

Die Verlagshandlung, sowie die Redaction (Professor **Zeman** in Stuttgart und Docent Dr. Kast in Karlsruhe unter Mitwirkung des Hrn. Hofrath Professor Dr. Engler in Karlsruhe) scheuen keine Anstrengungen, um das Journal sowohl auf **mechanisch-**, wie auf **chemisch-technischem** Gebiete als Zeitschrift ersten Ranges zu erhalten,

Stuttgart, December 1886.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dr. Haarmann's VANILLIN mit Zucker zum Backen und Kochen.

Köstliche Würze der Speisen. Feiner, bequemer, ausgiebiger wie Vanille oder Vanillezucker. Die einfachsten Gerichte gewinnen durch Vanillin-Zusatz hohen Reiz. Kochrecepte **gratis**. In **Original-Päckchen** mit Schutzmarke 25 Pf., 10 Päckchen 2 M., vorräthig in feinen **Esswaaren- und Droguen-Geschäften**, auch in **Conditoreien und Apotheken.**

Für den eigenen Gebrauch der Hôtels, Conditoreien etc. liefern wir einen extra-starken Vanillinzucker in ¼ Kilo-Dosen = 80 Stangen feinster Vanille für M. 9.25 portofrei.

Hauptdépôt für München: **Barbarino & Kilp**, Hoflief., Marienplatz.

Dépôts an allen Orten weist der Generalvertreter des patent. Vanillin: **Max Elb** in **Dresden** nach. — Nach Orten, wo solche nicht vorhanden, findet directer Versandt von 2 Mark ab statt. (12611)

GICHT und RHEUMATISMUS

Sichere Heilung durch den *Liqueur* und die *Pillen* des Doctor *Laville*

Der Liqueur heilt acute Leiden, die Pillen chronische Uebel. Beide Medicamente sind **keine Geheimmittel.** Das Recept ist veröffentlicht mit der Analyse und der Approbation von M. Ossian Henry, dem berühmten Chemiker an der Academie zu Paris.

Die Flacons tragen den ***Stempel der französischen Regierung***, und die Signatur *Laville*

Paris, F. Comar, 28, rue Saint-Claude.

Vorräthig in München in der Ludwigs-Apotheke, Neuhauserstr. (15055—78)

Patent-Vacuum-Kühl- und Krystalleis-Maschinen

neuesten Systems in vorzüglicher Ausführung,

erbaut von

der Berliner Maschinenbau-Actien-Gesellschaft vorm. Schwartzkopff, Berlin N.

Internationaler Vacuum-Eismaschinen-Verein, Berlin N. [12205]

Geschäfts-Empfehlung.

Ich gebe hiermit bekannt, daß ich das früher meinem Vater sel. gehörige

Hôtel zur „Krone,“ Kempten,

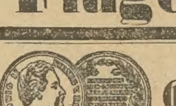
durch Kauf in meinen Besitz gebracht habe und vom 1. Januar 1887 ab für eigene Rechnung betreibe.

Umfassende Reparaturen und Neueinrichtungen setzen mich in den Stand, allen gerechten Anforderungen zu entsprechen; ebenso wird für gute Küche, reine Weine und solide Bedienung garantirt und halte ich mein Hôtel daher den verehrten Herren Geschäftsreisenden, Touristen ꝛc. angelegentlichst empfohlen.

Kempten, December 1886.

Eduard Schnitzer, zur „Krone.“ [15274]

Pianino Flügel Prima-Fabricate, fünfjährige Garantie **K. Mayerhöfer, Hoflieferant,** [13591] **4 Burgstraße 4.** Vermiethung, Stimmen und Reparaturen.



Wichtig für Hausfrauen!

Gebrüder Geiß, Augsburg,

Haunstetterstraße Nr. 105,

bringen ihre in ihrer Ausführung neuestens verbesserten und billigen

Patent-Waschmangen,

welche nun den höchsten Ansprüchen genügen, wenig Raum einnehmen und von einer Person bedient werden können, in gefällige Erinnerung.

Verkaufsstelle in Augsburg in unserer Fabrik, ferner bei Herren **Fr. Rebel**, Jakoberstr., **Leop. Siegle**, Karlsstr., und Möbelmagazin d. v. Schreiner, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Claus**, Karlsstr., in **Bamberg** bei Herrn **Johs. Meißner**, sowie in allen bedeutenden Städten Deutschlands. [6608]

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner

herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Literatur sind direct an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertions-Preis: 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit. [286]

Nr. 52.

Inhalt: 1. Nützliche und nutzbare Pflanzen des Damara-Landes. — 2. Der Schlangentanz der Mokis in Arizona. (Schluß.) — 3. Weiße Sklaven in Galizien. Von G. Weisbrodt. — 4. Dr. H. Ten Kate's Reisen in Guiana. — 5. Die Philippinen-Inseln. Nach dem Spanischen des D. Francisco J. de Maya y Jimenez. Uebersetzt und bearbeitet von Alexander Braun. (Schluß.) — 6. Der Nicaragua-See und -Canal. Von Ch. Nusser. — 7. Die erste Nachtfahrt durch den Suez-Canal. Von G. Weisbrodt. — 8. Geographische Neuigkeiten. — 9. Literatur.

(Nr. 122) [1105]

Auskunft ertheilt die **Direction** in **Hamburg**, Deichstraße 7.

Violin-Unterricht.

Ein humanistisch-akademisch gebildeter Geiger aus guter Beamtenfamilie, Schüler weiland Joseph Walters (Vater und Sohn), wünscht Anfängern Geigenstunden zu geben. Strenge Schule; Honorar 3 M. Adresse sub W. 3039 an **Rudolf Mosse** in **München**. (15206—15)

Die Lieder der Mormonen (12513)

von Kleist's (14702/7)

Lanolin-Huf- u. Lederfett

empfiehlt allen Pferdebesitzern ꝛc.

G. A. Schütte in Nürnberg,

Vertreter für Bayern der Lanolinfabrik von Benno Jaffé u. Darmstädter in Martinikenfelde.

Hauptniederlage in **München** bei: **Aug. Ostermaier**, Promenadepl. 12. **Nürnberg: Fritz Engelhardt jr.**, Hauptmarkt 17. **Augsburg: J. G. Kilian. Regensburg: J. W. Neumüller. Bamberg: Carl Troll. Freising: Jos. Zacherl.**

Weiche, falzbare

Homogenstahlbleche

lefert als Specialiät billig (14245/50)

H. Müller-Sanders, Köln.

Häuser, Güter, Villen u. s. w.

werden verkauft und vertauscht durch

C. F. Waidelich, München, Rosenstraße 5/II. [14205—29]